Princeton University Library
32101 068985496

410
728
51

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

W. A. Paap

Der Kaplan von Liestermonde

Roman aus dem Priesterleben

THE UER

W. A. Paap

Der Kaplan von Lieſtermonde

Der Kaplan von Liestermonde

Ein Roman
aus dem
Priesterleben

von

W. A. Paap

1.—10. Auflage.

Berlin W. 30
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1910 by
Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt,
G. m. b. H., Berlin W. 30

Erſtes Kapitel.

Auf dem großen Markt zu Lieſtermonde, wo an der einen Seite das alte Rathaus und dem gegenüber der ſchwere Bau der St. Urſulakirche ſteht, erhebt ſich neben verwitterten Giebeln die Front des neuen, breiten Pfarrhauſes, das ſchon äußerlich in ſeiner Struktur und mehr noch in der Einrichtung — elektriſches Licht, Zentralheizung — an ein kleines, modernes Hotel erinnert.

Dort ſaß an dem ſchwülen Sommerabend im geräumigen Wohnzimmer — drei Fenſter gehen auf die Gärten hinaus — der Kaplan Eckmiller an einem Tiſchchen und ſchrieb. Er arbeitet an Sparkaſſenbüchern für Arbeiterkinder; denn er ſteht an der Spitze einer Jugendvereinigung, einer größeren Anzahl von Knaben, die Fortbildungsunterricht empfangen, deren Sparpfennige er verwaltet, oder denen er Stellen als Lehrlinge beſorgt. Das nimmt ihn vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht in Anſpruch, und wenn er des Abends nicht auszugehen braucht, ſitzt er wohl der Gemütlichkeit halber hier bei den andern Herren Geiſtlichen im Wohnzimmer, zumeiſt aber nur, um ſeine Bücher zu führen.

(RECAP)

3478
428
351

548499

Es war dreiviertel acht, als Dekan Brancken ins Zimmer trat, ein bejahrter Mann, dessen graue Locken ein etwas spitzes Gesicht einrahmten, und der gleich Eckmiller die Kniehosen und die Soutanelle trug.

„Junge, Junge, wie ist es warm! Oder liegt es an mir?“

„Nein, Herr Dekan, es ist schwül. Ich habe die Fenster schon geöffnet, aber es hilft nichts; draußen geht kein Luftzug, es regt sich kein Blatt an den Bäumen.“

„Ich denke, wir bekommen ein Gewitter“, erwidert ein etwa dreißigjähriger Herr, Kaplan Heerkens, der eben eintritt; „aus dem Fenster des oberen Korridors sah ich am Horizont häßliche weiße Wolken.“

„Nur kein Gewitter!“ sagte der Dekan. „Ein Gewitter ist etwas Schreckliches.“

Er trat an eines der Fenster, um sich den Himmel anzuschauen, und antwortete währenddessen auf Heerkens' Frage, ob er klingeln und den Tee bestellen solle:

„Gewiß, Junge! Sehr gern.“

Bald erschien die alte Dienstmagd mit dem Teewasser, und Heerkens, der aus dem Buffet die Tassen genommen hatte, sagte:

„Plienchen, wir haben keinen Zucker mehr.“

„Apollonia,“ sagte der Dekan, der ihr stets die Ehre zuteil werden ließ, sie bei ihrem vollen Namen zu nennen, was die alte Bäuerin besonders gern hörte, „Sie behaupten, Sie wüßten

durch Ihren Rheumatismus vorher, wann es ein Gewitter gibt."

„Wir bekommen ein schweres Gewitter, Herr Dekan!"

„Ach, du lieber Himmel!"

Heerkens bereitete gerade den Tee, als Kaplan Heynsberg hereinkam, ein junger Mann mit schwarzem, kurzgeschnittenem Haar und bleichem Antlitz.

„Nun, Herr Heynsberg," fragte der Dekan, „wie geht es Ihrer Mutter?"

Denn während des Essens hatte Heynsberg gesagt, daß er seine Mutter einmal aufsuchen wolle.

„Ganz gut, Herr Dekan! Ich danke Ihnen! Meine Mutter bat mich, Ihnen Grüße zu bestellen."

„Ich danke, ich danke! Und es macht ihr natürlich Freude, daß Sie nun auch in Liestermonde sind?"

„Gewiß, Herr Dekan!"

Brancken scheint das Gewitter vergessen zu haben; er hat sich hingesetzt und lächelt: ein guter Einfall, vielleicht irgendein guter „Pfarrerswitz" hat offenbar seine Gedanken abgelenkt.

„A propos, Herr Heynsberg," sagt er gewichtig, „wir sprachen während des Essens von der Beichte. Aber kennen Sie diesen Fall? — Jawohl, Heerkens, ziemlich viel Zucker, zwei Löffel, ja, so ist's gerade recht; ich danke Ihnen; und jetzt ein wenig Milch . . . so . . . jawohl, recht so . . . Danke schön! — Also, Herr Heyns-

berg, ein Knabe, er mochte etwa acht bis neun Jahre alt sein, kam zur Beichte und sagte, er habe eine unkeusche Handlung wider die Natur begangen. Der Beichtvater fragte, was er denn getan habe. ‚Soll ich es mal vormachen?‘ sagte der Knabe. ‚Nein,‘ sagte der Beichtvater, ‚was fällt dir ein!‘ Aber alsbald bemerkte er schon, daß die Unkeuschheit nichts bedeuten konnte, er gestattete es ihm, und nun stellte der Junge sich auf den Kopf. Er hatte in seinem Katechismus von unkeuschen Handlungen wider die Natur gelesen, und da er dies als eine Handlung wider die Natur ansah, nannte er sie gleichzeitig auch unkeusch, denn er glaubte, daß dieses Wort ohne weiteres dazu gehöre.“

Lachend nahm Brancken eine Tasse Tee vom Tisch, die Heerkens vor ihn hingestellt hatte und trank ein paar Züge.

„Eckmiller, soll ich Ihnen den Tee dorthin bringen?“ fragte Heerkens.

„Sehr freundlich, bitte schön“, antwortete Eckmiller, indes er weiterarbeitete.

„Heerkens,“ sagte der Dekan wieder, „haben Sie gesehen, daß der Liestermonder Anzeiger einen ganz netten Bericht bringt über Ihre gestrige Versammlung?“

„Nein, Herr Dekan! Haben Sie das Blatt da?“

„Ja, ich will es mal vorlesen; dann hören die andern Herren es auch gleich.“

Er holte aus der Tasche seiner Soutanelle ein zerknittertes Zeitungsblatt hervor und las:

„Donnerstag abend veranstaltete der Marienverein in dem St. Josephsgebäude eine geschlossene Versammlung. Nachdem das Protokoll verlesen war, wurden sechs neue Mitglieder eingeführt. Darauf setzte die Präsidentin den Anwesenden auseinander, wie verkehrt es sei, Arbeitsfrauen während der Reinemache alkoholische Getränke zu geben. Ferner ergriff der geistliche Beirat das Wort und sprach die Hoffnung aus, die neuen Mitglieder möchten sich an der Agitation gegen den Alkoholismus eifrig beteiligen. Zur Abwechslung ließ Hochwürden einige Lieder singen, worauf die Präsidentin mit einem Dankeswort die sehr angeregte Versammlung schloß."

„Sie verstehen das ausgezeichnet," fuhr Brancken fort; „wirklich, Heerkens, Sie machen das sehr gut. So'n bißchen Gesang dazu, das ist das richtige, das liebe ich sehr; das lenkt die Gedanken von andern Dingen ab. Singen und beten, das ist das beste, was der Mensch tun kann. Ich sage immer zu den Leuten: ‚Beten, beten!' Und dann kommen sie mitunter mal wieder und behaupten, es habe nichts geholfen. Aber dann sage ich: ‚Ja, Mütterchen, Sie haben das wohl nicht erlangt, aber dann haben Sie gewiß nicht richtig gebetet.' ‚Doch,' antworten sie dann in der Regel, ‚ich habe in der Messe gebetet und in der Vesper und zu Haus.' Darauf antworte ich wieder: ‚Dann wäre das, um was Sie gebetet, Ihnen gewiß nicht heilsam. Aber beten, Mütterchen, ist allzeit gut; denn wenn es auch scheinbar nicht hilft, so erlangt Ihr doch Kraft, Euer Kreuz zu

tragen. Glaubt in Eurem Herzen, daß das Kreuz ein seligmachendes Etwas ist, und denkt bei Euch: O Kreuz, du bist meine einzige Zuversicht."

Darauf fächelte er sich mit dem Liestermonder ein wenig Luft zu und seufzte:

„Heute ist's aber warm!"

Und den Liestermonder immer weiter hantierend, fragte er:

„Sagen Sie mal, Kaplan Heerkens, so'n Marienverein gegen den Alkoholismus haben die Franziskaner doch nicht, nicht wahr?"

„Nein, Herr Dekan, den haben nur wir."

Nun, das gefiel dem Dekan sehr gut, obwohl, wie er meinte, sie es sicher wohl nachmachen würden, denn die machten alles nach und versuchten, sich in die andern Pfarreien einzudrängen, um hauptsächlich die reichen Damen anzulocken. Vor vielen Jahren, als er, Vrancken, nach Liestermonde gekommen, da hätten sie mit ihrer Kirche der heiligen Dreifaltigkeit in der Rathausstraße die erste Rolle gespielt. Sie hatten als Franziskaner natürlich ihren heiligen Antonius und die Antoniusandachten, und das ist ein famoser Broterwerb: es werden Kerzen verkauft, um in der Kirche vor seinem Bilde zu brennen; es werden zu seiner Ehre Messen gelesen, und die bringen Geld ein; viele Menschen kommen in die Kirche und füllen den Opferstock, und in die Büchse des Antoniusbrotes kommt Geld. Geld, überall Geld!

Aber Antonius von Padua, einer der populärsten Heiligen in Holland, wurde auch von ihm,

dem Dekan Brancken, hoch verehrt. Er wußte, daß dieser heilige Mann Zeit seines Lebens mit so viel Beredsamkeit gepredigt habe, daß es sich, als man dreißig Jahre nach seinem Tode seinen Körper ausgrub, um seine Gebeine als Reliquie in den Dom von Padua zu bringen, herausstellte, daß Gott die Zunge vor der Verwesung bewahrt, weil sie in früheren Tagen in so unvergleichlicher Weise sein Lob verkündet. Und wurde diese Zunge dort nicht noch heutigen Tages in einem kostbaren Reliquienschrein gezeigt?

Zu Ehren des Heiligen ließ er jetzt allwöchentlich in der Ursulakirche eine Abendandacht abhalten, die in Gesang und Gebet bestand, und nach der Andacht wurde seine Reliquie (1) verehrt. Auch holländische Lieder ließ er die Gemeinde dazu singen, zum Beispiel:

„Sankt Antonius laßt uns preisen
Unsern großen Schutzpatron,
Der den Weg uns möge weisen
Hin zu Gottes Gnadenthron.

Schon auf Erden hast gezeiget
Deines Wortes Wundermacht;
Huldvoll sei dein Ohr geneiget,
Jetzt in deiner Himmelspracht!“

So sangen seine Pfarrkinder aus voller Brust, so daß die Menschen auf dem Markt stehen blieben, und Heerkens gerade vor ein paar Tagen in der Sakristei zu Heynsberg gesagt hatte: „Jetzt hören Sie die nur mal singen!“

Außerdem ließ Brancken, denn das lockt die Leute sehr an, bei der Abendandacht gemeinsame Gebete verrichten in bestimmten Meinungen, die zuvor von dem Priester verkündigt wurden, z. B.: „Für eine Mutter zur Bekehrung ihres Sohnes", „Für die Genesung eines Schwerkranken", „Für ein Mädchen, deren Tugend bedroht ist", „Für einen jungen Mann, um vom Militär befreit zu werden", usw.

Ueberdies ist der heilige Antonius auch für ihn der hochverehrte Patron der verlorenen Dinge, und wenn er seine Uhr verloren hätte, so würde er beten:

Sankt Antonius mit dem Kinde!
Gib, daß meine Uhr ich finde!

Ungläubigen mag das wohl ein wenig seltsam klingen, ihm aber nicht; er meint es so, und dem, der daran zweifelte, würde er sagen: „Zweifeln? Ich kenne einen Menschen, der in der Elektrischen einen Ring verloren hatte. Innig betete er zum heiligen Antonius, und am Abend fand er den Ring in seinem Bett."

So etwas Besonderes aber wie solche Antoniusandachten bringt unter die Pfarrkinder viel Leben. Die Franziskaner zu Liestermonde waren denn auch zu jener Zeit sehr stolz auf ihre Antoniusnummer und sagten zu den Leuten: „Sehen Sie, so gescheit sind wir! Das haben die andern nicht!"

Als aber Dekan Brancken, kurz nachdem er nach Liestermonde gekommen, dies hörte, wurde es ihm zu bunt; er schaffte sich auch eine Reliquie

des heiligen Antonius an und führte auch die Antoniusandachten ein.

„Sehen Sie," sagten darauf die Franziskaner, „so gescheit sind wir! Die andern machen's uns nach!"

„Ja, daß wir diesen Marienverein haben und sie nicht, das ist doch nett", sagte Brancken.

Er nahm noch einen Schluck Tee und fuhr dann fort:

„Wie dunkel es plötzlich wird! Ob das Gewitter nun losbricht?"

„Es sieht ganz so aus", antwortete Heynsberg.

„Dann zünde ich eine Kerze an. Ich weiß nicht, ob Sie es tun, Herr Heynsberg, aber bei Gewittern brenne ich stets eine Kerze zu Ehren des heiligen Donatus."

Er holte aus dem Schubfach des Buffets eine geweihte Kerze hervor, eine Kerze also aus echtem Bienenwachs, über die er, um sie zu weihen, bereits früher das Kreuz geschlagen hatte, zündete sie an und murmelte vor sich hin:

In Wetter, Sturm und Blitzgefahr
Schirm' uns, o Heiliger, immerdar!

„Aber sie werden es schon nachmachen," sagte er, „sie werden es schon nachmachen. Haben Sie es bereits gehört, Kaplan Heynsberg? Weil wir jetzt an Ihnen einen so guten Redner, solchen ausgezeichneten Prediger haben . . . ja, ja, das sind Sie, eminent, eminent! . . . haben die dort sich auch einen neuen Prediger kommen lassen.

Aber jetzt möchte ich denn doch, daß wir wieder mal etwas ganz Besonderes ausfindig machten, etwas, das die andern noch nicht haben und das viel Aufsehen erregt, etwas, womit die Gläubigen sich eine Zeitlang beschäftigen können. Zum Beispiel eine schöne, neue, originelle Wallfahrt. Dazu bedarf es einer Kommission, und die muß sich zum Komitee konstituieren, und einen Präsidenten muß man haben und einen Schatzmeister wählen und darüber wird dann unter den Leuten viel geredet, und dann muß Geld gesammelt werden; vor allen Dingen aber müssen viele Mitglieder, furchtbar viele Mitglieder gewonnen und viele Versammlungen anberaumt werden, und predigen müssen wir drüber, und dann muß man solche Wallfahrt recht hübsch ausstatten. Ich wünschte nur, daß mir etwas einfiele. Denn Unsere Liebe Frau im Sand zu Roermond, und das alte Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Sittard, und das wundertätige Bild in der St. Johannkirche zu Herzogenbusch, und die heiligen Märtyrer von Gorcum in Briel, und alle die anderen ähnlichen Dinge, das ist lauter alte Kost. Und es zieht wohl noch, gewiß, aber es ist nicht das Richtige; ich möchte mal so etwas haben, was noch gar nicht bekannt ist."

Eckmiller, der wegen der einfallenden Dunkelheit seine Arbeit unterbrochen und zugehört hatte, rief von weitem:

„Jerun!"

„Jerun?" erwiderte Brancken. „Was ist das?"

Allein ein erſter Blitzſtrahl zuckte, und das dunkle Zimmer war einen Augenblick hell erleuchtet, ſo daß man jedes Möbelſtück deutlich unterſcheiden konnte. Brancken ſprang entſetzt von ſeinem Stuhl auf, machte das Zeichen des Kreuzes und murmelte:

„Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui, Jesus.“ .... (Gegrüßet ſeiſt du, Maria! voll der Gnade. Der Herr iſt mit dir. Du biſt gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit iſt die Frucht deines Leibes, Jeſus ....)

Hier wurde das Murmeln unhörbar infolge des rollenden Donners, der die Fenſterſcheiben erbeben ließ.

„Das war ein Schlag! Das war ein ſchwerer Schlag!“ ſagte Brancken.

„Jerun, das iſt ...“ hub Eckmiller wieder an.

Aber wiederum zuckte ein Blitz, wiederum ward das Zimmer hell erleuchtet, und Brancken, der noch ſtand, murmelte:

„Ave Maria ... Heerkens, wo iſt das Weihwaſſer? Wo iſt doch ...“

Aber Heerkens, der bereits zuvor das Zimmer verlaſſen hatte, um das Weihwaſſer und den Weihwedel zu holen, trat gerade damit ein. Brancken begann den Fußboden zu beſprengen.

„Ave Maria, gratia plena ... und ſchließen Sie raſch die Fenſter, Herr Heynsberg ... Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus .... ſchließen Sie ſie recht feſt .... et benedictus fructus ventris tui, Jesus ...“

„Jerun, das ist ...“ sagte Eckmiller wieder, als das Sprengen und einige Ave Maria zu Ende waren.

„Nein, nein,“ erwiderte der Dekan, „warten Sie einen Augenblick, bis das entsetzliche Gewitter vorüber ist.“

Noch ein heftiger Schlag, und dann begannen dicke Tropfen prasselnd in die Gärten herabzufallen, auf das Grün und auf die Blätter herabrauschend. Mehrmals noch zuckte der Blitz, rollte der Donner, und Brancken murmelte seine Ave Maria und zündete noch eine Kerze für den heiligen Donatus an, aber endlich klärte sich, während der Regen noch immer rauschend herniederströmte, die bleierne Farbe des Himmels, und es wurden in der späten Dämmerung des Sommerabends mattsilberne Flecken zwischen den Wolken sichtbar.

„Nun hört's doch auf!“ sagte Brancken.

Und etwas später:

„Nun wird's schön kühl werden.“

„Jawohl, Herr Dekan,“ antwortete Heynsberg; „soll ich die Fenster ein wenig öffnen? Es regnet hier nicht herein.“

„Ob keine Gefahr mehr da ist? Dann tun Sie es nur ruhig. O, Sie müssen nicht etwa glauben, daß ich ängstlich bin. Aengstlich bin ich gar nicht, durchaus nicht. Allein ich sage nur immer: Wozu soll der Mensch der Gefahr trotzen? Der Gefahr trotzen, das hat gar keinen Wert. Aber worüber sprachen wir doch gleich vorhin?“

„Ueber Jerun“, sagte Eckmiller.

„Ha, richtig. Nun, was ist das?“

„Das ist ein Heiliger zu Noordwyk im Bistum Haarlem. Eine Wallfahrt nach Noordwyk bringt einen Ablaß.“

„Ja, ja, natürlich. Und ist es dort hübsch?“

„Ein sehr nettes Dorf, die Umgegend reizend, und was Restaurants usw. anbetrifft, ist man vollkommen auf eine Wallfahrt eingerichtet. Aus Amsterdam, Rotterdam, Haag und ganz Holland pilgern alljährlich Tausende dorthin. Sie ist noch ziemlich neu. Bischof Bottemanne von Haarlem hat sie eingeführt. Und der Pfarrer von Noordwyk läßt jedesmal die Kirche sehr schön ausschmücken. Ich habe es zufällig einmal gesehen, als ich in der Nähe bei Verwandten zu Besuch war. Ich würde das entschieden empfehlen.“

„Ja, das wäre eine Idee! Das wäre mal etwas ganz Neues für diese Gegend. Wo könnte ich darüber etwas lesen?“

„Ich habe ein Wallfahrtsbüchlein über Jerun. Und dann wird sein Leben in Coppens „Kirchengeschichte von Nordholland“ geschildert. Im Bistum Haarlem hat man auch im Brevier eine zweite Nocturn über ihn; die können wir uns natürlich leicht verschaffen.“

„Wenn dann nur nicht das Sprichwort zutrifft: „Es ist gelogen wie die zweite Nocturn“(2), antwortete lachend der Dekan. „Aber das ist ja nicht meine Sache. Sie sind vorzüglich orientiert. Das muß ich dann mal lesen. Und auch Sie, Kaplan Heynsberg. Denn ich werde Sie dann vielleicht ersuchen, über dieses Thema zu predigen.“

Heynsberg ſtand vor dem Fenſter, das er geöffnet hatte. Und ſo ſah Brancken den traurigen Zug auf ſeinem Angeſicht nicht. Denn er war verſtimmt über all dies Treiben, ein Treiben, wie von Karuſſelbeſitzern auf einem Jahrmarkt, die, neidiſch auf ihren Nachbarn, verſuchen, ihm mit noch lauterer Muſik und einer Fahne mehr die Kundſchaft abſpenſtig zu machen.

Es war ihm angenehm, daß er nicht zu antworten brauchte, da Brancken fortfuhr:

„Morgen können Sie mir das mal geben, Eckmiller. Denn jetzt müſſen wir doch endlich unſer Spielchen machen. Wie ſpät mag es wohl ſein? Es iſt ſchon ſo dunkel, daß ich kaum auf die Uhr ſehen kann. Wie ſpät iſt es, Kaplan Heynsberg?“

„Dreiviertel zehn, Herr Dekan.“

„Dreiviertel zehn? Hat man jemals . . .! Es iſt doch wirklich unerhört, daß ſo ein Gewitter einem den ganzen Abend verdirbt. Dann nur ſchnell das Licht angezündet! Und die Karten her! Kommen Sie, Eckmiller, jetzt ſollten Sie doch aufhören. Sie verderben ſich . . . nun hätte ich beinah' geſagt: total die Augen; aber ich bemerke, daß Sie da ſchon eine kleine Lampe angezündet haben. Aber nun aufgehört, wenn ich bitten darf. Jetzt wollen wir zu viert noch eine kleine Partie machen.“

Und er erhebt ſich, um ſelbſt die Karten zu holen; allein Heerkens nimmt ſie bereits vom Buffet, indes Brancken von neuem zur Eile anſpornt:

„Nun aber vorwärts, es ist schon spät!“

Und während das Spiel im Gang ist, schaut er auf die Gesichter seiner Kapläne, um an dem Ausdruck zu erspähen, ob sie gute Karten haben. Und die Leidenschaft glüht auf seinen mageren Wangen. Wenn die Reihe an ihn kommt, denkt er lange nach, will eine Karte hinlegen, nimmt sie zurück, wirft, mit der Faust auf den Tisch schlagend, eine andere hin, ruft: „Trumpf“.

Ist das Spiel zu Ende, so paßt er scharf auf, ob Heerkens auch richtig notiert; wenn zwei sich unterhalten, winkt er ab, sagt hastig: „Weiter, weiter! Sie mischen! Und Sie heben ab! Ich gebe!“

Um halb elf aber legte Heerkens die Karten und die Spielmarken in den kleinen Kasten; denn Eckmiller mußte um sieben Uhr die Frühmesse lesen, und Heynsberg hatte es sich zur Regel gemacht, um diese Zeit auf seine Zimmer zu gehen. Pünktlich wie ein Uhrwerk brachte Plienchen die Ingredienzen zu einem Arrakgrog, und Brancken sagte zu Heerkens, der das Kästchen ins Buffet stellte:

„Sie trinken doch einen mit?“

„Gerne, Herr Dekan.“

* *
*

Heynsberg war froh, als er, im zweiten Stock auf seinem Zimmer angelangt, beim hellen elektrischen Lichte seine Bücher wiedersah. Das ewige

Kartenſpielen jeden Abend, er hatte es ſo ſatt. Und außerdem, ſeit einigen Monaten lebte er geradezu in einem Arbeitstaumel. Bis vor kurzem noch war er vollkommen gläubig geweſen, und gerade ſein inniger Glaube hatte ihn, der eine Art Apoſtelnatur war, dazu getrieben, die Kirche gegen ihre Feinde zu verteidigen. Darum hatte er den Biſchof um die „venia legendi“ gebeten, um die Erlaubnis, Bücher leſen zu dürfen, die auf dem Index (3) ſtehen. Und das gedruckte Formular war ihm, vom Biſchof unterzeichnet, zugeſandt worden, und Seine Gnaden hatten eigenhändig zweimal die Worte unterſtrichen: „Mit Ausnahme von obſzönen Büchern.“ Das hatte weh getan; dafür aber begann er mit deſto größerem Eifer das Studium der Apologie, der Wiſſenſchaft, welche die Grundlehren des Chriſtentums und der Kirche verteidigt. Da er ſo aber auch mit der modernen Naturwiſſenſchaft vertraut wurde, von der er im Seminar nichts gehört, war das Reſultat ein ganz anderes als er erwartet hatte, und in ſeinem Geiſt löſten ſich ſchon Steinchen vom Fels der heiligen Kirche.

Ihm widerſtrebten bereits jetzt unzählige Heiligenlegenden, alle von demſelben Wert wie die Sage, daß das Häuschen, in dem Maria zu Nazareth wohnte, um es vor den Türken zu ſchützen, von dem Engel Gabriel mit Hilfe einiger Kollegen durch die Lüfte nach Loreto, einem Städtchen in Italien, gebracht worden ſei, wo große Pilgerſcharen es im zwanzigſten Jahrhundert noch immer alljährlich beſuchen. Hier zu Lieſtermonde

hatte er ſchon über Reliquien gepredigt; er hatte, um keinen Anſtoß zu erregen, ſeine Worte ſorgfältig gewählt, unter anderm aber doch geſagt, daß es natürlich nur eine Lanze gäbe, mit der die linke Seite des göttlichen Heilandes durchbohrt worden war; daß aber augenblicklich ſieben exiſtierten, je eine in Paris, in Rom, in Antiochien, in Montdieu, in Saintonges, in Selves bei Bordeaux, und die ſiebente in Moskau.

Auch hatte er geſagt, daß nach der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers deſſen Kopf und Körper nach Sebaſte gebracht worden ſeien, wo Julian, der Apoſtat, ſie zuerſt verbrannt und dann die Aſche in alle Winde geſtreut habe; daß man indeſſen, dieſer hiſtoriſchen Tatſache ungeachtet, ſeine leiblichen Ueberreſte in Rom, in Genua, in Wien, in Puyen-Valdi in der Picardie, in Amiens, in Douai zeige; daß man ſeinen Kopf in Ermèſe in Frankreich, ſein Blut in Neapel, einen mit dieſem nämlichen Blut befleckten Stein in Venedig und drei ſeiner Finger in Armenien finde.

Er hatte daran erinnert, daß vom heiligen Andreas verehrt wurden: 5 Körper, 6 Köpfe und 17 Arme, Beine und Hände;

von der heiligen Anna: 2 Körper, 8 Köpfe, 6 Arme;

vom heiligen Antonius: 4 Körper und 1 Kopf;

vom heiligen Blaſius: 1 Körper und 5 Köpfe;

vom heiligen Georg: 30 Körper;

vom heiligen Lukas: 8 Körper und 9 Köpfe;

vom heiligen Sebaſtian: 4 Körper, 5 Köpfe und 13 Arme;
von der hochheiligen Vorhaut Chriſti: 13 Exemplare. (4)

In dieſer Weiſe hatte er darauf hingewieſen, daß derartige Reliquien der katholiſchen Kirche ſich ſelbſt lächerlich machten; aber hatte denn das große Kind, der Dekan Brancken, nichts davon bemerkt, er, der ihm da heute abend vorgeſchlagen, gerade das Gegenteil wieder zu tun und über Jerun zu predigen?

Doch nur keine Sorgen vor der Zeit! Und des Abends ſpät ſollte es in ſeinem Kopf nicht ſo unruhig ſein, denn dann kann er nicht ſchlafen. Eine ſchwere Havanna wird er ſich anzünden, und an ſeinem Schreibtiſch das Buch da weiterleſen, eine Geſchichte der Ohrenbeichte in der katholiſchen Kirche.

Ach ja, um dieſe Sache war es wieder recht traurig beſtellt. Im Seminar hatte man ihn gelehrt, daß Jeſus ſelber dieſe Beichte eingeſetzt und daß ſie ſeit den erſten Tagen des Chriſtentums beſtanden habe.

Und jetzt ſah er, daß die Ohrenbeichte erſt im Jahre 1215 zum Kirchengebot erhoben, und daß erſt das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert die Beichte zu einem Akt machte, wobei der Prieſter nach Erforſchung der Gewiſſen, die ſeinem Tribunal unterworfen ſind, die Funktion des Richters ausübt und das Urteil ſpricht.

Alſo eine verhältnismäßig ſehr moderne Einrichtung (5), meinte er, und einzig und allein zu

dem Zweck geſchaffen — er fürchtete ſich vor dem Gedanken — damit die Prieſter die Menſchen allzeit in ihrer Gewalt behielten. Denn allerdings begeht der Menſch nicht täglich einen Mord oder einen Diebſtahl, und braucht er alſo wegen dergleichen Sünden nicht immerfort zum Prieſter zu gehen, um Abſolution zu erlangen. Mit tiefer Menſchenkenntnis aber hat deshalb die Kirche — ſo drängte es ſich Heynsberg jetzt auf — aus dem ſechſten und neunten Gebot — „Du ſollſt nicht ehebrechen“ und „Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib“ — etwas ganz anderes gemacht, als darin ſteht. Denn nach dem „Sextum“ (ſechſten Gebot), wie das Dogma es lehrt, iſt nicht nur jede ſexuelle Handlung außerhalb der Ehe — und auch dort darf ſie nur in der vorgeſchriebenen Weiſe gepflogen werden! — ſondern auch jede ſexuelle Begierde, ja ſogar jeder Gedanke, ſofern er mit freiem Willen geſchieht, eine Todſünde; das iſt eine Sünde, durch die der Menſch Gottes Liebe verliert (im Gegenſatz zu den läßlichen Sünden, durch welche dieſe Liebe nur abnimmt); ſeine Seele iſt tot; wenn er in dieſem Zuſtand ſtirbt, kommt er unwiderruflich in die Hölle und muß dort ewig in wirklichem Feuer brennen. Das tuſt du aber nicht zu deinem Vergnügen, und daher läufſt du raſch zum Prieſter, um zu beichten. Darauf haſt du, der Verheißung Jeſu zufolge, wiederum ein Anrecht auf den Himmel. Aber wenn du auf dem Rückweg vom Prieſter nach Hauſe wiederum mit freiem Willen eine Frau begehrſt — oder die Frau

einen Mann — ſo biſt du wieder der Hölle verfallen; dann mußt du wieder zum Prieſter, und dann kommſt du wieder in den Himmel.

„Das iſt das heilige Schaukelbrett“, hatte Heynsbergs Freund, Kaplan Etienne Borret, einmal geſagt.

Mit dieſem Sextum, dachte Heynsberg, haben ſie die Leute in der Taſche! Denn darüber haben alle ſtets etwas zu erzählen.

Aber jetzt dachte er ſich wahrhaftig ſchon wieder in Zorn hinein. Er ſtand von ſeinem Schreibtiſch auf und trat ans Fenſter; er öffnete die Vorhänge, und grau und hoch erhob ſich vor ihm die Sankt Urſulakirche, das ſchwere, granitene Monument der Jahrhunderte.

Um dort draußen alles beſſer unterſcheiden zu können, löſchte er die Lampe. Im Schein des Mondes glitzerte die Klarheit der vom Gewitter gereinigten Luft, und von dem jetzt ſternhellen Himmel leuchtete es wie ſilbernes Totenlicht über Türme und Zinnen. Es war Freitag; morgen nachmittag würde er in der Kirche dort, wie an jedem Sonnabend, in ſeinem Beichtſtuhl ſitzen, und die Gläubigen würden kommen, um ihm ihre Sünden zu bekennen, und er würde ihnen dieſe Sünden . . . er würde ſie ihnen vergeben!

Ein dummer Gedanke! Ein dummer Gedanke der Menſchenſcharen, ſo wollte es ihm ſcheinen, zu glauben, daß Gott ihn als Werkzeug gebrauche, um Sünden zu vergeben!

Aber gute Leute waren es doch! Sie kamen ſo getreulich, und ſie beichteten alles!

Wild rasten die Gedanken durch seinen Kopf.

Doch eine Weile später lächelte er; er dachte an einen achtjährigen Knaben, der vor ein paar Wochen bei ihm gebeichtet hatte. Das Kerlchen hatte erzählt, es habe seine kleinen Schwestern geneckt und habe genascht: es habe heimlich Schokoladeplätzchen seines Schwesterchens weggenommen und gegessen.

Heynsberg wies ihn darauf hin, daß er jetzt doch schon seit einem Jahr zu „den Jahren der Vernunft" gelangt sei, daß er seit einem Jahr bereits zur Beichte komme und den Religionsunterricht besuche, und daß er ihm also mal sagen solle, warum er nicht naschen dürfe.

„Dann bekomme ich Schläge vom Vater", hatte der Kleine, der zu „den Jahren der Vernunft" gelangt war, voller Ueberzeugung geantwortet.

Heynsberg hatte ihm die Absolution nur bedingungsweise — sub conditione — erteilt, und zwar unter der Bedingung, daß er verstände, was das Ganze zu bedeuten habe.

Ach, die Leute kamen da so treuherzig zu ihm! Und er hatte so treuherzig mit ihnen gesprochen, als er noch vollkommen glaubte! Und das tat er ja auch noch. Es seien bei ihm ja nur Zweifel, meinte er. „Wir haben alle unseren Kampf, unseren schweren Kampf zu kämpfen", hatte sein eigener Beichtvater zu ihm gesagt.

Und etwas friedlicher als zuvor blickte er jetzt auf die Kirche, die da stand im Mondenlicht, und er sah wieder vor sich, wie er

dort, in tiefſtes Geheimnis gehüllt, vor allen fremden Ohren ſorgſam verborgen, im Dunkel des Beichtſtuhls bisweilen mit den Leuten geredet hatte. Und wie es wohl manchmal vergnüglich geweſen ſei, aber wie er doch auch oft Gutes tun könne.

Er ſieht ſich in ſeinem Beichtſtuhl ſitzen und ſieht durch das Gitter in der Holzwand, die ihn vom Beichtkind trennt, ein junges Bauernmädchen eintreten. Während ſie ſpricht: „Hochwürdiger Vater, geben Sie mir Ihren Segen!“ macht er über ſie das Kreuz und betet: „Dominus sit in corde tuo“ . . . (Der Herr ſei in deinem Herzen) uſw. Die kleine Bäuerin, die davon kein Wort verſteht, hat bereits mit ihrem Gebet begonnen, das die kleine Beichte (6) genannt wird, ſagt, wann ſie zum letztenmal zur Beichte gekommen, und fährt, da ſie ihre Sünden nach Zahl und Umſtänden beichten muß, fort:

„Ich habe meinen Vater geärgert zehnmal, einmal mehr, einmal weniger; ich habe ſiebenmal meine Mutter wütend gemacht, einmal mehr, einmal weniger. Ich habe fünfzehnmal meine kleinen Schweſtern geärgert, einmal mehr, einmal weniger. Ich habe fünfmal die Unwahrheit geſagt, bin einmal zu ſpät zur Meſſe gekommen, aber das war nicht ſchlimm, es war beim Confiteor. Und dann habe ich noch was, Hochwürden, aber das wage ich nicht recht zu ſagen.“

„Und was war das denn? Können Sie es nicht ſagen?“

Sehr leiſe:

„Nein, Hochwürden.“

„War es nur in Gedanken, oder war es in Worten, oder in Werken? War es sehr schlimm?“

„Ja, Hochwürden. Es war in Werken. Sie hatten noch so schön gegen die Kirmes gepredigt...“

Sie will ihn freundlich stimmen.

„.... und meine Mutter sagte noch: ‚Ach Kind, bleib doch daheim‘; aber da bin ich doch gegangen.“

„Oh, jetzt glaube ich, daß ich Sie verstehe. Wohl mit einem Burschen ausgewesen, nicht wahr?“

Leise:

„Ja, Hochwürden.“

„Und haben Sie mit dem sehr häßliche Dinge getan? Haben Sie geküßt? Haben Sie sich küssen lassen?“

Leise:

„Ja, Hochwürden.“

„Und einander wohl auch ein wenig unanständig berührt, nicht wahr?“

Leise:

„Ja, Hochwürden.“

Jetzt muß er seine Worte vorsichtig wählen:

„Und fand diese Berührung über den Kleidern statt, oder ... oder ...“

Leise:

„O nein, Hochwürden! Ueber den Kleidern.“

„So, so! Und geschah das nur zu einer Zeit? Oder zu verschiedenen Zeiten?“

Denn im erſteren Falle gilt es als eine fortlaufende Handlung, eine Sünde, im letzteren als verſchiedene Sünden.

„Nein, Hochwürden, es war nur zu einer Zeit, nicht zu verſchiedenen Zeiten.“

„Alſo Sie ſind nur einen Abend ausgeweſen?“

„Jawohl, Hochwürden, nur einen Abend. Und am nächſten Abend kam wieder die Verſuchung, denn ich dachte bei mir, wenn ich nun wieder zur Kirmes gehe, werde ich hoffentlich Tönis wieder treffen . . . . .“

„Still, ſtill, ſtill, keine Namen nennen; nur für ſich ſelber beichten. Wir wollen lieber Gott anflehen, daß auch er zur Einkehr gelange; aber wir brauchen nicht zu wiſſen, wer es iſt. Alſo es war nur ein Abend, nicht wahr?“

„Jawohl, Hochwürden, und als die Verſuchung über mich kam, da dachte ich noch daran, daß Sie ſo ſchön gepredigt hatten: ‚Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen . . .“

„Ja, ja, mein Kind, jetzt nur ſtill! Vergeſſen Sie jetzt die große Sünde; künftighin müſſen Sie nun ganz rein bleiben und an die Zukunft denken, damit Sie nicht mehr fallen. Durch die Abſolution werden Sie wieder vollkommen gereinigt, werden Sie wieder eine reine Braut Chriſti; alſo denken Sie jetzt nur nicht weiter darüber nach. Ich kann es mir aber ganz gut vorſtellen, daß Sie gerade in dieſem Zuſtand gegen Ihre Eltern bös geweſen ſind, nicht wahr?“

„Ja, Hochwürden.“

„Ja, ſo zieht die eine Sünde die andre nach

ſich. Und ſo haben Sie Ihre Eltern, die es doch ſo gut mit Ihnen meinen, und die Sie vor den Verlockungen der Sünde ſchützen wollten, gekränkt. Und bedenken Sie vor allen Dingen, was Gott geſagt hat: Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren. Jetzt wiſſen Sie auch, warum Sie Ihre Eltern ehren müſſen: weil ſie ſo große Sorge um ihr Kind haben und deſſen Reinheit ſchützen wollen. Beten Sie nun als heilſame Buße einmal die Litanei (7) des heiligſten Herzens Jeſu und einmal die zur unbefleckt Empfangenen. Und jetzt ſprechen Sie mal von Herzen den Akt der Reue."

Und während das Beichtkind andächtig dies kleine Gebet ſpricht, murmelt der Prieſter von neuem etwas Lateiniſches, deſſen wichtigſte Worte ſind: „Ego te absolvo a peccatis tuis in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti." (Ich ſpreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes), bei welchen Worten er das Zeichen des Kreuzes macht.

Bevor das Beichtkind geht, ſchiebt es durch den Spalt unter dem Gitter einen halben Gulden. Der Prieſter darf nichts fordern, aber das freiwillig Gegebene darf er annehmen, ſo er deſſen zu ſeinem Unterhalt bedarf. (8)

Ein Bauer tritt ein. Die Einleitung iſt etwa die gleiche wie zuvor.

„Ich habe wohl ab und zu ein Gläschen getrunken, Hochwürden; ich habe auch wohl mal

gerauft und bin im Handel unehrlich gewesen, sonst nichts, Hochwürden."

„So, und wenn Sie mal einen Schluck getrunken haben, ging das über das Maß, so daß Sie nicht mehr ganz bei Sinnen waren?"

„O nein, Hochwürden, das nicht. Ich war nur ein wenig angeheitert."

„Schön, aber geben Sie acht, denn in solch angeheitertem Zustand könnten Sie traurige Dinge tun. Haben Sie vielleicht damals auch gerauft? Hängt das damit zusammen?"

„Jawohl, Hochwürden. Zweimal bin ich dabei ein wenig zornig geworden. Bisweilen bin ich dann bösartig, Hochwürden, aber das kann ich im voraus nicht wissen."

„Und haben Sie in diesem Zustand Ihren Nächsten verwundet?"

„Nein, Hochwürden, nur ein paar Ohrfeigen gegeben. Die andern kamen rasch dazu und hielten mich zurück."

„So. Und die Unehrlichkeit im Handel, bezog die sich auf viel Geld?"

„Ja, Hochwürden, aber ich wußte eigentlich nicht, daß es unehrlich war. Ich fühlte wohl, daß es nicht sein durfte, und ich wußte es auch wohl, aber man hört über solche Dinge nie reden; gepredigt wird nicht darüber."

„Erzählen Sie mir mal den Vorfall."

„Ja, Hochwürden. Ich hatte eine Kuh, und mit der ging ich zu Markte. Das Tier litt an den Nieren. Und daher wollte ich es auch verkaufen, denn gutes Vieh kann man selber brauchen."

„So. Und haben Sie für das Tier den vollen Preis erhalten?“

„Ja, Hochwürden.“

„So, ſo, ſo. Und dabei wußten Sie doch, das ſagen Sie ja ſelbſt, Ihr Gewiſſen ſagte es Ihnen, daß Sie einen geheimen Fehler — einen Fehler, den ein anderer unmöglich ſehen kann — beim Verkauf nicht verſchweigen dürfen.“

„Ja, aber Hochwürden, da kam ſo ein Mann, ſo ein Aufkäufer von allerhand ſchlechtem Fleiſch, das er in der Stadt wieder an die Schlächter verkauft. So einer ſchlachtet die Tiere ja doch gleich, und diesmal brauchte er wohl ein geſundes Tier, ſo daß er den Preis dafür geben wollte.“

Das Beichtkind hatte alſo ſchlechte Ware verkauft, ohne daß dem Käufer daraus ein Schaden erwuchs.

„Ja. Alſo haben Sie auf dieſe Art und Weiſe den Leuten, die Fleiſch eſſen, einen ſehr ſchlechten Dienſt erwieſen. Mit Leuten von dieſer Art dürfen Sie eigentlich überhaupt nicht handeln; das wiſſen Sie doch. Aber Schaden haben Sie ihm nicht zugefügt; er wird ſein Geld ſchon herausbekommen.“

„Das will ich meinen, Hochwürden.“

„Alſo ihm brauchen Sie es nicht zurückzugeben. Aber das Geld, das Sie für die Kuh zuviel erhalten haben, kommt Ihnen ebenſowenig zu. Sie dürfen aus Ihrer Unehrlichkeit keinen Nutzen ziehen. Laſſen Sie mich mal ſehen. Wieviel haben Sie dafür bekommen?“

„Dreihundertundfünfzig Gulden, Hochwürden.“

„Und wieviel wäre das Tier im besten Fall wert gewesen?“

„Nicht viel, Hochwürden, es war schon ziemlich krank.“

„Was war es Ihnen denn wert?“

„Na, Hochwürden, sagen wir mal hundert Gulden.“

„Wissen Sie was? Versprechen Sie mir jetzt eines: Tun Sie das nun nie wieder, dann wollen wir beide diese Sache mal hübsch in Ordnung bringen. Sie wissen ja, hier hinten in der Kirche hängt eine Sammelbüchse für Antoniusbrot . . . .“

Für das zu Ehren des heiligen Antonius in diese Sammelbüchse geworfene Geld wird Brot gekauft, und das wird unter den Armen verteilt.

„. . . und von den zweihundertundfünfzig Gulden, die Ihnen doch im Grunde genommen nicht zukommen, müssen Sie hundert Gulden in diese Büchse werfen, um so an der armen Menschheit zu vergüten, was Sie der reichen Menschheit widerrechtlich entzogen haben. Aber dann darf es auch nie mehr vorkommen, sonst würde mein Urteil strenger lauten, und dann würde ich ja auch durch meine Milde dazu beigetragen haben, Sie in Ihrer Unehrlichkeit zu bestärken. Versprechen Sie mir, daß Sie das Geld ganz bestimmt zurückerstatten werden, die Summe, die ich Ihnen nannte?“

„Jawohl, Hochwürden, das verspreche ich Ihnen fest.“

„Schön. Und jetzt fassen Sie den bestimmten Vorsatz, ein weniger rohes Leben zu führen, denn Sie sind etwas roh. Dann sind Sie ein guter Kerl und dann werden Sie in der Tugend schöne Fortschritte machen. Ihre Roheit ist Ihr größter Fehler, und wer seinen Hauptfehler überwindet, kommt dadurch der Vollkommenheit nahe.“

„Ja, Hochwürden.“

„Schön, dann beten Sie zur heilsamen Buße an drei aufeinanderfolgenden Tagen die Litanei zum heiligen Geiste, auf daß der Geist Gottes Sie da erleuchten möge, wo Sie aus Kurzsichtigkeit oder infolge Ihres rohen, leichtsinnigen Gemütes in Sünde fallen würden. Und erwecken Sie jetzt einen recht herzlichen Akt der Reue über alle Sünden des ganzen Lebens.“

Der Priester gibt ihm die Lossprechung, und bevor das Beichtkind geht, schiebt es einen halben Gulden durch den Spalt und sagt:

„Hochwürden, das ist für Sie.“

Eine junge Dame tritt ein; in der Dunkelheit rauschen seidene Röcke; ein Duft von feinem Parfüm dringt durch das Gitter in den kleinen Raum, in dem der Priester sitzt.

Er spricht bereits fein: „Dominus sit in corde tuo“. . . . und sie:

„Hochwürdiger Vater, geben Sie mir Ihren Segen. Ich bekenne vor Gott, dem Allmächtigen, und der heiligen Jungfrau Maria . . .“

Sie huſtet ein paarmal, denn ſie kennt die kleine Beichte nicht genau, und ſagt:

„Ach, Pater, dürfte ich die kleine Beichte vielleicht weglaſſen? Die macht ein wenig nervös.“

Vornehme Damen reden die Prieſter mit „Pater“ an, da ſie in der Regel bei Patres beichten.

„Schön, ſo beginnen Sie nur gleich mit Ihrem Sündenbekenntnis; die kleine Beichte kann ruhig ausfallen. Und jetzt ſagen Sie mir mal, wann haben Sie zuletzt gebeichtet?“

„Zuletzt gebeichtet, Hochwürden? Zuletzt gebeichtet? Einen Augenblick! Etwa vor drei Monaten. Es war um die Zeit des heiligen Weihnachtsfeſtes. Und damals habe ich nicht Ihnen gebeichtet; es war ein fremder Pater hier.“

„Schön, ſchön. Beginnen Sie jetzt.“

„Das Morgengebet hin und wieder unterlaſſen, einmal an Sonn- und Feſttagen die Meſſe verſäumt, die Geſchwiſter ein wenig geneckt, die Mutter geärgert, wohl mal etwas getan, was nicht ganz anſtändig war.“

Der Prieſter zögernd:

„So. Und war das ziemlich ſchlimm?“

„O nein, Hochwürden, nein, nein, es war gar nicht ſchlimm.“

„Kommt ſo etwas, das nicht gar ſo ſchlimm iſt, öfters vor?“

„Nein, Pater, beinahe nie. Aber das andere habe ich ſchon dem andern Pater gebeichtet.“

Hier ſtutzt er; denn wenn ſie darauf hinweiſt, iſt es gewiß etwas ſehr Schlimmes, und

dann könnte es möglicherweise inzwischen nochmals vorgefallen sein.

„Es war gewiß etwas . . . in Gedanken, nicht wahr, in Gedanken? . . .“

„Ja, Pater, ja! . . .“

„Und . . . war das nur ein plötzlich auftauchender Gedanke, oder gingen Sie freiwillig darauf ein?“

„Wie meinen Sie das, Pater?“

„Ich meine, ob Sie Freude dabei empfanden, Wohlbehagen?“

„Nein, Pater! Nur ganz flüchtig.“

„So.“

Er glaubt es natürlich nicht; aber ein Beichtvater muß in erster Linie ein Muster von Sanftmut sein.

„So. War vielleicht auch ein wenig Begierde dabei?“

„O ja, Pater, auch wohl mal.“

„So. Und diese Begierde, richtete die sich dann auf eine Person des andern Geschlechts, oder . . .“

„Ja, Pater! Natürlich!“

„So. Und blieb es dabei, oder hatten Sie auch den Wunsch, etwas zu tun? Oder haben Sie vielleicht wohl etwas getan?“

„Ja, Pater, auch wohl mal; ja, ein wenig zu frei gewesen.“

„So, jetzt weiß ich genug; ich begreife Ihren Zustand. Nun wollen wir mal ehrlich miteinander reden, damit Sie eine gute, aufrichtige Beichte

ablegen. Sie brauchen ſich wegen nichts zu ſchämen. Bedenken Sie, daß wir Prieſter auch Menſchen ſind, und daß wir die unglückliche Schwäche unſeres Geſchlechtes gar wohl verſtehen. Es wäre alſo nicht vernünftig, wenn Sie ſich vor einem Beichtvater ſchämten, der nichts ſehnlicher wünſcht, als Sie wieder vollkommen beruhigt und mit einem reinen Herzen entlaſſen zu können. Seien Sie alſo getroſt und unterwerfen Sie ſich dem heiligen Willen Chriſti, der um unſerer Sünde willen ſo viel geduldet hat und der von Ihnen nur dieſe kleine Buße der Erniedrigung verlangt, um Ihre Seele von allen Sünden zu befreien."

Leiſe:

„Ja, Pater."

„Sie verſtehen doch wohl, daß mir Ihr Zuſtand vollkommen klar iſt; wir erkennen aus wenigen Worten ſchon ſehr bald, wie es um einen Menſchen beſtellt iſt. Und wenn ich hier jetzt ſo weiter rede über Ihre Sünden, ſo tue ich das nur, um Sie zu einer vollſtändigen Beichte zu bringen, damit Ihnen alle Ihre Sünden verziehen werden."

Flüſternd:

„Ja, Pater."

„So, und nun laſſen Sie mich ein paar Fragen an Sie richten und antworten Sie nur kurz und klar. Ich werde es Ihnen ſo leicht wie möglich machen. Sie wiſſen, ich kenne Sie nicht."

Der Gläubige kann nämlich beichten, bei welchem Prieſter er will und braucht ſich ihm

nicht bekannt zu geben. Aber natürlich erkennen die Prieſter in der Regel ihre Pfarrkinder wieder.

„Sie wiſſen, ich kenne Sie nicht. Sehen Sie in mir den Stellvertreter Gottes, der in dieſem Augenblick nichts ſehnlicher wünſcht, als Sie wieder wie ein reines Kind zu ſich nehmen zu können.“

Leiſe:

„Ja, Pater.“

„Und jetzt hören Sie. Sie haben wohl eine Bekanntſchaft?“

„Bekanntſchaft, Pater? Bekanntſchaft? .... Verlobt bin ich nicht.“

„Nun ja, Sie verſtehen doch wohl, was ich meine. Wir wollen kurz und ſachlich ſein. Verſuchen Sie mich ſo gut zu verſtehen, wie ich Sie zu verſtehen verſucht habe.“

Verlegen:

„Ja, Pater.“

„Wie oft haben Sie mit jener Perſon zu frei verkehrt?“

Ganz leiſe flüſternd:

„Es ſind zwei, Pater.“

„Schön. Wie oft haben Sie mit Perſonen des andern Geſchlechts unreine Dinge getan?“

„Zehnmal, Pater.“

„Und wie kam das denn? Hatten Sie denn Gelegenheit dazu?“

Sehr verlegen:

„Ja, Pater. Mama wollte es nicht haben, aber ich bin zur Faſtnacht nach Breda gefahren. Ich war dort zum Beſuch eingeladen bei einer

befreundeten Familie, und da waren viele junge Leute und . . .“

„Und waren die Handlungen ziemlich ſchlimm?“

Sie ſchweigt eine Weile.

„Nun?“

„Ja, Pater.“

„War es eine Berührung mit den Händen, oder etwas noch Schlimmeres?“

„Etwas Schlimmeres, Pater.“

„Wie alt ſind Sie? Ich frage das nicht etwa aus einem beſonderen Grunde . . . .“

Er meint damit: Ich will keine indiskreten Fragen an Sie richten.

„. . . . aber ich will wiſſen, ob Sie über gewiſſe Dinge orientiert ſein können.“

Sie nennt ihr Alter nicht, ſondern ſagt:

„Jawohl, Pater, ich bin über alles orientiert.“

„Haben Sie dann vielleicht . . . etwas geduldet . . . gerade als wären Sie verheiratet?“

„Ja, Pater.“

„All die zehn Male?“

„Fünfmal war es ſo ſehr ſchlimm, die anderen Male nicht ſo ſehr ſchlimm.“

„Schön. Und beſteht vielleicht die Gefahr, daß das Folgen haben könnte?“

Sie antwortet, als wolle ſie ſich ein beſonderes Lob erteilen:

„O nein, o nein, Pater; dafür habe ich ſchon geſorgt.“

„Wiſſen Sie das beſtimmt?“

„Ja, Pater.“

„Ja, Sie ſagen das nun wohl ſo. Aber das iſt doch ſehr gefährlich, und das Geringſte könnte die Veranlaſſung dazu werden, daß Sie die Betrogene wären. Und darüber müſſen Sie doch mal recht gründlich nachdenken um Ihrer Ehre willen, denn ſonſt könnten Sie für derartige Sünden auch wohl einmal ſehr empfindlich geſtraft werden. Wir haben nicht die Macht, das Leben zu vernichten. Im übrigen darf es auch nicht ſein, und Sie haben damit eine neue ſchwere Sünde begangen. Laſſen Sie ſich alſo nie wieder verführen!“

„Nein, Pater, aber bei einem ſolchen Feſt mit Ball und Maskerade . . .“

„Nun gut, das iſt jetzt vorbei. Ich ſage es auch nur, um Sie für künftige Zeiten zu warnen, und damit Sie nicht nur wiſſen, daß Sie durch dergleichen Sünden den lieben Gott beleidigen, ſondern auch, wie Sie ſich dadurch ſelbſt ins Unglück ſtürzen können. Aber jetzt wollen wir das ruhen laſſen und mal alles zuſammenfaſſen. Sie haben wahrſcheinlich gegen den Willen Ihrer Eltern und mit böſen Begierden dieſes Feſt beſucht?“

Stets flüſternd:

„Ja, Pater.“

„Sie wußten das? Es war Ihnen bewußt?“

„Ja, Pater.“

„Und wie lange haben Sie in dieſem Zuſtand gelebt? Bis Sie wieder daheim waren?“

„Etwa acht Tage, Pater.“

„Und Sie haben während dieſer acht Tage eigentlich nie die böſen Begierden unterdrückt?“

Sie ſchweigt. Wenn ſie dieſe Frage bejaht, iſt es, weil ununterbrochen, nur eine Sünde, ſonſt mehrere.

„Haben Sie dieſe ſündige Begierde die ganze Zeit über gehabt?“

Sehr verlegen:

„Ja.“

„Sie haben alſo während all der Zeit dauernd Gedanken und Begierden nachgegeben, und die Gelegenheit geſucht, dieſe Begierden zu befriedigen?“

„Ja, Pater.“

„Und wann haben Sie das bereut?“

„In der Bahn, Pater. Ich ſaß noch nicht im Zuge, da reute es mich ſchon.“

„So, ſo. Jetzt überſehe ich Ihren Zuſtand genau und auch die unglücklichen Tage, die Sie durchlebt haben. Und wie oft haben Sie, abgeſehen von dieſer Sache, noch unreinen Gedanken nachgegeben?“

„Etwa dreißig- bis vierzigmal, Pater.“

„Und Begierden, geben Sie denen auch wohl mal nach? Und dieſe Begierden richten ſich dann gewiß auch ſtets auf dergleichen Dinge?“

„Ja, Pater.“

„Und wie oft haben Sie dieſen Begierden nachgegeben?“

„Auch etwa dreißig- bis vierzigmal, Pater.“

„Und haben Sie auch Handlungen mit ſich ſelbſt oder mit anderen vorgenommen?“

„Nein, Pater. — Ja aber, Hochwürden, ich muß Sie mal etwas fragen. Wenn ich die Treppe heruntergehe, überkommt mich oft so ein . . . angenehmes Gefühl, wenn meine Bruſt in dem Korſett auf und nieder geht. Iſt das Sünde?“

„Ja . . . das heißt . . . tun Sie das abſichtlich?“

„Auch wohl mal, Pater.“

„Haben Sie vielleicht bis jetzt nie ernſtlich daran gedacht, daß es ſündhaft ſein könnte?“

„Nein, Pater, das fällt mir erſt jetzt ein.“

„Ja, ſehen Sie mal, Sie können als Regel aufſtellen, daß alles, was Sie mit einer gewiſſen ſinnlichen Begierde, einem gewiſſen ſinnlichen Genuß bewußt tun oder begehren oder denken, Todſünde iſt, während ſie ſich über die gleichen Dinge nicht zu beunruhigen brauchen, wenn ſie unbewußt geſchehen, oder wenn unſere Natur ein wenig überreizt iſt und ſich geltend macht, und ſolches ohne unſeren Wunſch oder nach einem gewiſſen Kampf unſererſeits vor ſich geht, oder wenn Sie auch nur Ihre Aufmerkſamkeit davon ablenken, weil Sie nichts davon wiſſen wollen. Laſſen Sie jetzt nur alles, wie es war; Sie haben ſehr gut gebeichtet, ich kann mir mein Urteil ganz genau bilden, und was ich Ihnen da eben ſagte, gilt ausſchließlich und allein für die Zukunft. Alſo das wäre alles in Ordnung. Und wenn noch irgend etwas ſein ſollte, ſo ſagen Sie es aufrichtig; wir ſind nun beinah fertig. Aber ja, ich muß Sie noch eines fragen. Gehen Sie oft zu dieſer Familie zu Beſuch?“

„Jawohl, Pater, etwa einmal im Jahr.“

„Immer um die gleiche Zeit?“

„Nein, Pater, dies war eine Ausnahme, und ich werde es nie wieder tun.“

„Aber treffen Sie dort zu andern Zeiten auch dieſe leichtſinnigen jungen Leute?“

„Nein, Pater; ſie waren dort zu Gaſt, ebenſo wie ich.“

„Und dann muß ich Sie noch eben fragen, oder, ich will es Ihnen lieber gleich ſagen: Es haben natürlich auch andauernd kleine Freiheiten ſtattgefunden, Küſſe, Umarmungen, ſinnliche Berührungen, iſt es nicht ſo?“

„Ja, Pater.“

„Gut; ich wollte das nur der Vollſtändigkeit halber noch fragen. Aber vergeſſen Sie es jetzt, das iſt im Ganzen mit eingeſchloſſen. Sonſt haben Sie, glaube ich, nichts Beſonderes mehr zu beichten, nicht wahr?“

„Nein, Pater.“

„So menſchlicherweiſe geſprochen, haben Sie wohl alles gebeichtet, nicht wahr?“

„Ja, Pater.“

„Nun, dann können Sie ruhig ſein. Natürlich bereuen Sie die große Unordnung in Ihrem Leben, und alles das, was Ihre Phantaſie beſudelt und was Sie ungeeignet machen würde, in Zukunft ein gutes und nützliches Leben zu führen in dem Stand, den Ihnen Gott zugedacht hat. Und darum hören Sie jetzt auf mit dergleichen Dingen, die Sie doch ſo gewaltſam herausreißen, und beginnen Sie ein ganz neues

Leben. Seien Sie heiter und aufgeräumt in dem Bewußtsein, daß Gott Ihnen all' Ihre Sünden verzeiht, Gott, der es so gerne will, daß die Menschen reuevoll zu ihm kommen, auf daß er sie wieder mit seiner Gnade beschenken kann. Bedenken Sie vor allen Dingen, wie Sie ihn, der die Güte selber ist und der Ihnen in seiner ganz besonderen Weise in so mancher Hinsicht seine Liebe bewiesen hat, durch Ihre Sünden gekränkt haben. Bitten Sie ihn reumütig um Verzeihung und werfen Sie sich von ganzem Herzen in die Arme seiner Barmherzigkeit. Und denken Sie nicht mehr daran, daß Sie jemals so unglücklich gewesen sind, sondern geben Sie sich vollkommen und rückhaltlos der göttlichen Gnade hin, die wiederum ein ganz neues Leben in Ihnen erwecken wird, und versprechen Sie ihm, daß Sie alles tun wollen, um allzeit dieser Gnade wert zu sein und nie mehr von seiner reinen Liebe geschieden zu werden. Wollen Sie sich nun wirklich von ganzem Herzen Mühe geben?"

„Ja, Pater, ich verspreche es Ihnen."

„Schön. Dann beten Sie zur heilsamen Buße . . . halt, einen Augenblick . . . beten Sie noch regelmäßig?"

„Ja, Pater."

„Auch Ihre drei Ave Maria?"

Denn des Abends und des Morgens drei Ave Maria zu Ehren der allerreinsten Jungfrau Maria beten ist sehr wirksam, um die Keuschheit zu bewahren.

„Ja, Pater."

„Nun, vergessen Sie das niemals. Denn in unseren Schwierigkeiten, in den Schwierigkeiten, die wir alle haben, ist gerade die reine Jungfrau eine so teure und mächtige Fürsprecherin. Halten Sie getreulich an dieser Andacht fest und beten Sie nun auch zu Ehren Mariä zur heilsamen Buße einmal den Rosenkranz (9). Sie brauchen das nicht in einem zu tun, Sie dürfen es auf einige Tage verteilen, so wie es Ihnen am besten paßt, wenn Sie nur jedesmal aufrichtigen Herzens beten und von dem Verlangen beseelt sind, mit der göttlichen Gnade den Geist der Buße für Ihre Sünden zu vereinigen. Dann ist es gut, und dann richten Sie es nur so ein, wie es Ihnen gelegen ist. Beten Sie jetzt, um diese Beichte gut zu beschließen, einen recht aufrichtigen und herzlichen Akt der Reue, und zu allerletzt lege ich Ihnen noch mit dem größten Nachdruck und mit besonderer Sorgfalt für Ihr Wohlergehen an das Herz: Vergessen Sie die Vergangenheit, das alles ist nun vorüber. Gott wünscht nicht unseren Kleinmut, sondern unsere Freudigkeit, unsere Bekehrung und unser Leben. Also vertrauensvoll in die Zukunft geschaut, hören Sie? Kann ich mich darauf verlassen?“

Leise:

„Ja, Pater.“

„Und dann kommen Sie ein wenig häufiger zur Beichte, zum Beispiel in jedem Monat einmal.“

„Ja, Pater.“

Darauf betet sie andachtsvoll und mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen

den Akt der Reue, und er beginnt sein Latein; und nachdem sie beide zu Ende, erhebt sie sich, holt ihr Portemonnaie hervor, schiebt eine Banknote von sechzig Gulden durch den Spalt und sagt:

„Pater, darf ich Ihnen dies für Ihre Armen geben?"

Freudig überrascht, da er gerade sehr viel Arme hat und es gut brauchen kann, sagt er:

„O, sehr gern! Ich danke Ihnen sehr! Gott segne Sie!"

„Gelobt sei Jesus Christus . . . Pater!"

„In Ewigkeit, Amen."

Ein junger Mann tritt ein, ein Herr; er läßt die kleine Beichte weg und spricht sehr rasch, gleich als fühle er sich durch diese Arbeit ein wenig gedemütigt und als habe er andere Dinge im Kopf.

„Hochwürden, ich bitte Sie um Ihren Segen. Letzte Beichte vor drei Monaten. Sonntags nicht in der Messe; in schlechten Häusern gewesen; sonst nichts, Hochwürden."

„Wie oft haben Sie Sonntags die Messe versäumt?"

„Zehnmal, Hochwürden."

„So, Sie scheinen die Messe also ziemlich häufig zu versäumen. Sie besuchen sie wohl nicht oft?"

„Selten, Hochwürden."

„Hatten Sie vor Ihrer letzten Beichte auch so oft die Messe versäumt? Gehen Sie vielleicht im allgemeinen sehr wenig hinein?"

„Das sagte ich ja: selten, Hochwürden."

Digitized by Google

„Nun, ſo glaube ich, daß es die höchſte Zeit wird, daß Sie Ihr Leben ändern. Sie müſſen nicht denken, daß Sie ohne den lieben Gott fertig werden können. Und nehmen Sie nun zum Beiſpiel die Sache mit den ſchlechten Häuſern. Wie oft ſind Sie dort geweſen?“

„Wöchentlich einmal, Hochwürden. Dann muß ich immer für meinen Vater nach Rotterdam zur Börſe, und dann bleibe ich kleben und amüſiere mich des Abends, gehe mal hierhin, mal dorthin, und . . .“

„Ja, aber ich brauche nicht von Ihnen zu wiſſen, wie Sie Ihre Zeit totſchlagen. Wir müſſen hier ſachlich vorgehen. Wenn Sie dieſe ſchlechten Häuſer beſuchen, haben Sie ſich natürlich mit Mädchen eingelaſſen.“

„Ja, Hochwürden.“

„Und wenn Sie dahin gingen, gingen Sie dann mit der Abſicht, das zu tun?“

„Nein, Hochwürden, aber ach, dann fällt man bald in Sünde.“

„Natürlich, das iſt klar. Erſt haben Sie wohl allerlei Allotria getrieben mit den Mädchen, die da waren, ſind ſehr familiär mit ihnen umgegangen und haben ſich ſchließlich mit einer abgeſondert.“

„Sehr richtig, Hochwürden!“

„Nun, was Sie mir da ſagen, kann mir gar nicht gefallen, und der Ton, in dem Sie ſprechen, macht durchaus nicht den Eindruck, als ob Sie Reue empfänden und Ihr Leben beſſern wollten. Sie kommen eigens zu mir zur Beichte, weil ich Ihre

Vergangenheit nicht kenne, und ſo gehen Sie von einem Beichtvater zum andern, weil Ihr eigener Beichtvater Ihnen nicht mehr helfen will. Aber wir wollen nun ſagen: Sie kommen in einem Monat zurück und verſuchen Ihren Vater zu beſtimmen, falls es, ohne ſich bloßzuſtellen, geſchehen kann, daß ein anderer zur Börſe geht, und wenn nicht, ſo müſſen Sie nachher ſofort zurückkehren. Und wenn Sie nun in einem Monat wiederkommen und Sie haben viermal der Meſſe beigewohnt und viermal die Bordelle verſäumt, ſo will ich annehmen, daß Sie guten Willen haben und Ihnen die Losſprechung geben."

„Das geht nicht, Hochwürden."

„Es iſt aber meine Pflicht."

„Dann verſtehen Sie mich nicht, Hochwürden. Alles, was Sie von mir denken und ſagen, iſt wahr; aber ich war gerade deshalb zu Ihnen gekommen, weil ich auf Ihre Hilfe hoffte, denn ich bin ſo unglücklich, Hochwürden, und daraus entſtehen alle meine Sünden. Und durch dieſe Sünden werde ich auf die Dauer doch noch unglücklicher."

„So, dann tut es mir leid; das habe ich nicht gewußt. Reden wir alſo mal ganz freundſchaftlich miteinander. Sagen Sie mir, was Sie ſo ſehr bedrückt."

„Ja, wiſſen Sie, Hochwürden, als ich zwanzig Jahre alt war, war ich noch ſo unſchuldig wie ein Engel; als Knabe war ich eifrig geweſen, hatte gute Studien gemacht und in Vaters Bureau fleißig gearbeitet. Aber ich war nicht mit der Seele

bei der Arbeit, ſondern ich tat es nur, weil ich mich nun einmal durchs Leben ſchlagen muß. Ich war auch Chorſänger und ſang bei jedem Hochamt, und ich liebte die Muſik über alle Maßen. Zu Weihnachten war ich aufgefordert, in Lieſtermonde zu ſingen, und da war Wynands, der berühmte Tenor aus Amſterdam, auch dort, und während des Credo ſtellte er ſich neben mich, und als alles aus war, ſagte er zu mir: ‚Menſch, Sie haben eine Prachtſtimme.‘ Daheim ſagte ich nichts davon, aber mein Vater geſtattete mir, Geſangunterricht zu nehmen. Bei Andrio erwarb ich mir viel muſikaliſche Kenntniſſe, und ich begann, nur für Muſik zu leben, und da wußte ich eigentlich erſt ſo recht, wohin meine Seele geflogen, wenn ſie nicht bei der Arbeit war.“

„Und da ſind Sie zu Ihrem Vater gegangen und haben ihm geſagt, daß Sie Muſik ſtudieren möchten.“

„Ja, Hochwürden.“

„Und davon wollte Ihr Vater nichts wiſſen.“

„Nein, Hochwürden.“

„Sie wollten nach Frankfurt oder nach Köln.“

„Wie wiſſen Sie das, Hochwürden?“

„Es iſt ein Zufall, daß ich es errate .... Jedenfalls fand Ihr Vater es unſinnig von Ihnen, daß Sie eine ſchöne Stellung aufgeben wollten, um ſich der Muſik zu widmen. Und als Sie es Ihrer Mutter erzählten, waren beide darin einig, daß Sie in der Künſtlerwelt Ihre Tugend verlieren würden.“

„Ja, Hochwürden.“

„Schön. Die Sache hat Sie traurig und kopfscheu gemacht, und da haben Sie die Flinte ins Korn geworfen. Das war nicht recht von Ihnen, aber ich kann es verstehen. Wir wollen nun folgendes festsetzen. Für's erste vertrauen Sie wieder auf die Macht der Religion; all' den alten Trödel von schlechten Gewohnheiten werfen Sie über Bord, und nun fassen Sie ein wenig Zutrauen und kommen Sie morgen früh nach dem Hochamt zu mir, und wir reden dann noch einmal über dies und jenes, ohne die Sündengeschichte zu erwähnen, und dann werde ich schon dafür sorgen, daß wir zusammen den richtigen Weg für Sie finden. Dann werden Sie in ein paar Monaten voraussichtlich schon in Frankfurt sein. Sie haben heute einen Menschen gefunden, der es gut mit Ihnen meint, der Ihren ganzen Zustand mitempfindet und der mit aller Kraft für Sie kämpfen will. Ich glaube nun auch völlig an Ihre guten Vorsätze, daß Sie sich aus diesem elenden Zustand befreien wollen, und ich hege durchaus keine Bedenken, Ihnen die Absolution zu erteilen. Es ist gut, daß Sie sich ausgesprochen haben; beten Sie nachher ganz ruhig den Akt der Reue, ganz einfach; Sie meinen es ja gut; beten Sie so, wie Sie als Kind gebetet haben. Und lassen Sie vor allen Dingen keine Geringschätzung gegen Ihre Eltern aufkommen, die es doch im Grunde so gut mit Ihnen meinen, und die sich nur getäuscht haben. Und als heilsame Buße beten Sie, wie es Ihnen gelegen ist, fünf Vaterunser und fünf Ave Maria. Das ist zwar

wenig, aber die Bekehrung selbst ist mehr wert als alle Werke der Buße. Beten Sie nun den Akt der Reue, dann will ich Ihnen die Absolution erteilen."

Nachdem alles erledigt ist, sagt der junge Mann:

„Hochwürden, ich danke Ihnen; ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin; jetzt kostet es mich gar keine Mühe mehr, gut zu sein; dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens."

„Also bis morgen früh, dann werden wir uns näher kennen lernen. Gnadenreiche Kommunion!"

Heynsberg erinnerte sich, da in der späten Abendstunde vor seinem Fenster — das Fenster dunkel und vor ihm die Kirche, von silbernen Strahlen übergossen — er erinnerte sich, wie er jenen jungen Mann, der in einer Umgebung, die nicht für ihn taugte, langsam verkam, durch sein einflußreiches Priesterwort seinem eigentlichen Beruf geschenkt. Eine Freude war es ihm, daß er sich nicht getäuscht: es ging dem jungen Musiker vortrefflich dort in Frankfurt bei seinen Studien; wiederholt erhielt er von ihm Briefe voll herzlicher Dankbarkeit.

Gewiß, diese Beichten — sie bestanden in den meisten Fällen aus den gewohnten, bekannten Dingen. Immer dasselbe: das Sextum. Das war dann hin und wieder recht langweilig. Aber ab und zu konnte man doch etwas Gutes ausrichten.

Die Mitternacht erklang mit dröhnenden Schlägen vom Turme der St. Urſula, als Heynsberg ſich erhob und voller Wehmut zu ſehen glaubte, daß in der Kirche das wenige Gute noch auf falſcher Grundlage ruhe.

Als er am nächſten Morgen von dem Fenſter, an dem er geſtern abend geſeſſen, auf die frühe Morgenſtille des Marktes blickte, ſtand die ſchwere Urſulakirche wieder vor ihm. Ihre Geſchichte kannte er, als Lieſtermonder, aus ſeinen Kinderjahren. Es war eine der älteſten Kirchen Hollands; bereits aus dem Jahre 1050 datierte ihr erſter Bau. Weil hier nämlich die Lieſter, ein Bach, in den breiten Fluß, die Aa, mündet, hatten ſich, ſo berichtet die Chronik, ſchon ſehr früh Kaufleute angeſiedelt, die alsbald eine Kapelle ſtifteten. Aber der Ort wurde größer, und in dem religiöſen dreizehnten Jahrhundert, das die ſchönſten Kirchen erſtehen ſah, zu denen Fürſten und Edelfrauen aus Frömmigkeit die Steine herbeitrugen, wurde aus der einfachen Gründung die gotiſche Kirche der heiligen Urſula. Von der romaniſchen Kapelle ſtammten noch immer die beiden unterſten Stockwerke des Turmes, der, gerade infolge ſeines hohen Alters, nur um weniges höher war als die Kirche.

Im fünfzehnten Jahrhundert kam eine ſchwere Heimſuchung: Lieſtermonde brannte zum großen Teil ab, und mit ihm die Kirche. Das Untere des uralten Turmes war beim Wiederaufbau erhalten geblieben, wie auch wegen des kunſtvollen

Portals ein Stück des gewölbten Ganges, der von außen zur Sakristei führte.

Hundert Jahre später wütete die Bilderstürmerei, und da haben auch die Gilden von Liestermonde das Innere ihrer Kirche, die Gemälde, Altäre, Reliquien vernichtet, allen voran die Tuch- und Gewandschneider Jan Mutsaers und Tys van Poppen. Allein, die beiden wurden bestraft: „Ein Bild des heiligen Antonius zum Feuer schleppend," so berichtet die Geschichte, „wurden sie geschlagen mit der Krankheit, die nach jenem Heiligen, dem Schutzpatron dagegen, benannt ist" — mit der Antonius-Krankheit oder dem Aussatz — „und noch in der nämlichen Nacht begraben."

Und Heynsberg dachte an die Legenden, die im Volke leben, Legenden, die etwas Geheimnisvolles darin finden, daß solch ein Koloß in der doch weichen Erde stehen bleiben kann. Gesalzene Ochsenhäute, die in der Erde nicht vergehen, trügen die Fundamente, und ihnen sei es zu verdanken, daß diese sich überall gleichmäßig senken und nicht bersten. Würde doch sonst der Koloß im Morast versinken; wenn man das Ohr an den Boden lege, höre man unter der Erde die Wasser rauschen.

Und das Volk erzählt sich, daß ein Arbeiter das Geheimnis gekannt habe, um feste Fundamente für St. Ursula zu legen; aber eines Tages, da er es seiner Frau mitteilte, hätte sein Töchterchen ihn belauscht. Und das habe es in seiner Unschuld den Gesellen gesagt, worauf der

Vater im Grimm das Kind erſchlug, das dann in der Kirche begraben wurde, wo man noch heutigen Tages das kleine Grabdenkmal, einen Stein mit unlesbaren, abgeſchliſſenen Lettern, ſehen kann.

Sinnend über den ſchweren Bau, der dort ſeit Jahrhunderten ſtand, ſchritt er über den Markt. Als er durch den niederen Gang aus altem Quaderſtein und durch die Sakriſtei in die Kirche gelangte, war ſie geſchmückt wie im Märchen. Es war der 2. Juli, das hohe Feſt Mariä Heimſuchung.

Das iſt die Heimſuchung, der Beſuch, den Maria, als ſie nach der Verkündigung des Engels fühlte, daß das Wort Fleiſch geworden ſei in ihr, ihrer Baſe Eliſabeth zu Hebron machte, weil dieſe, wie der Engel zu Zacharias, ihrem Manne, geſagt hatte, ſeit ſechs Monaten ſchwanger war. Maria reiſte zu ihr, um ihr beizuſtehen, aber als ſie Eliſabeth begrüßt hatte, ſprach dieſe: „Gebenedeiet biſt du unter den Weibern, und gebenedeiet iſt die Frucht deines Leibes! Woher geſchieht es mir, daß die Mutter des Herrn zu mir kommt? Siehe, da ich die Stimme deines Grußes hörte, hüpfte vor Freuden das Kind in meinem Leibe. Selig biſt du, die du geglaubt haſt, und es wird vollendet werden, was dir geſagt iſt im Namen des Herrn.“

Da kreuzte Maria die Hände über der Bruſt und ſprach den Lobgeſang: „Magnificat anima mea Dominum . . .“ (Hoch preiſet meine Seele den Herrn. . .)

Ein kritiſch veranlagter Menſch findet es ſeltſam, daß der noch ungeborene Johannes der Täufer das noch ungeborene Jeſuskind ſehen konnte; ferner, daß er, entgegen der Gewohnheit ungeborner Kinder, bei dieſer Gelegenheit im Körper ſeiner Mutter vor Freuden hüpfte. Er findet es nicht weniger ſeltſam, daß die Mutter den Wink des Kleinen ſogleich verſtand.

Allein der fromme Katholik nimmt hin, ohne zu fragen, oder beſſer geſagt: er nimmt nicht einmal hin, denn dann müßte es etwas außer ihm ſein: es iſt eins mit ihm; ſo wie ſein Herz und ſeine Augen mit ihm verwachſen ſind, ſo ſind dieſe Legenden eins mit ihm. Von der Kindheit an bedeutet das Wort Maria für ihn eine Kirche im Blumenſchmuck, mit dem goldnen Licht der Kerzen, mit Prieſtern in ſchönen Gewändern; Maria iſt ihm die Göttin der Prozeſſionen mit Fahnen, und ſo wie das deutſche Kind an ſeinen Rübezahl, an ſeine Kobolde und ſeinen getreuen Eckart glaubt, ſo glaubt er, ein großes Kind, an die Sage des im Leibe ſeiner Mutter freudig hüpfenden Johannes.

Die Feſte der Heiligen Jungfrau wurden in St. Urſula ſtets mit beſonderer Pracht gefeiert: da war eine marianiſche Kongregation, ein Verein von Frauen und Männern, namentlich Frauen, die an den hohen Feſttagen der Mutter Gottes den Hochaltar ſchmückten, und der Dekan holte dann alles, was die Kirche an Gold und Silber und Schmuck beſaß, aus Sakriſtei und Schreinen hervor.

Während Heynsberg am frühen Morgen ſelbſt ſeine Meſſe las, riefen Blumen und Palmen rings um ihn her die vergangenen Jahre, wie ſie in ſeiner Erinnerung lebten, zurück, die Jahre, in denen er voll geglaubt. Und wieder verlangte Eintritt in ſein Gemüt das kindliche Gefühl für die Kirche, in der Gott inmitten ſeiner Gläubigen gegenwärtig iſt, die kindliche Freude an all den ſchönen Dingen, als er etwas ſpäter zwiſchen den Gläubigen Platz nahm, während Kaplan Eckmiller das Hochamt zu feiern begann.

Der Chor mit ſeinen bunten Fenſtern war ein von bräunlich-grauem Licht erfüllter Raum; der Prieſter in ſeinen weißen Gewändern, das Kreuz auf dem Meßgewand aus leuchtendem Gold, ſchritt nach dem Staffelgebet über einen dunklen Teppich die Stufen zum Altar empor. In einer üppigen Pracht von Blumen, im Strahlenglanz von hunderten Kerzen ſtand dort die goldene Monſtranz (10); auf einem ſilbernen Pulte lag das Meßbuch, mit Silber beſchlagen. Zu beiden Seiten des Altares Palmen, und vorn im Chor, links, an der Kommunionbank ein Bild Mariens, in einem Meer von Blumen, und inmitten all der Blumenpracht ſtrahlt ein M aus brennenden Kerzen, und rings um das Haupt eine Aureole von Licht.

Heynsberg ſaß da wie in der Märchenwelt ſeiner Jugend; er ſah die Pracht des Hochamtes; er hörte die volle, ſchöne Stimme des Prieſters, und der Chor ſetzte ein, ſchwer und feierlich, mit „Kyrie eleison“; das „Gloria in excelsis“

erklang wie ein jubelndes Allegro; das Wunder einfachen Sanges, das „Credo", schwebte wie auf mächtigen Flügeln hoch empor in die Gewölbe; das dreifache Heilig, „Sanctus, Sanctus, Sanctus", und das demütige „Agnus dei", das alles war in seiner pompösen Einfachheit wie Stein und dennoch fließend wie kristallenes Wasser. Die schwere Kraft der Töne türmte sich zu einem Fels des Glaubens.

Als Heynsberg nach dem Hochamt traurigen Gemütes wieder die Vorhalle des Pfarrhauses betrat, kam Plienchen auf ihn zu; Frau Stevens hätte darum gebeten, ihrem kranken Kinde, das Diphtheritis hatte, den Blasiussegen zu bringen.

Und der Fels des Glaubens, eben erst aus den unter hohem Gewölbe rauschenden Tönen erstanden, wankte auf schwankendem Boden.

Allein Plienchen gegenüber ließ er sich nichts merken, und auch während er vom Pfarrhaus wieder zur Sakristei ging, waren Haltung und Gang die des ruhigen Priesters.

Er steckte sich die rote Stola (11) mit den goldenen Fransen in die Tasche, fühlte, ob er das kleine Rituale (12) bei sich habe, nahm aus einem Schrank zwei fast armlange Kerzen, wickelte sie in Papier und hielt sie unter der Soutanelle in der Hand, als er aus der Sakristei wieder auf den Markt hinaustrat; denn dieser Dinge schämte er sich ein wenig.

Durch die St. Annastraße an den Kai gelangt, sah er die offene Ebene jenseits des Stromes und inmitten von Bäumen und Heidefeldern die kleinen

Häuſer von Dintelen. Hier bei der Landungsbrücke ſaß wahrhaftig noch der alte Jaap in ſeinem Boot, der ihn ſo oft übergeſetzt hatte, wenn er vom kleinen Seminar, drüben in der Heide, heimkehrte.

Aber vorwärts! Nicht zaudern! Er muß mit dieſer Blaſiusgeſchichte zu . . . ja, wo wohnt doch gleich dieſe Frau Stevens? Nr. 63 muß es ſein; dies hier iſt 70, daneben ſteht 42, und zwiſchen den beiden iſt ein Gang, von dem er als alteingeſeſſener Lieſtermonder recht gut weiß, daß es eine verrufene Gaſſe iſt. Und nun, während er hindurchſchreitet, ſtehen ſie da, vor jedem Haus, an jeder Tür, die Röcke kurz, die Brüſte bloß. Er ſchaut ſtarren Blickes vor ſich hin; allein die Straße iſt ſo ſchmal, daß er die Frauen dennoch ſieht.

„Pſt“ machte eine. „Du Luthermenſch!“ rief aber die Nachbarin von gegenüber, „ſiehſt du denn nicht, daß das ein Geiſtlicher iſt?“

„Die kommen doch auch zu uns,“ erwiderte die erſte, „dann tragen ſie gewöhnliche Kleider; aber oben auf ihrem Kopf kann man ſehen, daß es ſolche ſind.“

Und wiederum antwortete die andere; allein Heynsberg hatte die Nummer 63 bereits erreicht; unten war eine Kolonialwarenhandlung, allem Anſchein nach alſo ein anſtändiges Haus, und beruhigt ging er eine ſchmale Treppe hinauf. Hatte er dieſe Stimme nicht ſchon einmal gehört, die zweite? Wo in der Vergangenheit, deren Bilder ſich im Kopfe des Menſchen verwirren, hatte er dieſe Stimme gehört?

Digitized by Google

Jetzt aber steht er vor einer Tür im ersten Stockwerk; leise klopft er an; eine nett aussehende junge Frau öffnet ihm, und er betritt ein sauberes Zimmer, wo in einem kleinen Bett ein Kindchen von vier bis fünf Jahren liegt.

„O, wie danke ich Ihnen, daß Sie kommen, Hochwürden! Mein Kindchen ist krank und ich habe es so lieb. Acht Jahre habe ich gewartet, bis es kam. Es ist mein einziges geblieben, und wenn ich es verlieren müßte . . .“

Heynsberg hatte Mitleid mit der Mutter, die ihr Kind so sehr liebte und vergaß seinen Widerwillen gegen das, was ihm hier zu tun oblag.

„Ist es denn so schlimm, Frau Stevens? Was hat der Arzt gesagt?“

„Daß es nicht gut steht, Hochwürden, aber daß wir noch hoffen können. Hochwürden, wie würde ich Ihnen danken, wenn ich mein Kind behalten dürfte!“

„Nicht durch mich, beste Frau, können Sie Ihr Kind behalten.“

„Nein, nein, Hochwürden .... wenn Gott mir das Kind läßt durch Ihre Vermittlung. Sie müssen wissen, es ist eine Strafe Gottes, die mich trifft. Ich hätte am Tage des Heiligen Blasius mit meinem Knaben in die Kirche gehen müssen. Ich habe es unterlassen, und Gott straft den Menschen, womit er sündigt.“

„Nein, nein, Frau Stevens, es ist keine Verpflichtung, am St. Blasiustage zur Kirche zu gehen. Schlagen Sie sich das nur aus dem Sinn.“

Und während er fortfährt, ihr Worte des

Troſtes zu ſprechen, ſo daß ſie beruhigt wird, wickelt er die langen Kerzen aus dem Papier und legt ſie nebſt ſeinem Rituale auf den Tiſch.

Neben dem Bett ſteht ein mit einem weißen Tuch bedecktes Tiſchchen, mitten darauf ein Kreuz, zu beiden Seiten eine Kerze, die Frau Stevens ſoeben angezündet hat, und ein Gefäß mit Weihwaſſer und Weihwedel.

Der Prieſter, der währenddeſſen die Stola aus der Taſche genommen, kniet auf einem bereitſtehenden, ebenfalls mit einem weißen Tuch bedeckten Schemel vor dieſem Tiſchchen nieder. Er küßt das goldene Kreuz auf der roten Stola, legt ſie um den Hals und über die Schultern, indem er die beiden Enden über der Bruſt kreuzt und ſie mit den eng an den Körper gepreßten Ellenbogen feſthält.

Dann ſteht er wieder auf, taucht den Weihwedel in das Weihwaſſer, beſprengt das Kind und die jetzt ebenfalls kniende Mutter, und murmelt währenddeſſen die Antiphon: „Asperges me hyssopo, et mundabor . . .“ (Beſprenge mit Hyſop mich, daß rein ich werde . . .)

Darauf nimmt er das Rituale und ſchlägt auf, wo die lateiniſchen Gebete beginnen, die bei Krankenbeſuchen vorgeſchrieben ſind. Es ſteht ihm frei, davon mehrere oder wenige zu beten; allein er wollte der Frau zeigen, daß er ihr Gefühl für das Kind ehre, wollte es daher nicht eilig abmachen, ſondern las noch ein Gebet und noch eins.

Jetzt erhebt er ſich wieder, zündet die zwei

langen Kerzen an denen auf dem Tiſchchen an, nimmt die unteren Enden gekreuzt in die linke Hand, ſo daß die Spitzen hoch herausragen; in der rechten Hand hält er das Rituale mit der Stelle, wo der Blaſiusſegen ſteht. Er beugt ſich zu dem Kinde nieder, das die Mutter im Bett aufgerichtet hat und mit ihren Armen ſtützt, hält die gekreuzten Kerzen unten gegen das Kinn, ſodaß das Köpfchen zwiſchen die beiden aufwärts ſtehenden brennenden Spitzen gelangt, und lieſt dann aus ſeinem Buch, indem er bei den Schlußworten ein großes Kreuz über das Kind ſchlägt:

„Per intercessionem sancti Blasii, Episcopi et Martyris, liberet te Deus a malo gutturis, et a quolibet alio malo. In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.“ (Durch die Fürſprache des heiligen Blaſius, Biſchofs und Märtyrer, möge Gott dich vor der Halskrankheit und allen anderen Uebeln bewahren. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.)

Denn der heilige Blaſius hat während ſeines Lebens mit feurigem Gebet einem Menſchen eine Gräte aus der Kehle gebetet; er iſt daher einer der vierzehn Nothelfer, der vierzehn Heiligen, die den Menſchen in Krankheiten und Plagen beiſtehen, und ſein beſonderes Gebiet iſt natürlich die Kehle. Am 3. Februar, einem der populärſten Tage in der niederländiſchen katholiſchen Kirche, ziehen die Gläubigen, alt und jung, ganze Schulen, in großen Scharen zur Kirche; der Prieſter hält einem jeden von ihnen einzeln die beiden Kerzen unter das Kinn und ſpricht

den Segen dazu; er tut das an jenem Tage Stunden und Stunden lang, bis ihm die Kiefer ermüden und er kaum noch zu ſprechen vermag. Aber all' die Gläubigen ſind dann ein ganzes Jahr lang gefeit gegen Diphtheritis, Huſten und ähnliche Qualen, und der Lohn der Arbeit iſt alſo ungeheuer groß.

Auch nachdem er den Segen geſprochen, las der Prieſter wieder, vor dem Tiſchchen mit dem Kruzifix niederkniend, einige Gebete, und als er geendet, ſagte er:

„Ich hoffe, Frau Stevens, daß Ihr Kind nun bald wieder geſund wird."

Die Freude, daß er ſie mit den vielen Gebeten ſo vornehm behandelt hatte, gleich als gehöre ſie zu den Reichen, lag auf ihrem Antlitz.

„O, Hochwürden," ſagte ſie, „ich fühle mich vollkommen getröſtet. Mir iſt, als werde ich meinen Kleinen behalten."

Nachdem er noch dies und jenes mit ihr geſprochen, ſagte er:

„Sie wohnen hier nicht gerade in einer ſehr anſtändigen Gegend."

„Nein, Hochwürden! Ich ſage ſo oft zu meinem Mann: wir wollen doch lieber ausziehen. Wir können es uns ganz gut leiſten; er arbeitet auf dem Kai, es iſt ſo gut wie feſte Anſtellung, und wir haben unſer gutes Auskommen. Aber er iſt hier geboren und großgezogen, und er will nicht fort von hier."

„Alſo ſo etwas wie Liebe zur Heimat", ſagte Heynsberg. „Nun, ich werde mal mit ihm ſelber

darüber reden; denn wir wollen doch hoffen, daß Sie Ihren Kleinen behalten, und dann können Sie hier unmöglich bleiben."

Er will nicht fort von hier, ging es ihm durch den Kopf, als er die ſchmale Treppe wieder hinunterſchritt. Sie wollen nicht fort von da, wo ſie einmal ſind, die Menſchenkinder. Was ſie ſeit Tauſenden von Jahren im Kopf haben, das bekommſt du nicht heraus. Und er ſah es, erſchreckend, wie mit einem Blick, vor ſich, wie vielleicht die römiſchen Tempel die römiſchen Kirchen geworden, wie aus Rheia Kybele, die Alma Mater, die ſegenſpendende Mutter der Römer, Mutter Maria, die ſegenſpendende Mutter der Römiſchen geworden; die Meſſe mit ihren Myſterien war aus den Myſterien Aegyptens und Griechenlands mit dem Iſisdienſt nach Rom gekommen; aus dem Kindchen Horos auf dem Schoß der Iſis war das Jeſuskind auf dem Schoß Mariens geworden; die Tonſur der ägyptiſchen Prieſter wurde die Tonſur der römiſchen; jeder Römer hatte einen Genius, der ihn von der Wiege bis zum Grabe geleitete; jeder Römiſche hat ſeinen Schutzengel, zu dem er jeden Tag betet, zu demſelben Zweck . . . . . Tauſende, Zehntauſende von Jahren immer das gleiche, nur daß die Namen ſich ändern . . . Sie wollen den Engpaß ihres Geiſtes nicht verlaſſen . . . .

Zwiſchen den Mauern des ſchmalen Gäßchens dachte er wieder an die Stimme, die dort vorhin erklungen, und vor jenem Häuschen angelangt, blickte er ſtarren Auges ſeitwärts und

bildete ſich ein, durch die durchſichtigen weißen Vorhänge rote Haare zu ſehen. Rote Haare! Und jene Stimme! Doch die Vergangenheit wollte ſich nicht entwirren, und alsbald wieder auf dem Kai angelangt, kehrte er ins Pfarrhaus zurück, jetzt von dem doch wohltuenden Bewußtſein erfüllt, daß er mit ſeinen beiden Kerzen, die er wieder unter der Soutanelle verbarg, jene Mutter getröſtet, und daß er ihr mit ſeinen Gebeten, von denen ſie kein Wort verſtanden, wieder Mut gemacht hatte.

Als er an jenem Nachmittag um zwei Uhr aus der Sakriſtei in die Kirche trat, um beichtzuhören, bedeckte das weiße Chorhemd mit den weiten Aermeln die lange, ſchwarze Soutane bis an die Knie, der Kopf war mit dem Barett bedeckt und in der Hand hielt er das Brevier. In dem Graudunkel der hohen Kirche lagen die Gläubigen auf den Knien; bevor ſie den Beichtſtuhl betraten, bereiteten ſie ſich vor, indem ſie ihr Gewiſſen ſorgfältig erforſchten, weil ſie bald ihre Sünden beichten müßten nach Zahl, Art und näheren Umſtänden. Tief gebeugt knieten ſie da, herzliche Reue erweckend, und harrten zitternd des Augenblicks, da ſie mit dem Prieſter allein ſein würden.

Heynsberg öffnete die Tür zu ſeinem Beichtſtuhl und ſchloß ſie wieder hinter ſich. In der rechten und linken Wand des kleinen Raumes befinden ſich Oeffnungen mit Gittern verſehen, vor die eine kleine Schiebetür geſchoben werden kann. Sobald der Prieſter auf der linken Seite

fertig ist, schließt er den Schieber, und wenn er darauf das Türchen rechts öffnet, beginnt das Beichtkind, das dort inzwischen eingetreten ist. Heynsberg hatte die Gewohnheit, nach der Seite hin, wo sich das Beichtkind befand, den Kopf in die Hand zu stützen und darin ein Taschentuch ausgebreitet zu halten, so daß der Pönitent die Züge des Priesters nicht sehen konnte.

Zuerst kam an diesem Nachmittag nichts Besonderes; mit dem Beichthören ist es wie mit so vielen Beschäftigungen der Menschen: es gibt immer sehr viel Alltägliches, und nur ab und zu kommt etwas ganz Außergewöhnliches.

Ein junges Fräulein tritt ein; Heynsberg hört es an dem Rauschen der Kleider und an dem Schritt. Sein Taschentuch hindert ihn daran, sein Beichtkind zu sehen, aber nach der üblichen Einleitung hört er eine liebe, klare Stimme:

„Meine letzte Beichte habe ich vor vierzehn Tagen abgelegt, ich bin ungehorsam gegen meine Lehrerin gewesen, sonst nichts, Herr Pater."

Der Priester gibt eine kleine Ermahnung und drei Ave Maria.

Nach der Beichte spricht wieder die liebe, klare Stimme:

„Pater, ich gehe an jedem Mittwoch und Freitag zur Kommunion; das hat mir mein voriger Beichtvater erlaubt. Darf ich das auch künftighin tun?"

Denn die heilige Kommunion darf nur von denen empfangen werden, die frei von jeder Todsünde, im Stande der Gnade sind; im allgemeinen

also muß man kurz vorher gebeichtet haben. Nur in Fällen, wie etwa bei dieser reinen Büßerin, darf man kommunizieren ohne vorhergehende Beichte.

„Gewiß," erwidert er, „damit können Sie ruhig fortfahren, wenn nichts Besonderes vorfällt."

Aber plötzlich bricht sie in Schluchzen aus.

„Pater, sie quälen mich so sehr. Ich heiße Nelly van Heel, bin Pensionärin im St. Blasiusstift; Sie haben mich dort einmal gesehen, bei Kaplan Borret."

„Ja, ja, mein Kind. Was ist denn?"

„Pater, die Nonnen quälen mich, namentlich Schwester Therese. Sie wollen, daß ich auch Nonne werden soll, und ich . . ."

„Schön, Sie wollen es nicht. Also brauchen Sie es auch nicht. Gewiß nicht, aber weinen Sie jetzt nicht mehr."

„Pater, sie behaupten, daß es eine Schande sei, wenn ein Mädchen, das so brav lebe, ihrem Beruf nicht folge."

„Unsinn, sie wollen Ihr Geld haben."

Es war heraus, bevor er es wußte; aber es war ihm gleich.

„Und die ehrwürdige Aebtissin rät mir auch so dringend dazu und wird ärgerlich und droht mir, daß sie mich einsperren will."

„Dann werde ich Ihnen zu Hilfe kommen. Gehen Sie nur ruhig in die Welt hinein; man braucht in der Welt auch gute Menschen. So eine ehrwürdige Aebtissin weiß nichts von der Welt. Kommen Sie morgen um halb zwei zu mir ins Pfarrhaus; sagen Sie der ehrwürdigen

Aebtiſſin, daß ich es als Ihr Beichtvater von Ihnen verlangt habe, und dann wollen wir über dies alles noch einmal ausführlich ſprechen."

Die Beichte nämlich iſt ſtreng geheim, und trotzdem das letztere nach der Abſolution geſagt war, wollte er als vorſichtiger Prieſter zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen es doch lieber nochmals anderswo hören.

Als er ſie am nächſten Nachmittag in ſeinem Zimmer nach ihrem Alter fragte, antwortete ſie:

„Zwanzig Jahre."

„Zwanzig Jahre? Und Sie ſind dort noch immer Schülerin?"

„Ja; mein Vormund wünſcht, daß ich Lehrerin werde, aber er hat mir das erſt ſo ſpät geſagt."

„Und wer iſt Ihr Vormund?"

„Herr Czermans, mein Onkel."

„Herr Czermans, der in der Ringſtraße wohnt?"

„Ja, Pater."

Herr Kaplan Borret habe ihr angeraten, erzählte ſie weiter, Pater Heynsberg zum Beichtvater zu wählen; er werde ihr den Schweſtern gegenüber beiſtehen.

Am Montag bereits ſprach Heynsberg bei der ehrwürdigen Aebtiſſin des St. Blaſiusſtiftes vor.

Sie empfing ihn im Sprechzimmer mit ausgeſuchter Liebenswürdigkeit.

In den weiten, ſchwarzen Gewändern, Kopf und Hals weiß umrahmt, ein weißes Kreuz auf der Bruſt an einem ſchwarzen Band, und den Ring, den ſie als Braut Chriſti trägt, an der rechten Hand, ſo ſitzt ſie ihm gegenüber und redet,

ſie fühle ſich hochgeehrt durch ſeinen Beſuch, und was für ſchönes Wetter es ſei, köſtliche, ſommerliche Wärme und doch nicht zu warm, was ſich wunderbar gut träfe, da die Schweſtern gerade heute einen Spaziergang machen ſollten, natürlich ginge ſie ſelbſt auch mit, und ob es Hochwürden in Lieſtermonde gefalle ... ach ja, richtig, Hochwürden ſei ja Lieſtermonder von Geburt ... ſie habe ſeine Mutter in ihrer Jugend gut gekannt ... ach, die lebe alſo wirklich noch? So, ſo ... ja, wer Chriſtum zum Bräutigam erwähle, der werde der Welt entfremdet, der Welt ... ſie habe ſie ſehr gut gekannt, ſie hätten als Kinder zuſammen geſpielt, ſie und Mariechen ... nicht wahr, Ihre Mutter heißt doch Marie? ... ja, ja, ich habe ſie auch ſpäter hin und wieder noch geſprochen, weil Ihre Schweſter ja hier bei mir iſt ... und Ihr Vater iſt früh geſtorben ... alles deſſen entſinne ſie ſich ſehr wohl ... und womit ſie Hochwürden dienen könne.

Aber als Heynsberg nun über Nelly van Heel zu ſprechen begann und er die ehrwürdige Aebtiſſin erſuchte, darüber zu wachen, daß das Mädchen nicht von den Schweſtern gequält würde, da wurde das ſanft lächelnde Antlitz hart und eckig, da wurden die Augen, die freundlichen, zornig, und ſie ſagte, daß hier in ihrem Stift alles höchſte Ordnung und daß es vollkommen angebracht ſei, dieſem Mädchen zuzureden, es ſolle der Welt entſagen, denn dieſe Nelly van Heel ſei ein Kind der Sünde.

„Wieſo denn?“

„Sie ist fünf Monate nach der Trauung ihrer Mutter, die Schauspielerin war, geboren, und ich habe ihr gesagt, daß sie in der Welt denselben Weg beschreiten würde wie ihre Mutter.“

Heynsberg hatte schon viel gehört von der Unverfrorenheit dieser Art von Frauen an der Spitze derartiger Kongregationen, die von christlicher Liebe nur so triefen; er wußte, weshalb die Nönnchen oft Nonne werden: um eine Rolle zu spielen, um ein leeres Leben anfangs mit einer Dressur, die man Streben nach Heiligkeit nennt, und späterhin mit Herrschsucht auszufüllen. Dennoch schaute er die kleine Frau da vor ihm voll Verwunderung an. Einen Augenblick zögerte er, was er antworten solle.

„Was Sie diesem jungen Mädchen gesagt haben, ehrwürdige Mutter, war äußerst taktlos und unzart.“

Sie sprang von ihrem Stuhle auf.

„Das geht Sie nichts an. Ich bin hier die Herrin. Und ich lasse mir keine Vorschriften machen!“

„So werde ich mich an ihren Vormund wenden.“

„O, wenn Sie glauben, dort etwas zu erreichen ... Herrn Ezermans kenne ich sehr gut, und er ist ein frommer Mann. Der würde es durchaus gutheißen, wenn diese Nelly den Verlockungen der Welt aus dem Wege ginge.“

Heynsberg ließ die Braut des Herrn mit ihrem Zorn allein und schritt langsam durch die Kastanienallee der Stadt zu.

Zweites Kapitel.

Jenen Abend trat Heynsberg, anstatt mit den andern Herren im Wohnzimmer Karten zu spielen — er hatte es Dekan Brancken natürlich zuvor gesagt — als das Glockenspiel der St. Ursulakirche die achte Stunde verkündete, aus dem Pfarrhaus auf den Markt.

Der Tag war warm gewesen. Ueber die Heide hatte von jenseits des Flusses ein trockner Nordwind langsam die laue Wärme in die Straßen der Stadt getrieben; auch jetzt noch fühlte man, wenn man mit der Hand durch die Luft fuhr, die Wärme an den Fingern. Heynsberg hatte überdies einen arbeitsreichen Tag hinter sich: am frühen Morgen seine Messe, und in der sommerlichen Hitze sind die vielen Gewänder schwer und heiß; nach dem Frühstück war der Besuch bei der ehrwürdigen Aebtissin des St. Blasiusstiftes gefolgt; darauf hatte er rasch etwas gegessen; denn nachmittags stand ihm noch eine Taufe, Religionsunterricht und ein Krankenbesuch bevor.

Und jetzt wollte er Nelly van Heels Vormund, Herrn Ezermans, besuchen, Ezermans, der ver-

heiratet war mit Hannchen Angevoort, seiner Jugendfreundin, der Frau, die er in aller Unschuld lieb gehabt und die er einmal — er war damals noch nicht lange im großen Seminar, sie waren beide etwa neunzehn Jahre alt — an der Klosterruine hinter dem Liestermonder Wald geküßt hatte.

Aber in höchster Verblendung hatte er ihr kurz darauf gesagt, daß er sich dennoch zum Priester berufen fühle, und sie, als frommes Mädchen, war von Stund' an erst recht stolz auf ihn gewesen; sie hatte ihre Liebe zurückgedrängt und ihn angespornt, Gott nicht um ihretwillen zu verleugnen.

Späterhin hatte er dann das Keuschheitsgelübde abgelegt, und jener eine Kuß — so war die Tragkraft dieses Gelübdes — bildete die ganze Liebe seines Lebens.

Heynsberg ging, um einen Augenblick der schwülen Stadtluft zu entrinnen, vom Markt aus durch die St. Annastraße dem Flusse zu; er wollte dem sich am Strom entlangziehenden gepflasterten Kai bis zur Ringstraße folgen.

Eine leichte Kühle fächelte um seine Stirn, allein er merkte es kaum; er dachte an Hannchen. Er hatte so oft an sie gedacht; sie schwebte wie ein stets entweichender Traum über seinem Leben.

Früher hatten sie einander ziemlich häufig geschrieben, wie Freund und Freundin; denn es ist dem katholischen Priester gestattet, eine Freundin zu haben, vorausgesetzt, daß sie nicht

mehr iſt als das. Sie hatte ihm auch, als er Prieſter wurde, Paramente geſchenkt: Alben, Stolen, ja ſogar ein Meßgewand mit Zubehör, eine Arbeit, an der ſie zwei Jahre geſtickt hatte. Aber ſeit einem Jahr war ſie jetzt verheiratet; ſie hatten nicht mehr korreſpondiert, und er hatte ſie in den wenigen Wochen, die er in Lieſtermonde als Prieſter zugebracht, auch noch nicht beſucht.

Im Wohnzimmer der in der Ringſtraße gelegenen Villa ſaß in dieſer Stunde eine Frau und blickte durch die geöffneten Verandatüren ins Leere, in den Garten der Villa, auf die Wieſen und die dahinter ſich an der Lieſter entlangziehenden Trauerweiden. Sie war eine junge Frau von achtundzwanzig Jahren, ſchlank gebaut; die Hände, klein und ſchmal, ruhten in dem zarten Schoß. Sie ſaß da mit ſinnenden Augen, gleich als wartete ſie auf etwas. Sie erhebt ſich, und wunderbar weich ſind ihre Bewegungen. Ohne Geräuſch, gleich als ginge unter ihren Fingern alles von ſelbſt, öffnet ſie einen Schrank, nimmt ein ſchwarzes Etui heraus, und aus dem Etui ein Buch.

Es iſt ein Buch in ſchwarzgeripptem Lederband mit feinem Rotſchnitt, und auf dem Rücken ſteht in goldenen Lettern: „Das goldene Weihrauchfaß.“

Wiederum ſitzt ſie vor dem Fenſter bei einbrechender Dämmerung und öffnet das ſchöne Gebetbuch und lieſt auf einer der erſten Seiten die Worte, die ſie ſo oft ſchon geleſen: „Hanna Ange-

voort von A. Heynsberg Pr.“ Nachdem er seine erste heilige Messe zelebriert hatte in den Paramenten, die sie ihm geschenkt, hat sie es von ihm erhalten. Sie blättert, und eine Photographie liegt da vor ihr in dem Buch aus der Zeit, da er noch zusammen mit ihrem Vetter Etienne Borret im großen Seminar war. Sitzend vor dem Schreibtisch; darauf ein Kreuz und Bücher; oben an der Wand auf einer Konsole ein Bild der Jungfrau Maria. Er sieht blaß und mager aus; er war damals gerade — sie weiß es von Etienne — von einer Blutvergiftung genesen, die er sich durch Kasteiung zugezogen hatte: einen Gürtel mit nach einwärts gerichteten eisernen Haken hatte er um den bloßen Körper getragen und ihn sich jeden Tag mehrmals in das Fleisch gestoßen.

Sie erbleicht; sie streckt die Hände aus mit einer leichten Bewegung, läßt sie wieder sinken, schließt die Augen. Und Tränen rinnen über ihre Wangen.

O ja, damals war sie stolz auf ihn, weil er Priester wurde; damals redete sie sich ein, daß es eine hohe Ehre für sie sei, ihrer Liebe zu entsagen wegen dem höheren Glück jenes hehren jungen Mannes.

Allein, das Leben, das darauf gefolgt ist für sie! Die Tragödie, in der sie hier in diesem Hause lebt, atmet; die Tragödie, die niemand kennt, die keinen nennbaren Namen hat, die auf den Brettern nicht gespielt werden kann, aber in der sie hier erstickt, die ihr junges Leben vernichtet, die ihr späteres Leben stumpf machen wird,

eine Tragödie, die die junge Frau zu etwas Zweckloſem macht!

O, warum kommt er nicht? Ihn einmal noch ſehen! Und dann ab und zu ihn wiederſehen. Er iſt ja jetzt hier in Lieſtermonde! Morgen ſind es ſchon drei Wochen, daß er hier iſt. Während all' der Tage ſitzt ſie hier und wartet, ſtill in ſich zuſammengekauert wie ein hungriges Vögelchen. Und noch iſt er nicht da. Warum nicht?

Und wiederum ſtreckt ſie die Hände mit einer leichten Bewegung, und wiederum läßt ſie ſie ſinken. Und wiederum rinnen Tränen.

Er iſt ja . . Prieſter. Und ſie iſt . . . verheiratet.

Unſichere, ein wenig ſchlürfende Schritte ertönen im Korridor. Raſch ſchließt ſie das Gebetbuch, ſteht ſchon wieder vor dem Schrank, legt es in das Etui, dreht den Schlüſſel im Schloß um und zieht ihn heraus.

Ein etwas kleiner Mann in einem ziemlich unordentlichen Hausrock mit leicht gebückter Haltung öffnet vorſichtig die Tür, tritt ſchüchtern ein. Er ſcheint etwa ein Vierziger zu ſein; ſeine Züge ſind älter als die Farbe von Haar und Bart, die jung geblieben ſind, während dem Anſchein nach der Kummer Wangen und Stirn durchfurcht und mit fahlen Farben gezeichnet hat.

„Kann ich etwas für dich tun?“ fragt er, während er in der Tür ſtehen bleibt und die Klinke in der Hand behält.

„Nein, danke.“

„Soll ich dir das Licht anzünden?“

„Nein, ich will noch ein wenig im Dunklen bleiben.“

Er zaudert eine Weile, die Klinke noch immer in der Hand haltend. Darauf geht er und ſchließt die Tür hinter ſich.

Und wiederum ſitzt ſie am Fenſter und blickt ins Weite über die Gärten und die Wieſen und die an der Lieſter ſich hinziehenden Trauerweiden.

Ein wenig ſpäter wird geklopft; das Dienſtmädchen tritt ein und fragt:

„Wünſcht die gnädige Frau Tee zu trinken?“

„Nein, ich danke, Corry.“

Doch da wird geklingelt; das Mädchen meldet:

„Kaplan Heynsberg!“

„Führen Sie Herrn Heynsberg herein. Und bringen Sie dann auch das Teewaſſer.“

„Guten Abend“, ſpricht gleich darauf der Eintretende, indem er ihr die Hand reicht.

„Guten Tag, Herr Heynsberg.“

„Das iſt ſchon lange her, gnädige Frau ... Hannchen ... wie ſoll ich Sie jetzt nennen, da Sie verheiratet ſind?“

„Hannchen natürlich! Wie früher!“

„Es iſt ſchon lange her, wollte ich ſagen, daß wir einander ſahen.“

„Ja.“

Und zu Corry, die gerade mit dem Teegeſchirr hereinkommt:

„Stellen Sie es nur hierher.“

Während die Hausfrau ſich um den Tee bemüht, ſagt Heynsberg, durch das Fenſter auf die abendlichen Felder ſchauend:

„Sie wohnen hier schön. Wie ruhig ist diese Aussicht! Und an solch' warmem Tag wie heute ist es hier gewiß köstlich kühl, so an der Peripherie der Stadt mit der weiten Ebene vor sich, über die der Wind frei streichen kann. . . . Darf ich Ihnen behilflich sein?"

Er hatte bemerkt, daß sie ein Streichholz anzündete und im Begriff war, das Gas anzustecken.

„Gefällt Ihnen Liestermonde als Pfarrei?" fragte sie, während er das Gas ansteckte.

„O ja, ganz gut. So eine Stadt ist doch viel angenehmer als ein kleiner Ort. In einem Dorfe läuft man stets Gefahr, ein wenig zu verbauern. Hier findet sich natürlich mehr Bildung und Kultur."

Und er erzählte, daß er, um nur eines zu nennen, gerade jetzt Mitglied der Liestermonder Sektion des „Katholischen Vereins zur Förderung von Kunst und Wissenschaft" geworden sei, und fügte hinzu, daß man auf dem Lande natürlich auf dergleichen Dinge verzichten müsse. Und daß er in der Mitgliederliste auch den Namen des Herrn Ezermans gesehen habe.

„Ist Ihr Mann nicht zu Haus?"

„Er ist in seinem Zimmer."

„Es scheint also, daß ihn der Verein schon zum Studium angeregt hat", sagt Heynsberg mit leichtem Lächeln.

„Das nicht gerade," antwortet sie, ebenfalls lächelnd. „Er betet seinen Rosenkranz."

„Einen Rosenkranz?"

„Den ganzen Rosenkranz. Jeden Tag einen ganzen Rosenkranz.“

Heynsberg schweigt und blickt plötzlich sehr ernst. Wenn ein Katholik jeden Tag den ganzen Rosenkranz betet, das heißt hundertfünfzigmal das Ave Maria, außerdem sechzehnmal das Vaterunser und siebzehnmal Ehre sei dem Vater — und abgesehen davon betet so jemand dann noch unzählige andere Gebete — muß, wenn der Betreffende es nicht etwa aus reiner Bigotterie tut, etwas ganz Außerordentliches vorliegen, eine schwere Heimsuchung, der durch ungeheuer viele Gebete gewehrt werden soll.

Es herrschte eine Weile ernste Stille. Aber ihr Antlitz klärt sich ein wenig auf, während sie sagt:

„Nehmen Sie den Tee noch immer so wie früher: wenig Zucker und wenig Milch?“

„Das haben Sie gut behalten. Ja, sehr gern! Darf ich mich hierhersetzen?“

„Natürlich, natürlich! Entschuldigen Sie, bitte, daß ich Ihnen noch keinen Stuhl anbot. Setzen Sie sich, wo Sie mögen.“

Heynsberg gewahrte hinter den freundlichen Zügen dennoch einen düsteren Ausdruck, der seltsam zu dem lustigen Gesicht mit den fröhlich lachenden Augen von dereinst kontrastierte. Es schien hier etwas drückend Schweres in der Luft zu liegen; er möchte Ezermans wohl mal sehen.

„Ich kam natürlich, um mich zu erkundigen, wie es Ihnen ergeht. Aber ich muß Herrn

Ezermans heute abend auch noch sprechen, und zwar wegen Fräulein Nelly van Heel."

„Soll ich ihn rufen lassen?"

„Ja, wenn ich bitten darf!"

Die Familie Ezermans war durch das Manufakturwarengeschäft reich geworden. Der Großvater hatte, ursprünglich unbemittelt, mit dem Geld, das die Jesuiten ihm gegen zwei Prozent liehen, in einer der großen Städte Hollands ein Konfektionsgeschäft eröffnet. Die Katholiken werden nämlich angespornt, im Handel Geld zu verdienen; denn mit Gold regiert man die Welt, und daher gilt es vor der heiligen Kirche als ein verdienstliches Werk, wenn man ihnen die Mittel dazu verschafft. Uebrigens, dieser niedrige Zins wird fast immer dadurch ausgeglichen, daß der Schuldner, wenn das Geschäft floriert, der Kirche oder den Geistlichen Geschenke gibt und im Todesfall dem Orden oder irgendeiner anderen religiösen Körperschaft eine Schenkung vermacht. Muß doch ein jeder, der auf unrechtmäßige Weise etwas erworben hat, dies dem Benachteiligten zurückerstatten; wenn aber solch ein Inhaber eines Konfektionsgeschäftes mit seinem gegen zwei Prozent geliehenen Gelde erst seine Konkurrenten dadurch ruiniert hat, daß er zu billig verkaufte, und später wieder zu teuer verkauft hat, kann er unmöglich wissen, von wem er unrechtmäßigerweise etwas erlangt hat, und in diesem Fall muß er es zu guten Zwecken oder der Kirche geben. Er schätzt daher die Zeit seines Lebens begangenen Diebstähle ab, macht eine runde Summe daraus, und nach seinem Tode

wird dann zu seinen Ehren in den Zeitungen vermeldet, welch große Legate der Verstorbene für religiöse Zwecke vermachte.

Dem Vorbild des Vaters folgte der Sohn, und nachdem auch er gestorben und ebenfalls nach bestem Wissen und Gewissen der Kirche das Gestohlene vermacht hatte, erbte der gegenwärtige Ezermans ein beträchtliches Vermögen.

Seit langer Zeit bereits war das Geschäft ein Familienunternehmen geworden, und so bildete es auch die Quelle von Nelly van Heels Vermögen, deren Großmutter eine Schwester von Ezermans' Vater war.

„Ja, der sieht aus, als bete er jeden Tag einen ganzen Rosenkranz", dachte Heynsberg, als Ezermans eintrat, die Augenlider ein wenig hob, um zu sehen, wer da war, und sie dann gleich wieder auf die schüchternen Augen sinken ließ.

Vom Licht der Gaskrone beschienen, saßen sie jetzt im Gartenzimmer. Die Verandatür stand offen nach den Feldern. Die Hausfrau hatte eine Handarbeit hervorgeholt; Ezermans ging in leicht gebückter Haltung durch die offenstehende Portiere in das Vorzimmer, kam mit einer Kiste Zigarren zurück, und während er sie reichte, sah Heynsberg, daß er nicht nur ziemlich unordentlich gekleidet war, sondern daß er auch mehr oder weniger schmutzige Hände hatte; er schien nicht derjenige zu sein, der auf seinen Körper und sein Aeußeres irgendwelche Sorgfalt verwendete.

„Herr Ezermans," sagte Heynsberg, „ich muß

Ihnen notwendig etwas mitteilen betreffs Ihres Mündels Nelly van Heel."

Und er ſchilderte ſein Geſpräch mit Nelly und das darauffolgende mit der ehrwürdigen Aebtiſſin und fügte noch ſeine eigene Meinung hinzu, Ezermans ſolle das Mädchen doch lieber aus der Penſion fortnehmen oder zum mindeſten der Aebtiſſin ſagen, daß er ein derartiges Auftreten nicht billige.

„Aber, Herr Heynsberg, wir müſſen doch alle für den heiligen Dienſt Gottes eintreten!"

„Für den heiligen, ja, aber nicht für den unheiligen."

Ezermans blickte mit ſeinen ſchüchternen Augen auf ein eingerahmtes Bild, das neben dem Kaminſims an der Wand hing: der heilige Antonius von Padua, vor ſich ein Buch, auf dem das Jeſuskind ſteht. Denn einſtmals, während der Heilige über die Menſchwerdung predigte, erſchien das Jeſuskind und ſtellte ſich auf das Buch. Ezermans faltete, während er das Bild anſchaute, ganz flüchtig die Hände und ſagte:

„Aber wenn das nun mal der Beruf meiner Nichte wäre, eine Braut Chriſti zu werden?"

„Herr Ezermans, ich bin im Intereſſe meines Beichtkindes verpflichtet, Sie zu erſuchen, dieſe Sache etwas genauer zu betrachten. Gerade weil es ihr Beruf nicht iſt, bin ich ja hier!"

„Aber wenn es ſpäter ihr Beruf würde!"

„Ja, wenn ſie ſich dem Trunk ergäbe, dann müßten wir verſuchen, dagegen anzukämpfen. Aber ſie hat ſich dem Trunk noch nicht ergeben,

und also brauchen wir diesen Fall auch noch nicht zu besprechen. So auch fühlt sie noch nicht diesen Beruf in sich, und also brauchen wir auch nicht über diesen Fall zu reden."

„Herr Heynsberg, es wundert mich, Sie so unehrerbietig sprechen zu hören."

„Unehrerbietig? Ja, aber Herr Ezermans, worüber denn?"

„Ueber den heiligen Beruf, Nonne zu werden."

„Nein, darüber nicht, ich sprach nur unehrerbietig über das, was Sie soeben sagten. Aber wir wollen ja nicht persönlich werden. Also, was ist eigentlich Ihr Entschluß?"

Wiederum warf er einen Blick auf den heiligen Antonius.

„Ich werde mal darüber nachdenken."

„Sie gelangen also zu keinem Entschluß. Aber Sie als Vormund dürfen es doch nicht gestatten, daß das Mädchen maltraitiert wird."

„Kann man es maltraitieren nennen, wenn ein Mensch auf den einzig guten Weg gewiesen wird, den einzig guten Weg, den das Leben zu bieten hat?"

„Herr Ezermans, wenn Sie Ihre Art, zu diskutieren, nicht ändern, kommen wir um keinen Schritt weiter. Dieser Weg ist doch nur dann der richtige, wenn man dazu den Beruf hat. Und dieser Beruf ist nicht da. Atqui ergo, wie der Beichtvater zu dem Beichtkind sagte, das nicht auf ihn hören wollte, und dem er daher wütend den Schieber vor der Nase zuwarf . . . Hat die

ehrwürdige Aebtiſſin ſchon einmal mit Ihnen über dieſe Frage geſprochen?“

„O ja. Sie ſagt, daß Nelly ein ſehr gutes Mädchen ſei, aber daß ſie in der Welt ſchwerlich brav bleiben könne wegen . . .“

„Wegen ihrer Mutter.“

„Ja. Die ehrwürdige Aebtiſſin fürchtet, die Sünde könnte ihr im Blut ſtecken.“

„Und die ehrwürdige Aebtiſſin weiß auch, daß ſie reich iſt.“

„Natürlich.“

„Hat die ehrwürdige Aebtiſſin in ihrer Schule auch arme Mädchen, von denen ſie weiß, daß die Sünde ihnen im Blute ſteckt, und die ſie deshalb für die Kongregation gewinnen will?“

„Das weiß ich nicht.“

„Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre und der Aebtiſſin Bemühungen, Fräulein Nelly ins Kloſter zu treiben, auf mich einen äußerſt ungünſtigen Eindruck machen.“

„Herr Heynsberg, ich bin es doch nicht. Es iſt doch nur die ehrwürdige Aebtiſſin.“

„Aber Sie ſind doch der Vormund, und Sie ſind doch ein Mann. Wagen Sie es denn nicht, Einſpruch dagegen zu erheben?“

Ezermans rieb hilflos die Handflächen gegeneinander.

„So geben Sie mir Vollmacht“, ſagte Heynsberg.

„Dann bekomme ich Briefe.“

„Wenn Sie ſich vor einem Brief fürchten . .“

„Ich will ſelbſt einmal mit der Aebtiſſin darüber ſprechen, Herr Heynsberg.“

Nun, das erſchien dieſem als die beſte Löſung.

„Ich ſchlage vor,“ ſagte er, „daß wir dann damit für heute das Thema als erledigt anſehen.“

Heynsberg nahm ſeine Taſſe Tee vom Tiſch, und während er langſam, wie nachdenkend, ein paar Züge trank, gleich als ſuche er neuen Geſprächsſtoff, blickte er in das freundliche Geſicht von Hannchen, die aus der rot und gelb gemuſterten Handarbeit, die auf ihrem Schoß lag, gerade einen Stich heraustrennte.

„Ein Fehler?“

„Ja,“ antwortete ſie mit leichtem Lächeln; „verſtehen Sie denn davon etwas?“

„Nein, aber ich dachte es mir, weil Sie ſich ſo bemühen.“

Doch hier ſtockte das Geſpräch.

Heynsberg begann noch ein paarmal von etwas Anderm zu reden, aber da er kein oberflächlicher Schwätzer war, vermochte er in Ezermans' Gegenwart den Ton nicht zu treffen, vielleicht auch das richtige Thema nicht zu finden. Und ſobald er es mit Ezermans verſuchte, ſtockte das Geſpräch gleichfalls.

Allein Hannchens Geſicht war voller Freundlichkeit für ihn, und das war es ja, was ihm anderswo fehlte: das freundliche Lächeln einer Frau. Und alsbald ſaß er da, nur wenig noch ſprechend, und ſchaute ſie an, indem er nur der Form wegen ab und zu ein paar kurze Worte

ſagte über den Tee, oder über die Zigarre, oder über die Dunkelheit, die ſich dort draußen ſtets tiefer und tiefer auf die Felder ſenkte.

Und als er ging, drückte ſie ihm warm die Hand und ſagte:

„Werden wir das Vergnügen haben, Sie wieder einmal bei uns zu ſehen?“

„Sehr gern .... Adieu, Herr Ezermans.“

„Adieu, Herr Heynsberg“, antwortete dieſer, indem er ſich ein wenig erſchrocken von ſeinem Stuhl erhob.

Draußen angelangt, ſah Heynsberg, beim Schein einer Laterne auf ſeine Uhr blickend, daß es halb zehn war. Da wollte er nun lieber nicht durch die Stadt gehen, wo die Schwüle des Sommerabends noch in den Straßen hing, ſondern denſelben Weg zurück nehmen, die Aa entlang, ebenſo wie er gekommen. Und dann konnte er auch raſch noch einmal zu Frau Stevens hereinſchauen, um ſich nach dem Kinde zu erkundigen. Vorgeſtern war er dort geweſen; er durfte ſchon wieder mal was von ſich hören laſſen, und überdies würde er der jungen Frau zweifellos eine Freude bereiten. Allerdings mußte er dann wieder durch jene Gaſſe ... aber was machte ihm denn das? Er hatte ja die Soutanelle und die Kniehoſen an; in dieſer Kleidung würde ihn dort niemand in Verdacht haben.

Indes er über Hannchen nachdachte, über das Liebe, das Weibliche, das ſeinem einſamen Leben fehlte, ſchritt er durch den ſtillen

Abend am Fluß entlang, deſſen Waſſer im Schein der Laternen und im Licht der Häuſer glitzerte.

Als er ein paar Schritte durch die Gaſſe gemacht, ſah er, wie vom Kai her ein junger Mann an ihm vorübereilte, der gerade im Begriff war, das Häuschen zu betreten, wo er vorgeſtern die roten Haare zu ſehen und die bekannte Stimme zu hören geglaubt hatte. Das Herz begann ihm zu klopfen. War das nicht ſein Freund Etienne Borret, der Kaplan des St. Blaſiusſtiftes, in Zivil?

Raſch ſtürzte Heynsberg auf ihn zu.

„Biſt du denn verrückt geworden?“ ſagte er gedämpft, als er ihn erreicht hatte. „Komm ſchnell, fort von hier.“

Und als ſie auf dem Kai angelangt waren, fuhr er fort:

„Aber ſag mir nun mal, mein Beſter, fehlt es dir denn eigentlich da oben?“

„Ob's mir da oben fehlt? Mir fehlt's wo anders, das ſiehſt du doch.“

„Nein, nicht dorthin .... Ich glaube, daß du zu viel getrunken haſt. Wir machen einen Umweg durch die Hafen- und Kirchſtraße; da ſind weniger Menſchen. Haſt du zu viel getrunken?“

„Sie haben mich zu viel Rhetorika ſaufen laſſen, und davon habe ich jetzt den Kater.“

„Ja, ja. Und Wein?“

„O ja, auch einen tüchtigen Schluck Wein heute abend. Und jetzt wollen wir hier irgendwo in eine Kneipe gehen und einen Kognak trinken.“

„Nein, auf keinen Fall. Du gehſt heim.

Und zwar auf dem Wege, den ich dir soeben nannte; da ist es still. Aber in dein Zimmer im St. Blasiusstift kannst du natürlich so nicht gehen. Ich werde dich nach dem Hause deines Onkels bringen. Dort werden wir dann einfach sagen, wir hätten uns heute abend zufällig getroffen und bei mir ein Glas Wein getrunken, und dann gehst du schleunigst ins Bett. Wann hast du morgen früh deine Messe?"

„Um sieben Uhr. Richtig, dann muß ich jetzt erst noch beichten, denn ich habe ja gerade einen Priester bei der Hand. Nun, du weißt ja alles, du hast es selbst gesehen, und ich empfinde Reue wie ein Pferd. Also die Absolution, Pater. Aber vergiß das Wort „suspensionis" nicht; denn, Herr Pater, du mußt wissen, ich bin ein Priester: „Et ego auctoritate ipsius te absolvo ab omni vinculo excommunicationis, suspensionis, et interdicti, in quantum possum, et tu indiges." Ich habe mich stets darüber gewundert, warum in dem Rituale an der Stelle so viel Kommata stehen."

„Nun, wir wollen annehmen, daß dies alles ohne deinen Willen geschehen ist. Du hast ein Glas getrunken; die Luft hat dich berauscht, und alles andere folgte dann von selbst."

„Ich muß sagen, daß du ein bequemer Beichtvater bist. Zu dir werde ich öfters kommen."

Aber plötzlich setzte Etienne sich auf eine Bank, die am Wege stand, und brach in Tränen aus. Heynsberg war rasch an seiner Seite.

„Du mußt nicht etwa glauben, daß ich weine,

weil ich zuviel getrunken habe. So viel habe ich gar nicht getrunken. Ich werde nur mit einem Mal ein wenig nervös. Dann muß man weinen. Ich war doch früher ein guter, braver Junge. Warum haben die Kerls sowas aus mir gemacht? Die mit ihrer ‚gratia status' (13)! Mit ihrer besonderen Gnade des Priesterstandes! Die einen, das reden sie einem vor, gegen die Hinneigung zum Weibe schützen soll! Ha! Ha! Man könnte die Satyriasis bekommen bei dieser ‚gratia status'! Sie haben mich genarrt, sie haben mich mit ihrer ‚gratia status' genarrt!"

Er stand auf, und Heynsberg nahm seinen Arm. Da begann er zu singen, in dem Ton, in dem der Priester am Altar singt:

„Lise Roujou ist ein schönes Kind mit rotem Haar und leckerem Wein."

„Lise Roujou?"

„Ja, du kennst sie, nicht wahr? Früher sagte sie mir einmal, daß sie dich kenne. Nein, nein, nichts Unanständiges. Du seiest ein patenter Kerl, hat sie gesagt. Nein, nein, sie sagte: ein braver Priester, das sagte sie. Das patenter Kerl sage ich nur so."

„Lise Roujou? Das tut mir leid. Aber es ließ sich voraussehen," sagte er mehr zu sich selber.

Er versuchte, jetzt so rasch wie möglich vorwärts zu kommen durch die dunkle Kirchstraße. Etienne war ruhiger geworden, vielleicht auch wohl schläfrig, und als er noch ein paarmal einen Anlauf zum Sprechen nahm, hielt er, den Ermahnungen seines Freundes gehorchend, bald inne.

Im Laden von Angevoort, auf dem großen Markt hinter der St. Urſulakirche, in dem die Lichter bereits gelöſcht waren, erſchien auf Heynsbergs Klingeln Onkel Angevoort ſelber an der Tür. Heynsberg ſagte irgendwas von „zuſammen ein Glas Wein getrunken und daß die Abendluft Etienne ein wenig berauſcht habe; er ſolle ſogleich zu Bett gehn, aber morgen früh um ſechs Uhr müſſe man ihn wecken, denn um ſieben Uhr habe er die Meſſe zu leſen.“

„Denken Sie daran vor allen Dingen“, ſagte er beim Fortgehen.

Die Geſchichte hatte ihn ein wenig erregt und nervös gemacht, und um ſich etwas zu beruhigen, ging er, bevor er das Pfarrhaus betrat, noch einmal über den Markt und um die Kirche herum.

Liſe Roujou! Sie war allzeit ein wildes Kind geweſen. Er entſann ſich noch eines Morgens in Hildesborg, als er, damals dort Kaplan, zuſammen mit dem Pfarrer Van Dorſem das Pfarrhaus verließ und jenſeits des Weges zwei ſchon ziemlich große Mädchen im Gras ſitzen ſah, Liſe Roujou und Marie Put. Sie ſaßen dort, gleich als warteten ſie auf jemanden, und als der Pfarrer und der Kaplan aus dem Tor heraustraten, ſtanden ſie auf, lachten und drehten ſich raſch im Kreiſe herum, ſo daß die kurzen Röcke aufflogen und die weißen Höschen ſichtbar wurden, und blickten wieder auf den Pfarrer und den Kaplan und lachten.

„Kommt ihr mal hierher“, hatte Heynsberg geſagt.

Mit fragenden Gesichtern, was nun wohl geschehen würde, waren sie gekommen.

„Ihr seid zu alt, meine ich, um euch auf der Straße wie Kreisel zu drehen, oder wie kleine Kinder am Wege zu liegen. Nehmt euch ein Beispiel an den beiden Mädchen dort drüben, wie nett und anständig die sich auf der Straße betragen."

„Ach, Herr Kaplan," sagte Lise Roujou, „das sind ja Jüdinnen."

Sie lachte, drehte sich wiederum im Kreise herum, so daß die Röckchen flogen, und blickte von neuem den Herrn Pfarrer an.

„Nun, dann verlange ich, daß ihr in Zukunft ebenso anständig seid wie diese Jüdinnen. Und jetzt vorwärts! Und brav heimgegangen!"

Sehr wunderlich fanden sie das allem Anschein nach, aber der Ton, in dem es gesagt wurde, ließ sie gehorchen.

„Kaplan Heynsberg," sagte Pfarrer Van Dorsem, „daß Sie die Mädchen aus meiner Pfarrei auf Jüdinnen hinweisen, das darf nicht mehr vorkommen."

Denn der Judenhaß steckt tief in der Seele des frommen Katholiken. Von Kindheit an lehren manche Eltern ihre Kinder das Zeichen der Jesuiten

†

I H S

— das nichts anderes ist als in griechischen Hauptbuchstaben die drei ersten Buchstaben des

Wortes Jesus, und über dem mittleren Buchstaben ein Kreuz — so zu lesen:

Juden haben steinerne Herzen,
Jesum haben sie gekreuzigt.

Von Kindheit an wird es allen als moralische Pflicht eingeprägt, daß sie weder einen jüdischen Arzt noch einen jüdischen Apotheker haben dürfen; den Mädchen wird gesagt, daß sie vor allen Dingen nicht bei Juden dienen dürfen, weil die „durch und durch geil" seien — „perquam lascivi", der „Theologia moralis" von Aertnys (14) zufolge, in der Heynsberg im großen Seminar die Sittenlehre hatte studieren müssen — und am Charfreitag, wenn der Priester in Gegenwart der Gläubigen am Altar betet: 1. für die heilige Kirche Gottes; 2. für seine Heiligkeit den Papst; 3. für alle Bischöfe, Priester, Diakone, Subdiakone, Akolythen (Lichtträger), Exorzisten (Teufelsbeschwörer), Lektoren, Ostiarier (Türhüter), Bekenner, Jungfrauen, Witwen und für das ganze heilige Volk Gottes; 4. für den allerchristlichsten Kaiser (sofern er im Lande ist); 5. für die Kathechumenen (die noch ungetauften Aspiranten); 6. für die ganze Welt, auf daß sie von allen Sünden erlöst werde; 7. für die Ketzer und Schismatiker, auf daß sie wieder zur Kirche zurückkehren mögen, dann betet er, bevor er zum neunten der Heiden gedenkt, zum achten auch für die Juden, aber mit diesen eigentümlichen Worten:

„Lasset uns auch beten für die treulosen Juden

(Oremus et pro perfidis Judaeis), auf daß Gott, der unſer Herr iſt, die Hülle ihrer Herzen entferne und ſie Jeſum Chriſtum, unſern Herrn, erkennen.“

Und während vor all den anderen Gebeten der Diakon und der Subdiakon zur Kniebeugung einladen, wird dies hier ausgelaſſen, um daran zu erinnern, daß die Vorväter der jetzt lebenden Juden dereinſt zum Spott vor Jeſum niedergekniet ſind.

So war denn auch Heynsberg keineswegs verwundert über Van Dorſems Worte, ſondern erwiderte ruhig:

„Ich fürchte, daß viele katholiſche Mädchen ſich an Jüdinnen ein Beiſpiel nehmen könnten.“

„Herr Kaplan, es iſt ſchändlich, was Sie da ſagen.“

„Verzeihung, Herr Pfarrer! Ich habe einmal geleſen . . . Sie wiſſen, ich habe die venia legendi und mache davon Gebrauch, um mich über die nationalökonomiſchen Verhältniſſe zu unterrichten . . . ich habe mal irgendwo geleſen, daß in den Bordellen die katholiſchen Mädchen bei weitem überwiegen, daß darauf die proteſtantiſchen folgen, aber daß Jüdinnen — es ſei zu ihrer großen Ehre geſagt — dort höchſt ſelten ſeien.“

„Was wollen Sie mit Bordellen, während wir hier über dieſe beiden Mädchen ſprechen?“ ſagte der Pfarrer, indem er den Hut lüftete und ſich mit dem Taſchentuch über die Stirn fuhr.

„Was wiſſen Sie von dieſen Mädchen?“ fuhr er fort. „Was wiſſen Sie von ihnen?“

„Was Beſonderes ſollte ich wohl von dieſen Mädchen wiſſen? Nichts!“

Darauf hatte der Pfarrer den Hut wieder aufgeſetzt, das Taſchentuch in die Taſche geſteckt und war zornig davongegangen.

Nachdem Heynsberg einmal um die Kirche herumgegangen war und nun den Schlüſſel in das Schloß der Pfarrhaustür ſteckte, fiel es ihm ein, daß der Pfarrer Van Dorſem gerade vor ein paar Tagen zum Biſchof des Bistums, in dem Lieſtermonde gelegen war, ernannt und damit ſein Vorgeſetzter geworden ſei.

Er wollte ſich, bevor er ſein Zimmer aufſuchte, höflichkeitshalber noch einmal im Wohnzimmer zeigen und ſah, als er eintrat, den Dekan und Heerkens bei ihrem kalten Grog — denn es war ein heißer Tag — in dichten Zigarrendunſt gehüllt, am Tiſch ſitzen.

„Nun?“ fragte der Dekan, „nehmen Sie nicht auch mal ein Glas?“

„Heute möchte ich in der Tat wohl einen Grog trinken“, antwortete Heynsberg, fürchtend, daß die Miſchung der Eindrücke dieſes unruhigen Abends ihm den Schlaf verſcheuchen könnte. „Aber iſt das nicht Arrak? Das iſt mir zu ſtark.“

„Nun, wir haben hier auch was andres. Vielleicht einen mit Kognak?“

Heerkens hatte ſich bereits von ſeinem Stuhl erhoben, nahm aus einem Schrank eine Flaſche, goß im nächſten Augenblick ein — „So viel Zucker, iſt das recht?“ — goß Waſſer darauf . . .

„Ich habe ſchon öfter geſagt,“ behauptete der

Dekan, „er macht das mit der Gewandtheit eines Zauberers.“

„In der Tat, Herr Heerkens versteht es“, antwortete Heynsberg lächelnd.

Heerkens, der schon wieder vor seinem eignen Grog saß, lächelte zufrieden und nahm einen Schluck.

„Dies ist doch die angenehmste Stunde des Tages,“ sagte er, „so vor dem Zubettgehen einen Grog trinken und eine Zigarre dazu rauchen.“

„Ja, ja,“ erwiderte der Dekan, „das hat was für sich.“ „Nonnulli affirmant“, fuhr er lachend fort; „einige Gelehrten bejahen es, wie es in der ‚Theologia moralis‘ heißt . . . Zünden Sie sich eine Zigarre an, Heynsberg, Havannas, ein Gelegenheitskauf.“

Heynsberg, der durch den kühl-warmen Trank etwas beruhigt war, und dessen Gedanken durch das Kosten der ein klein wenig süßlich-schweren Havanna abgelenkt wurden, fühlte sich an diesem Abend ganz behaglich hier beim Dekan. Er warf einen Blick auf das Buffet — in dem Heerkens wieder herumkramte, denn Brancken hatte ihn um einen neuen Zahnstocher gebeten — auf jenes große Buffet, das dort in der Mitte der den Gartenfenstern gegenüberliegenden Wand stand, und in das Heerkens alles hineinlegte, was ihm in die Finger kam: Kognak, geweihte Kerzen, Zigarren, Denkmünzen, Reliquien, Flaschen mit Lourdeswasser, die von einem Stück Käse unter einer Glocke flankiert waren.

Und in dem hellen elektrischen Licht sah er

den bläulich ſchimmernden Teppich und die dunkelroten Vorhänge vor den beiden der drei Fenſter — das dritte war nach den Gärten hinaus geöffnet — durch die man von den Häuſern der St. Annaſtraße hätte hineinſchauen können.

Er meinte, daß das Kruzifix dort in der Ecke und das Marienbild an der Wand dem großen Zimmer etwas Gemütliches verliehen, und ſchaute jetzt in das Kindergeſicht des greiſen Dekans, der ſo friedlich mit ſeinem neuen Zahnſtocher herumhantierte.

„A propos," ſagte Vranken wiederum zu Heynsberg, „Sie werden ſich wohl unſeres Geſpräches entſinnen, das wir vor ein paar Tagen führten, über eine Wallfahrt zu den Reliquien des heiligen Jerun, nicht wahr? In Noordwyk, in Südholland. Ich habe jetzt darüber geleſen, es iſt ſehr intereſſant. Und ſo habe ich mich denn auch entſchloſſen, dieſe Wallfahrt zu arrangieren. Zu Beginn des nächſten Sommers natürlich erſt; denn dergleichen Ausflüge unternimmt man im Sommer, das iſt ſelbſtverſtändlich. Kaplan Heerkens hat es freundlichſt auf ſich genommen, eine Kommiſſion zu bilden, die für den „nervus rerum" ſorgen wird. Sie verſtehen. Ich ſelbſt werde demnächſt mal Frau van Elshout aufſuchen, eine ſehr fromme Katholikin, und Kaplan Heerkens wird Herrn Ezermans für die gute Sache zu gewinnen ſuchen. Ach ja, Sie kennen die Familie Ezermans ja ſehr gut. Wollen Sie vielleicht Herrn Ezermans lieber ſelbſt bitten?"

„Nein, gewiß nicht."

„Schön, schön. Und dann möchte ich gern, daß Sie in einiger Zeit — es ist natürlich noch gar nicht eilig, vielleicht so im September, Oktober — mal anfangen, darüber zu predigen.“

Heynsberg schaute einen Augenblick vor sich hin.

„Ich kann nicht behaupten,“ antwortete er, „daß ich mich für derartige Wallfahrten sehr zu begeistern vermöchte.“

„Ja, ja, ich weiß, wir haben es heutzutage mit einer etwas anderen Strömung zu tun. Aber Ihr persönliches Empfinden kommt hier ja auch nicht direkt in Frage. Sie sollen ja nur darüber predigen. Wenn Sie das über Jerun nur erst gelesen haben, werden Sie sehen, daß es höchst interessant ist. Unter anderm fand ich einen außerordentlich gelehrten Artikel in einer Zeitschrift ... wie nennt sie sich doch gleich, Heerkens?“

„Beiträge zu der Geschichte des Bistums Haarlem, Herr Dekan.“

„Richtig, richtig! Gerade was für Sie. Denn Sie lieben das Studium ja so sehr. Ein sehr gelehrter Aufsatz von ... von ..“

„Graaf,“ sagte Heerkens, „Monsignore J. J. Graaf, Dekan in Ouderkerk.“

„Richtig, richtig! Er weist darin nach, daß die Reliquien in Noordwyk in der Tat die Gebeine des Jerun sind. Jerun nämlich war ein Schotte von edler Herkunft und so weiter, Sie wissen, der Anfang der Heiligengeschichten ist zumeist so ziemlich der gleiche, und später verkündete er das Evangelium den Friesen und den

Kennemern und den Holländern. Aber es war zur Zeit der wilden Normannen, und die zerrten ihn vor ihr Tribunal, und er wurde enthauptet, weil er ihren Göttern nicht opfern wollte. Und hundertundfünfzig Jahre nach seinem Tode ist er einem Bauer mit Namen Notobod erschienen . . ."

„Nodbodus", sagte Heerkens.

„Nun wohl, jenem Nodbodus erschien der heilige Märtyrer dreimal und verkündete ihm, wo sein Körper verborgen sei. Da hat man seinen Körper ausgegraben und nach Egmond gebracht, in die Abtei, wo auch die Reliquien des heiligen Adalbertus verwahrt wurden. Sein Haupt war indessen nicht dabei; aber vierhundertundfünfzig Jahre nach seinem Tode ist der heilige Jerun von neuem erschienen . . ."

„Nein, nein, Herr Dekan," sagte Heerkens, „das verhält sich ein wenig anders. Ich muß mal nachsehen. Hier, Heynsberg, habe ich die „Kirchengeschichte von Nord-Niederland" von Coppens, Pfarrer zu Schiedam. Darin finden wir auf Seite 96 und 97 eine ziemlich wortgetreue Uebersetzung aus dem Brevier des Bistums von Haarlem, wo sie eine zweite Nokturn über ihn haben."

„Dann ist das keine sehr glaubwürdige Geschichte bei Pfarrer Coppens", sagte Heynsberg. „Sie selbst, Herr Dekan, zitierten vor einigen Tagen das Sprichwort: Er lügt wie eine zweite Nokturn."

„Ja, ja," antwortete der Dekan, „das sagt man wohl so lachend, aber man denkt doch anders."

„In dieſer zweiten Nokturn vom 18. Auguſt ſteht zu leſen," fuhr Heerkens fort, indem er in dem Brevier blätterte und mehr oder weniger daraus überſetzte, „er habe im Jahre 856 die Krone des Märtyrertums empfangen und ſein Körper ſei im Jahre 995 dank einer Offenbarung des heiligen Märtyrers gefunden worden. Hier in Coppens' Buch ſteht überdies, daß ſein Kopf in Noordwyk verborgen blieb, aber im Jahre 1311 ebenfalls gefunden wurde. Wie dieſer Kopf gefunden wurde, leſen wir in dieſem Büchlein: das ‚Wallfahrtsbuch für die Pilger, die die Reliquien des heiligen Jerun, Prieſters und Märtyrers und erſten Pfarrers von Noordwyk beſuchen'. Wir erſehen daraus, daß etwa um das Jahr 1311 in Noordwyk eine neue Kirche erbaut wurde. ‚Und es geſchah einige Jahre ſpäter' — ich will es mal vorleſen — ‚daß man in dieſer Kirche einen neuen Altar errichten wollte, und daß die Maurer, als ſie die Fundamente ausgruben, allda einen Kopf fanden. Niemand würde gewußt haben, daß es der Kopf des heiligen Märtyrers Jerun war, hätten nicht die Glocken der Kirche zu läuten begonnen, ohne daß menſchliche Hände ſie in Bewegung geſetzt hätten. Niemand begriff, was dies Läuten zu bedeuten hatte. Doch ein Menſch, der in einem Hauſe unweit der Kirche ſtark gefeſſelt darniederlag, da er beſeſſen war und an der Fallſucht litt, rief aus, daß Gottes Engel die Glocken läuteten, da der Kopf des heiligen Jerun gefunden ſei. Nachdem man ihn in die Kirche gebracht, wurde

der gefundene Kopf auf seine Brust gelegt, und er stand auf und war gesund. Von Stund' an wurde der Kopf feierlich verehrt; der Andrang der Wallfahrer wurde stets größer, erstaunliche Wunder ereigneten sich, und es wurden, dank der Fürsprache des heiligen Jerun, große Gnaden erlangt."

„Aber seinen Körper hat er selbst gefunden", sagte der Dekan.

„Seinen Körper hat Jerun selbst gefunden," antwortete Heerkens lächelnd; „sein Kopf aber wurde von einem Besessenen entdeckt. Später, während der sogenannten Reformation, sind infolge der Unruhen der Bilderstürmerei und des Aufstandes alle diese Reliquien verloren gegangen; der Kopf in Noordwyk und das übrige in Egmond. Der Kopf ist auch jetzt noch immer verloren; aber das übrige, was in Egmond war, hat Monseigneur Caspar Bottemanne, Bischof von Haarlem, nachdem es kürzlich, also wiederum dreihundert Jahre später, wiedergefunden war, der Kirche zu Noordwyk geschenkt, der Kirche, zu der wir im nächsten Sommer mit den Liestermondern pilgern werden."

„Richtig," sagte der Dekan; „ich danke Ihnen, daß Sie uns das so genau auseinandergesetzt haben. Aber weil nun", fuhr er zu Heynsberg fort, „der heilige Jerun hundertfünfzig Jahre nach seinem Tode kraft seiner eigenen Offenbarung seinen Körper hat wiederfinden lassen, ist er der heilige Schutzpatron der verlorenen Dinge. Mit

ihm konkurrieren wir also . . . jetzt müssen Sie aufpassen, jetzt kommt es, . . . gegen die Franziskaner mit dem heiligen Antonius von Padua, der ebenfalls der Schutzpatron der verlorenen Dinge ist. Aber warum ist er das? Das wissen wir beim Antonius nicht. Aber warum ist Jerun das? Das wissen wir wohl bei Jerun: weil er seine eigenen Reliquien wiederfand, hundertfünfzig Jahre nach seinem Tode."

Heerkens, der gerade ein wenig Grog getrunken hatte, brach während des Schluckens in ein solches Gelächter aus, daß ein paar Tropfen des Grogs ihm wieder aus dem Munde flogen.

„Hm, hm," sagte er, „wie dumm, wenn man sich so verschluckt!"

Und Heynsberg, was sollte er jenem großen Kind, jenem übergläubigen Alten dort antworten, der an Märchen aus Roms Säuglingskammer glaubte? Er wollte das Kind nicht kränken. Wozu? Für ihn selbst aber stand fest, daß er sich weigern würde, darüber zu predigen.

Um dafür eine höfliche Form zu finden, antwortete er jetzt nur mit kurzen Sätzen und ausweichend.

Der Dekan schien sich übrigens über seinen Jerun so sehr zu freuen, daß er es nicht einmal bemerkte; er wurde vor lauter Freude geschwätzig, wozu möglicherweise auch der Grog das seine beitrug; er sprach über dies und über jenes, endlich auch darüber, daß sich das Leben eines Pfarrers auf dem Lande wesentlich von dem der Stadt

unterſcheide; wie es ihm zum Beiſpiel auf dem Lande wiederholt paſſiert ſei, daß er ſoeben verſtorbenen ſchwangeren Frauen den Leib habe öffnen müſſen, um den Fötus herauszuholen, nachzuſehen, ob er noch lebe und ihn in dem Fall zu taufen. (15)

„In einer Stadt kommt das ſo nicht vor," ſagte er; „da iſt ja wohl beinah immer ein Arzt zur Stelle. Aber das Raſiermeſſer, mit dem ich es zu tun pflegte, trage ich noch immer in der Taſche. Sehen Sie," ſagte er, indem er ein Raſiermeſſer zum Vorſchein holte und es öffnete, „es iſt völlig verroſtet; früher pflegte ich es regelmäßig monatlich einmal zu ſchleifen."

„Ich hätte niemals den Mut gehabt, es zu tun", ſagte Heerkens. „Und überdies iſt es ſtrafbar."

„Natürlich muß man dafür ſorgen," hub Brancken wieder an, „daß man es nur bei ſolchen Menſchen tut, denen man vollkommen vertrauen kann."

„Aber wußten Sie denn, wie Sie ſchneiden mußten?" fragte Heynsberg. „Denn im großen Seminar hat man uns wohl den Kaiſerſchnitt gelehrt, und ſogar, weil das ſo ſehr wichtig iſt, in holländiſcher Sprache; aber es iſt nur ein Diktat, und wenn ich es auch hundertmal leſe, ſo würde ich doch nicht wiſſen, wie ich an einer Frauenleiche herumſchneiden müßte."

„O," antwortete Brancken, „man ſchneidet ganz einfach darauf los. Aber wenn man es

das erstemal macht, ist es doch ein merkwürdiger Anblick. Solch eine Frau stirbt, und nun muß es rasch gehen, denn der Fötus lebt vielleicht, kann aber jeden Augenblick ebenfalls sterben..."

Es kamen ihm unliebsame Erinnerungen und er schlug das Zeichen des Kreuzes.

Darauf griff er nach seinem Glas, um noch einen Schluck Grog zu trinken; aber Heynsberg legte ihm schnell die Hand auf den Arm und sagte:

„Herr Dekan, es ist nach zwölf!"

Entsetzt stellte der Greis das Glas wieder hin, er erbleichte flüchtig und sagte dann ernst:

„Herr Heynsberg, dafür werde ich Ihnen mein Lebtag dankbar bleiben."

Wer nämlich am kommenden Morgen Christus in der Form von Brot in seinem Herzen empfangen, wer die heilige Hostie genießen soll, und das tut der Priester ja stets während der Messe, der muß nüchtern sein, der darf nach Mitternacht weder Speise noch Trank zu sich genommen haben.

„Das ist mir noch niemals widerfahren," fuhr das große Kind fort, „daß ich mich versehen habe. O, ich habe mich dessen nie gerühmt, denn sobald man sich einer Sache rühmt, kommt es gerade anders, und darum rühme ich mich auch jetzt nicht dessen. Aber wahr ist es, und im stillen habe ich stets gehofft, daß es mir niemals widerfahren solle. Und sehen Sie, Herr Heynsberg, jetzt haben Sie mich diesmal, wo es ohne Sie sicher schief gegangen wäre, daran gehindert. Ich

bin Ihnen sehr, sehr dankbar. Und jetzt rasch hinauf; denn für diese Gnade muß ich Gott danken."

* *
*

Bereits geraume Zeit zuvor hatte Hannchen ihr Zimmer aufgesucht. Ezermans, der sich jetzt allein im Gartenzimmer befand, war vor dem heiligen Antonius niedergekniet, um aus einem Gebetbuch, das er bei sich trug, die Litanei zu diesem Heiligen zu beten:

Herr, erbarme dich unser!
Christe, erbarme dich unser!
Herr, erbarme dich unser!
Christe, höre uns!
Christe, erhöre uns!
Gott Vater vom Himmel, erbarme dich unser!
Gott Sohn, Erlöser der Welt, erbarme dich unser!
Gott Heiliger Geist, erbarme dich unser!
Heilige Dreifaltigkeit, ein einiger Gott, erbarme dich unser!
Heilige Maria, bitt für uns!
Heilige Gottesgebärerin, bitt für uns!
Heilige Jungfrau aller Jungfrauen, bitt für uns!
Heiliger Antonius von Padua, bitt für uns!
Zierde der Minoriten, bitt für uns!
Lilie der Keuschheit, bitt für uns!

Perle der Armut, bitt für uns!
Vorbild des Gehorſams, bitt für uns!
Duftendes Gefäß der Reinheit, bitt für uns!

Und ſo weiter und ſo weiter, noch ungefähr ſiebenmal ſo viel. Nachdem die Litanei zu Ende war, betete er:

O, heiliger Antonius, reine und allerliebſte Lilie jungfräulicher Reinheit, koſtbare Perle der Armut, leuchtender Stern der Heiligkeit, Zierde des Paradieſes, blinkender Stern Spaniens, neues Licht Italiens, glitzerndes Himmelslicht Paduas; du, o heiliger Antonius, du, der du den rechtmäßigen Eigentümern die verlorenen Gegenſtände zurück verſchaffſt, verſchaffe auch mir, ich bitte dich inſtändig, verſchaffe auch mir armem Sünder durch deine mächtige Fürſprache das Verlorene zurück . . . ſo ich deſſen rechtmäßiger Eigentümer bin . . . ſo ich deſſen rechtmäßiger Eigentümer bin . . . Amen.

Dann endete er; denn es war bereits ſpät, und er mußte auch noch im Schlafgemach ſeine Andacht verrichten, bevor er zur Ruhe ging.

Drittes Kapitel.

Eines Morgens gegen Ende Auguſt kehrt Heynsberg nach der Meſſe um acht Uhr in die Sakriſtei zurück. Als er ſeine Paramente abgelegt, kniet er auf einem Betſtuhl vor einem an der Wand hängenden Rahmen nieder, in dem hinter Glas die Dankgebete, die „gratiarum actio", zu leſen ſind.

Denn während der Meſſe verwandeln ſich bei der Konſekration des Prieſters das Brot der Hoſtie und der Wein in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Chriſti, alſo Gottes. Beides hat er genoſſen, und dafür muß er danken.

Und er murmelt, leſend, in lateiniſcher Sprache:

„Laſſet uns ſingen das Lied der drei Jünglinge, das Lied, das die Heiligen ſangen im feurigen Ofen, den Herrn preiſend.

Lobet alle Werke des Herrn den Herrn,
preiſet ihn und erhebt ihn in alle Ewigkeit,
Lobet Engel des Herrn den Herrn,
lobet Himmel den Herrn,

Lobet alle Waſſer, die über dem Himmel ſind,
den Herrn,
lobet alle Kräfte des Herrn den Herrn,
Lobet Sonne und Mond den Herrn,
lobet Sterne des Himmels den Herrn,
Lobet alle Regen und Tau den Herrn,
lobet alle Winde Gottes den Herrn,
Lobet Feuer und Wärme den Herrn,
lobet Kälte und Wärme den Herrn,
Lobet Taue und Reif den Herrn,
lobet Froſt und Kälte den Herrn,
Lobet Eis und Schnee den Herrn,
lobet Nächte und Tage den Herrn,
Lobet Licht und Finſterniſſe den Herrn,
lobet Blitze und Wolken den Herrn,
Daß die Erde den Herrn lobe und ihn preiſe
und erhebe in alle Ewigkeit,
Lobet Berge und Hügel den Herrn,
lobet alles, was da blühet auf Erden, den
Herrn,
Lobet Quellen den Herrn,
lobet Seen und Ströme den Herrn,
Lobet Seeungeheuer und alles, was ſich reget
in den Waſſern, den Herrn,
lobet alle Vögel des Himmels den Herrn,
Lobet alle wilde und zahme Tiere den Herrn,
lobet Söhne der Menſchen den Herrn,
Daß Iſrael den Herrn lobe, ihn preiſe und ſegne
in alle Ewigkeit,
Lobet Prieſter des Herrn den Herrn,
lobet Diener des Herrn den Herrn,

Lobet Geiſter und Seelen der Rechtſchaffenen den Herrn,
lobet Heilige und Demütige von Herzen den Herrn,
Lobet Ananias, Aſarias, Miſael den Herrn, preiſet und erhebet ihn in alle Ewigkeit ....“

Nein, nein! Er kann das nicht länger! Iſt es menſchenwürdig, daß jeder Prieſter an jedem Morgen, an jedem Morgen eines jeden Jahres, eines jeden Jahres jeden Jahrhunderts, jetzt bereits ſeit Jahrhunderten und ſo bis in die Ewigkeit der Ewigkeiten ſolche... Gebete murmeln wird, immer und immer wieder bis in die fernſten Aeonen dieſelbe kirchlich vorgeſchriebene Formel?

Zum erſtenmal in ſeinem Prieſterleben lehnt er ſich auf gegen die „gratiarum actio“; er vertauſcht die lange, bis auf den Boden herabhängende Soutane mit der kurzen Soutanelle; langſam tritt er in den dunklen, überwölbten Gang, der von der Sakriſtei hinausführt; er legt die Hand an den zerbröckelnden, acht Jahrhunderte alten Quaderſtein der Mauer; der Stein iſt kalt an der Hand. Und er ſchlägt das Zeichen des Kreuzes.

Ach, laß doch! Du haſt keine Sünde begangen.

„Hoc est enim corpus meum“ (Denn dies iſt mein Leib) hört er den Prieſter bei der Konſekration am Altar ſagen.

Die heilige Hoſtie ... iſt das wirklich ...

Nein, nein! Daran zweifeln ... Mein Gott, wie ſoll das enden mit ihm? Daran zweifeln, das iſt das Ende. Und das will er doch nicht, das darf nicht ſein! O, vieles in der Kirche muß verbeſſert werden, unendlich vieles. Aber wenn in dem Tabernakel nicht mehr das Allerheiligſte thront; wenn die heilige Hoſtie nicht mehr unſer Herr iſt; wenn Gott nicht mehr wirklich in ſeinem Tempel iſt und inmitten der Menſchen dort wohnt, ſo iſt die katholiſche Kirche nicht mehr das Haus Gottes; dann iſt ſie wie eine Ketzerkirche, ein kahler, kalter Raum, in dem die Menſchen zuſammenkommen, um über einen Gott ein wenig zu plaudern.

Aber wenngleich das Gemüt gedrückt und das Herz voller Kummer iſt, den Prieſter wird gelehrt, er müſſe ſtets ein freudiges Antlitz zur Schau tragen, damit die Religion den Menſchen wie etwas Anmutiges erſcheine. Ein eifriger Prieſter tut das auch infolge der Uebung ganz unwillkürlich. Als daher Heynsberg aus dem grauen Gang heraustrat auf den Markt, war auf ſeinen Zügen keine Spur mehr zu ſehen von dem Aufruhr, der in ſeiner Seele tobte. Und äußerlich ruhig betrat er kurz darauf das Wohnzimmer des Pfarrhauſes, wo das Frühſtück bereitſtand, Eier, Fleiſch, Käſe, ein wohlbeſetzter Tiſch, der oftmals während des ganzen Vormittags gedeckt ſteht; denn ein jeder der Herren muß nach ſeiner Meſſe dort frühſtücken können, und zumeiſt bringt er infolge des langen Wartens einen tüchtigen Hunger mit.

Heerkens, der bereits gefrühstückt hatte, saß bei einer letzten Tasse Tee, las in seinem Brevier und rauchte eine Zigarre dazu.

Nachdem Heynsberg etwas gegessen, nahm er mechanisch, der Gewohnheit folgend, aus der hinteren Tasche seiner Soutanelle gleichfalls das Brevier, ein in schwarzes Leder gebundenes Buch, auf dessen Rücken in goldenen Lettern die Worte standen: „Brevarium Romanum". Er blätterte: Psalmen gleich den Gebeten nach der heiligen Messe, Gebete, Heiligengeschichten, alles in lateinischer Sprache. Darin mußte er täglich eine gute Stunde, etwa fünfviertel Stunden lesen, sehr schnell, denn sonst dauert es viel länger, und Todsünde ist es, einen größeren Abschnitt wegzulassen. Er muß das für jeden Tag besonders Vorgeschriebene jedesmal erst zusammensuchen aus diesem Buch. Und der Anfang und das Ende sollen kniend gebetet werden; im übrigen bist du frei, nur daß es an einem anständigen Ort, in loco honesto, geschehen muß. Es ist ein theologisches Problem, ob du es an einem gewissen Ort lesen darfst. Aber du darfst dabei spazieren gehen oder am Tisch sitzen und eine Zigarre dazu rauchen. Und murmeln, schnappen darfst du, so schnell wie du nur kannst. „Schnappen" nennen die Herren das untereinander.

Zu denken brauchst du nichts dabei. Wer betet, so wurde gelehrt, braucht dabei nicht an die Bedeutung der Worte zu denken, er braucht die Worte nur zu murmeln. Einem Laien sagst du das natürlich nicht; der weiß das nicht. Und

außerdem tut er das ja ohnehin schon, da er Tag für Tag, im Allgemeinen gesprochen, immer wieder die gleichen vorgeschriebenen Gebete betet.

Die Nonnen in den Frauenklöstern beten, obwohl sie kein Wort Latein verstehen, täglich das lateinische Brevier für Priester, während sie doch nur so viel davon begreifen wie der Papagei, der eine entrüstete Dame fragte: „Haben Sie schöne Höschen an?“ Eine Novizenmeisterin lehrt die Nonnen, wie sie die Worte aussprechen müssen.

Ein frommer Mann braucht seine Gebete nur zu schnappen wie ein Fisch, der den Kopf aus dem Wasser herausstreckt. Das ist das Mundgebet. Das Gebet, bei dem man nachdenkt, das innerliche Gebet, ist etwas besser, ist „vorteilhafter“, damit „verdient“ man sich etwas mehr. Aber das Mundgebet ist vollkommen genügend, wenn man es nur in einer gewissen andächtigen Stimmung verrichtet.

Heynsberg blätterte in seinem Brevier; es lagen Heiligenbildchen darin, Bilder der heiligen Jungfrau, des Sankt Joseph, des heiligen Franziskus. Bilder auch, die die Herren drucken lassen, und die sie an ihre Bekannten versenden, wenn sie als Priester ihre erste heilige Messe lesen. Aufmerksam betrachtete er eine Karte, die zwischen den Blättern lag: die Trauungsanzeige von Hannchen Angevoort und Gerardus Ezermans.

Heerkens stand auf, legte sein Brevier auf den Tisch, ging pfeifend hin und her, steckte sich eine neue Zigarre an.

„Hören Sie mal, Heynsberg, gestern hatte ich doch so 'ne geile Person in der Beichte. Das Weib ist zweimal verheiratet gewesen, jetzt will sie zum drittenmal heiraten, sie hätte ebensogut Hure werden können."

Die Antwort blieb Heynsberg erspart, denn mit einem „Morgen, morgen" betrat der Dekan Brancken gerade in diesem Augenblick das Zimmer.

Plienchen brachte frischen Tee; Brancken setzte sich an den Tisch, aß gierig ein Ei, ein mit Fleisch belegtes Brötchen und fragte währenddessen:

„Was Neues?"

„Ich habe heute morgen ein Schleppchen gehabt", erwiderte Heerkens.

„Wen?"

„Frau Jansen aus der Houtsteeg."

Wenn nämlich eine Frau nach ihrer Niederkunft ihren ersten Kirchgang macht, geht sie in die Sakristei und bekommt dort eine brennende, geweihte Kerze in der Hand; es werden Gebete über sie gesprochen; sie wird mit Weihwasser gesegnet; dann nimmt sie von der Stola, die der Priester über der Albe trägt, eines der Enden in die Hand, und so betreten sie zusammen, sie hinter ihm, die Kirche. Beim Altar angelangt, schreitet der Priester die Stufen hinauf; die Frau kniet unten, und sich zu ihr wendend spricht er weitere Gebete. Dann schreitet er die Stufen wieder hinab, nimmt ihr die Kerze aus der Hand und gibt sie dem Küster, damit er sie auf den großen Opferleuchter steckt. Die Kerze kostet einen viertel Gulden. Selbst die ärmsten Menschen opfern

ihre fünfundzwanzig Cents für dieſe Zeremonie, von den Prieſtern „ein Schleppchen“ genannt, weil die Frau, die Stola feſthaltend, ihnen folgt.

Das Geſpräch wurde durch das Eintreten des Hausdieners unterbrochen, der fragte, ob der Herr Dekan für Frau Geurts zu ſprechen ſei.

„Es ſei wegen Lourdeswaſſer, ſagte ſie.“

„Frau Geurts?“

„Aus der Manufakturwarenhandlung in der St. Annaſtraße, Hochwürden.“

„Gewiß, gewiß! Führen Sie ſie herein! Ich trinke noch eine Taſſe Tee, aber das tut nichts.“

Eine ſorgfältig gekleidete Frau mit etwas ſchwerfälligem Gang betrat das Zimmer. Heerkens bot ihr einen Stuhl an, und Dekan Vrancken ſagte:

„Nun, liebe Frau, Sie nehmen es mir wohl nicht übel, daß ich Sie ſo am Frühſtückstiſch empfange, nicht wahr? Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ach, Hochwürden, Geurts wird wieder ſo von Rheumatismus geplagt, und nun ſagt mir Frau Derricks, daß Lourdeswaſſer dafür ſo gut ſei.

„Gewiß, gewiß“, ſagte Vrancken. „Lourdeswaſſer hilft vorzüglich gegen Rheumatismus. Das iſt wiſſenſchaftlich erwieſen. Sogar proteſtantiſche Aerzte empfehlen es. Die Flaſche koſtet einen Gulden fünfzig. Sie ſollten ſich nur gleich zwei Flaſchen mitnehmen. Herr Geurts muß ſich tüchtig damit waſchen.“

Nun, dann wolle ſie das tun, ſie bedaure nur, daß ihr Mann nicht ſo recht daran glaube.

„Er glaubt nicht daran? Er glaubt nicht daran?“ fragte Vrancken höchſt erſtaunt. „So werden wir ihn ſchon lehren, daran zu glauben. Wiſſen Sie, was Sie tun? Sie kaufen ſich gleich jetzt in einer Buchhandlung dieſes Buch: . . . .“

Noch immer voller Erſtaunen trat er raſch in eine Ecke des Zimmers, nahm dort von einem Tiſchchen ein großes, längliches Buch in einem ſchönen, blauen Leinenband, kam haſtig damit zurück und zeigte Frau Geurts triumphierend den in goldenen Lettern gehaltenen Titel auf dem blauen Grund:

„Das goldne Buch unſrer lieben Frau von Lourdes.“

„Sehen Sie nur, es iſt herausgegeben von der Geſellſchaft ‚Die katholiſche Illuſtration‘ zu Herzogenbuſch. Mit prachtvollen Illuſtrationen verziert! Sehen Sie nur, wunderbar illuſtriert! Es iſt erſt vor kurzem erſchienen. Hier auf der erſten Seite iſt ein Brief abgedruckt:

„Unſerm ſehr geliebten Sohn Hubertus Voncken, Prießer und Diözeſan-Inſpektor im Bistum Lüttich wünſchen wir Glück, und wir beten zu dem Allmächtigen, ihm für ſein herrliches Werk durch die Fürſprache der heiligen Jungfrau alle Segnungen zu verleihen.

„Als Beweis unſeres Wohlwollens ſchenken wir ihm von ganzem Herzen den apoſtoliſchen Segen.

„Aus dem Vatikan, 31. Dezember 1908

Papſt Pius X.“

„Dieſes Buch muß Herr Geurts leſen; es iſt ziemlich teuer, koſtet drei Gulden fünfzig; aber ein gutes Buch iſt ſein Geld wert, und wenn er das geleſen hat, möchte ich wohl mal ſehen, ob ſeine Ungläubigkeit derartigen Vorbildern gegenüber noch ſtandhält. Da haben Sie zum Beiſpiel — ich nehme nur eines heraus, das Buch iſt voll von derartigen Heilungen — auf Seite 137:

„Der Zuſtand von Pierre Hanquet war entſetzlich.“

„Er wohnte in Lüttich, gnädige Frau, und hatte Waſſer aus der Grotte kommen laſſen, auf dieſelbe Weiſe, wie Sie es hier bei mir kaufen.... oder nein, wie kann ich das ſagen? ... Sie wiſſen, heilige Gegenſtände verkaufen wir nicht, das wäre Simonie; Sie bezahlen nur die Transportkoſten und den Zoll und die Flaſchen und die Verpackung. Aber wir wollen erſt mal weiter leſen.“

„Er litt an einer chroniſchen Erſchlaffung des Rückenmarkes. Die Aerzte hatten ihn als unheilbar erklärt; ſeine unteren Gliedmaßen waren vollkommen gelähmt, außerdem quälte ihn eine heftige Roſe am Unterleib, er hatte ſich durchgelegen, und mager wie ein Gerippe ſiechte der Unglückliche, während der letzten zwei Jahre gleich einem Reif gekrümmt, langſam dahin, den heftigſten Schmerzen preisgegeben.

„Sein Bruder wäſcht ihn mit Waſſer aus Lourdes, vom Kopf bis zu den Füßen, indem er die Waſchung mit Gebeten begleitet, während

er glaubte, nur noch eine Leiche unter den Händen zu haben.

„Der Schmerz läßt den Sterbenden aus seinem Bett springen, und, plötzlich, in der Zeit von anderthalb Minuten, stand der Gefolterte, der seit fünf Jahren an seinem Bett gleichsam festgenagelt war, von der Rose und allen andern Qualen befreit, hoch aufgerichtet da, und ergreift zum Beweise seines wiedergekehrten Lebens das Gewehr seines Bruders und führte dreimal nacheinander Uebungen aus mit ebensoviel Geschick wie Gewandtheit! Also geschah es am 27. November 1869, des Abends um halb elf Uhr."

„Sehen Sie, sein Bild steht daneben. Ein Kerl wie ein Baum ist er geworden. Und deshalb sollten Sie das Buch für Herrn Geurts kaufen, und wenn er es gelesen hat, werde ich ihn mal fragen, ob er noch immer nicht glaubt. Aber apropos, haben Sie gegen den Rheumatismus schon die heilige Länge Christi (16) angewandt?"

„Nein; ich habe eine Reliquie des hl. Alphonsus darauf gelegt, und außerdem trägt Geurts eine Benediktus-Medaille." (17)

„O, das ist alles sehr schön, aber dann müssen wir doch die hl. Länge Christi auch noch hinzufügen."

Nachdem er ein Stück Schnürband aus dem Buffet genommen, machte er das Zeichen des Kreuzes darüber und murmelte ein Paternoster dazu. Dies letztere war nicht nötig, denn mit dem

Kreuzzeichen ist die Weihe vollzogen; man tut es nur, weil die Leute es sonst zu einfach finden.

„So", fuhr er fort: „Hier haben Sie die hl. Länge Christi."

Dies ist ein wundertätiges Ding, bestehend aus einem Stück Bandschnur, das die Länge eines zu Maastricht befindlichen wundertätigen Kreuzes besitzt.

Ein Ritter nämlich kehrte einst mit Geschenken für seine Kinder von einem Kreuzzuge heim. Aber für ein Kindchen, das in seiner Abwesenheit geboren war, hatte er nichts. Das tat ihm leid, und während er in seinem Gepäck suchte, ob er vielleicht nicht noch etwas fände, entdeckte er eine Nuß. Das Kind steckte die Nuß in die Erde; daraus ward ein Bäumchen, und das Bäumchen wuchs mit dem Kinde. Aber Früchte hat kein Mensch jemals daran gesehen. Da, eines Tages, kam ein großes Gewitter; der Blitz schlug in den Baum und spaltete ihn. Und siehe da! In dem Spalt stand ein Kreuz, an dem Jesus hing. Dieses Kreuz wird in einem goldnen Rahmen hinter Glas in Maastricht aufbewahrt. Denn Gott hatte dort ein großes Wunder gewirkt, und so kann, wer dieses Kreuz verehrt, vielleicht ebenfalls ein Wunder erlangen. Und man verehrt es, indem man auf kranke Stellen ein Band legt, das so lang ist wie das Kreuz.

Frau Geurts legte einen viertel Gulden hin, denn geweihte Gegenstände darf der Priester, weil das Simonie wäre, zwar nicht verkaufen, aber die Gläubigen dürfen freiwillig etwas geben.

„Ich danke Ihnen," sagte Brancken. „Und die hl. Länge Christi binden Sie ihm nun um den Kopf oder um den Leib. . . . Wo steckt der Rheumatismus?"

„In den Beinen, Hochwürden."

„So binden Sie es ihm um die Beine. Das heißt, in diesem Fall müssen Sie allerdings zwei haben, denn mit einem einzigen würden Sie ihm die Beine zusammenbinden und dann könnte er überhaupt nicht mehr gehen."

Er lachte über seinen eigenen Scherz, weihte noch eine Länge Christi und bekam wiederum einen viertel Gulden.

Indessen hatte der allzeit aufmerksame Heerkens das Zimmer verlassen und war mit zwei weißen Flaschen zurückgekommen, oval und flach wie Feldflaschen, in die ein Stempel eingedrückt war: das Bild Unserer Lieben Frau und die Worte: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis."

„Und sehen Sie," begann Brancken wieder, indem er das Lourdeswasser von Heerkens in Empfang nahm, „hier haben Sie die beiden Flaschen. Und nun soll sich Herr Geurts ganz tüchtig damit waschen, so oft er mag, und davon trinken, so oft er Lust hat."

„Wieviel kostet das, Hochwürden?"

„Die zwei zusammen drei Gulden, liebe Frau. So viel betragen die Transportkosten, wie ich Ihnen bereits sagte, und der Zoll und die Flaschen und die Verpackung."

Nachdem Heerkens sie hinausbegleitet hatte, sagte Brancken zu Heynsberg:

„Ich verkaufe davon sehr viel. Hier haben Sie eine Liste meiner Abnehmer, die es regelmäßig beziehen; ich lasse es ihnen durch den Küster bringen."

Heynsberg warf einen flüchtigen Blick auf die Liste; zu seiner Verwunderung sah er auch den Namen Ezermans.

Ezermans? Was wusch der mit Lourdeswasser?

Aber was konnte ihm eigentlich daran liegen? Was kümmerte ihn dieser grobe, mittelalterliche Aberglaube, der in frommen katholischen Kreisen ebenso in Wirklichkeit besteht, wie die Sonne am Himmel des zwanzigsten Jahrhunderts? O ja, das alles war ihm nicht ungewöhnlich. Er wußte, wie in Holland einige Pfarrer, die ihre Betschwestern an der Hand haben, eine Art von Großhandel in Lourdeswasser betreiben; wie andere Pfarrer stets wissen, wo es zu haben ist. Er wußte, daß unheimlich viel daran verdient wurde. Er war groß geworden zwischen Skapulieren, geweihten Medaillen, Reliquien, hatte selber einmal gelegentlich einer italienischen Reise seinen Rosenkranz auf dem Grabe des Heiligen Antonius „berührt", um seine Kraft noch zu erhöhen. Er wußte aus seiner Jugend, daß fromme Katholiken diese Medaillen auf dem bloßen Körper tragen, daß es klirrt, wenn sie gehen, und Skapuliere, die natürlich bald schmutzig werden und übel riechen. Er selbst hatte mit vollem Glauben das alles mitgemacht. Allmählich aber sah er seine Dummheit ein und ärgerte sich darüber.

Er grüßte den Dekan und Heerkens kurz und ging mit dem Brevier in der Hand die Treppe hinauf und in sein Zimmer. Dort schlug er das Buch nochmals auf und warf wieder einen Blick auf Hannchens Vermählungsanzeige. O, wie anders hätte sein Leben werden können!

Er war nach seinem ersten Besuch noch einige Male bei Ezermans' gewesen. Und jedesmal fiel es ihm auf, daß in diesem Hause etwas war, etwas Niederdrückendes, etwas Unheimliches, etwas .... er wußte kein Wort dafür, aber es mußte etwas Tragisches dahinter stecken. Er wollte doch heute mittag noch einmal hingehen.

Plötzlich stand er auf. Bist du verrückt, armer Tropf? erklang es in ihm. Wozu suchst du Tragisches bei andern? Ist deine eigene Tragödie nicht groß genug? Ist dein eigenes Elend nicht schwarz genug, daß du wie ein neugieriges Kind auch noch das Elend der andern kennen willst?

Allein wiederum dachte er an Hannchen. Und er blickte auf das Kreuz, das über seinem Betstuhl stand, und er streckte die Arme ...

Ach, laß doch, laß doch! Was will ich noch mit einem Kreuz? Da ... da liegt es zertrümmert, mein einst so geliebtes Kreuz!

Und er blickte auf ein Buch, das auf dem Schreibtisch lag, ein Buch über jungfräuliche Mütter und wunderbare Geburten, in dem ausgeführt war, wie zahlreich die Legenden von göttlichen Kindern sind, die auf wundertätige Weise von einer Jungfrau geboren sein sollten. Die Idealisierung der Geburt Christi, die Geschichte

Jesu wurde darin mit analogen heidnischen Legenden verglichen.

Was soll ich noch mit dem Kreuz, ich, der ich dies gelesen habe?

Ich will nach dem Essen mal zu Etienne gehen. Es schnürt einem die Kehle zu, das ewige Schweigen, das Verbergen der allerinnersten Gedanken. So allein, so einsam fühlt man sich. Und was konnte man denn mit diesem Dekan besprechen, der alles glaubte, was Rom guthieß? Was mit Heerkens, der die verkörperte Oberflächlichkeit war, dem ein gelegentlicher Scherz alles ersetzte? Was mit Eckmiller . . . nein, nein, der ist so übel nicht; der ist ehrlich und nicht so dumm wie die übrigen, aber fest bauend auf den Glauben, der ihm eingepaukt ist von Jugend an.

Er war an das Fenster getreten, und seitlings über den Markt blickend, sah er hinter der Ursulakirche — der Durchgang war nur schmal — das Elternhaus. Dort war er Kind gewesen; dort hatte er mit seiner Mutter gewohnt; dort war er geneckt und gequält worden von dem kleinen Zwerg, seiner Schwester Treeske, die jetzt in dem St. Blasiusstift als gottgeweihte Nonne lebte; dort war er manches Mal vor ihr geflohen, die Treppe hinunter in die unten gelegene Wohnung, in den Laden und das Paramentenatelier von Angevoorts, wo er dann spielte mit ihrer Tochter Hannchen und mit Etienne Borret, der, elternlos, bei Onkel und Tante Angevoort wohnte.

Er dachte an die Jahre, in denen seine Mutter,

die es doch so gut mit ihm meinte, ihm dies alles in den Kopf gesetzt hatte, was ihm jetzt entschwand; er sah sich wiederum in das Wohnzimmer eintreten, nachdem er zum erstenmal mit Etienne Ministrant gewesen, und fühlte noch, mit welchem Stolz er Frau Angevoort zu seiner Mutter hatte sagen hören: „Andree sah aus wie ein kleines Pastörchen!“ und wie köstlich ihm die Antwort der Mutter, die Etienne galt, geklungen hatte: „Er sah auch aus wie ein kleines Pastörchen!“ Denn er war ein uneigennütziger kleiner Freund.

Er sah sich wiederum daheim in dem Wohnzimmer sitzen, das den Blick auf die grünen Gärten bot, mäuschenstill in der Dämmerstunde; denn Mutter erzählte mit sanfter, geheimnisvoller Stimme, und Treeske lauschte, und auch Hannchen und Etienne waren hereingekommen. Er hörte in der Erinnerung Mutters Stimme:

„Eines Tages, als die heilige Jungfrau Maria den heiligen Joseph kennen gelernt hatte, bekam sie einen Brief von ihm, und darin standen sehr schöne Dinge über ihre Reinheit und über ihre Schönheit. Und mit dem Brief spielte der kleine Jesus und riß ihn in lauter kleine Schnitzel, und da sagte Maria: „Mein Kind, was tust du nur?“ Da antwortete das Kindchen: „Ich mache schöne Falter.“ Und plötzlich flogen alle Schnitzel auf, und es waren lauter Falter, und der eine setzte sich auf eine Blume, und der andere flog in die Luft, und so sind die Falter entstanden.“

Oder das andere, das ihn als Kind den Entschluß hatte fassen lassen, Missionär zu werden:

„Da waren einmal ein Knabe und ein Mädchen, und die hatten solchen Durst, und konnten nirgends und nirgends Wasser finden. Endlich gelangten sie an einen Brunnen; jetzt glaubten sie trinken zu können, allein der Brunnen war ausgetrocknet. Der kleine Knabe trug allzeit ein kleines Bild der Jungfrau Maria in seiner Tasche, und während er sich über den Brunnen neigte, fiel das Bild aus seiner Tasche. Betrübt blickten sie hinunter und sahen zu ihrer Verwunderung, daß dort, wohin das Bild gefallen war, Wasser zu rinnen begann. Und so kam sehr viel Wasser in den Brunnen. Die Kinder senkten den Eimer hinab, um zu trinken, und das erstemal, da sie ihn hochzogen, war auch das Bild darin, und das Wasser schmeckte köstlich süß. Da haben sie's dem Geistlichen erzählt, und der hat das Wunder bekannt gemacht, so daß nun durch die Verehrung dieses Bildes der heiligen Jungfrau Maria sehr viele Kranke genesen und sehr viele arme Sünder bekehrt werden. Das Mädchen ist in ein Kloster gegangen und ist im Geruch der Heiligkeit gestorben; der Knabe ward Priester und hat den heiligen Glauben an Jesum Christum den armen Heiden verkündet, um sie vor der Hölle zu erretten, und die haben ihn dann gefoltert und getötet, so daß er ein heiliger Märtyrer geworden ist."

Betrübt dachte er daran, wie ehrfurchtsvoll er damals in der Dämmerstunde Mutters Geschichten gelauscht; wie ehrfurchtsvoll er an einer Schnur um seinen Hals auf der bloßen Haut die

üblichen vier aneinander gehefteten kleinen Skapuliere[18] getragen hatte, das braune zu Ehren Unſerer Lieben Frau vom Berge Carmel, das ſchwarze zu Ehren der ſchmerzhaften Muttergottes, das blaue zu Ehren Unſerer Lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis, das weiße zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit; an einer anderen Schnur, ebenfalls auf dem bloßen Körper, die Medaille Unſerer Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, des heiligen Aloyſius und des hl. Benediktus.

Voller Andacht hatte er auch ſeine Gebete geſprochen. Neben dem, was er früher ſchon beten gelernt, hatte die Mutter ihn alsbald jeden Morgen und jeden Abend dreimal das Ave Maria beten gelehrt zu Ehren der allerreinſten Jungfrau Maria. Denn das iſt ſehr wirkſam, um die heilige Tugend der Keuſchheit zu bewahren. Zwar war er damals — jetzt muß er darüber lachen — noch nicht unkeuſch geweſen, und ſo hatte ihm die Mutter denn auch nicht geſagt, wozu es diene; aber beten hilft, auch wenn du nicht weißt, wozu du es tuſt; in dieſem Fall hilft es dann für ſpätere Zeiten; dann haſt du immerhin ſchon viel zu deinem Schutz im voraus gebetet.

Die Mutter lehrte ihn auch den Engel des Herrn beten, jedesmal, wenn des Morgens um ſechs, des Mittags um zwölf und des Abends um ſechs Uhr das Angelusglöckchen der St. Urſulakirche läutete.

Ferner jeden Morgen und jeden Abend ein Vaterunſer und ein Ave Maria, um von Gott die

Gnade zu erlangen, bei der Wahl eines Berufes erleuchtet zu werden.

„Denn", so hatte die Mutter das erstemal gesagt, „ein jeder muß seinen Beruf wählen, aber man kann sich irren, und das könnte dann zu deinem ewigen Unglück führen, und ich möchte doch so gern, daß du Gott stets treu dientest und daß du dein ganzes Leben lang in seinem Dienst eifrig wärest."

Jetzt begriff er, wie man ihn durch solche, ein wenig seltsam miteinander verbundene Sätze, die selbst nicht auszusprechen wagten, was sie besagen sollten, beeinflußt hatte; von Natur gutmütig, hatte er sich führen lassen, und als späterhin die Frage zur Sprache gekommen, hatte er die gewünschte Wahl getroffen.

Die Mutter war damals sehr froh gewesen, hatte es indessen, da sein Beruf erst geprüft werden mußte, nicht gezeigt; aber in Hinblick auf den vielleicht zu erwählenden Priesterstand hatte sie nun erst recht angefangen, sehr viel mit ihm zu beten, und zwar jeden Abend, wenn sie nicht zu der Abendandacht gingen, um acht Uhr noch einen Rosenkranz.

Gerne hatte er in jenen Jugendjahren seinen kleinen Freund Etienne Borret besucht, schon aus dem Grunde, weil er im Atelier der Kirchenparamente die Frauen arbeiten sehen konnte an den schwer seidenen Meßgewändern mit Kreuzen aus Goldfäden, an den weißleinenen Alben mit den schönen Stickereien und dem Spitzenwerk, an Stolen, Manipeln, Kommunions- und Altar-

tüchern, Kelchdecken und Velums. In Angevoorts Laden vorn an der Straße gab es auch viel zu sehen. Dort standen in den Schatten, die die hohen Mauern der St. Ursulakirche warfen, buntfarbige Heiligenbilder; Heiligenlegenden und Gebetbücher lagen im Fenster, ein weißes Kreuz auf schwarzem Lederband; kleine Altäre für Kinder waren aufgestellt, um Pfarrer zu spielen.

Wie hatten sie in seinem Geist gelebt, diese Bilder. Wie das Mädchen, das mit der Puppe spielt, sie liebkost und bestraft, so hatte er in seinem Zimmer mit seinem Jesus wie mit einem Freund gesprochen.

„Lieber Jesus," hatte er gesagt, während er vor ihm stand und den erhobenen Finger auf ihn richtete, „lieber Jesus, heute war meine Schularbeit schlecht, aber ich verspreche dir fest und heilig, daß sie morgen gut sein wird."

Ganze Gespräche hatte er mit ihm über seinen Priesterberuf gehalten; der Mann am Kreuz hatte für ihn gelebt, wie für die Nonnen in den Klöstern, die rein verliebte Worte zu ihm sprechen und abends ihren göttlichen Bräutigam mit einem Tuch zudecken, auf daß er ihre Nacktheit nicht sehe.

Etienne sei wohl, meinte Heynsberg, als Knabe weniger fromm gewesen als er selber. Anfangs hatte der gar nicht daran gedacht, Priester zu werden, und als Andree von der Volksschule aufs kleine Seminar zu Dintelen gegangen war, hatte er das Gymnasium zu Liestermonde vorge-

zogen, um ſpäter Philologie zu ſtudieren. Aber als dann in den Jahren der Reife ſeinen Kopf die Jugendideale erfüllten, und zugleich dort auf dem Gymnaſium das Lachen der proteſtantiſchen Knaben über ſeinen katholiſchen Glauben ihn kränkte, waren dieſe Ideale die reinſte Schwärmerei für Kirche und Myſtik geworden.

So war es gekommen, daß Andree und Etienne, achtzehn Jahre alt, zuſammen das große Seminar bezogen hatten.

Wie ärgerte ſich Heynsberg jetzt über den dummen Unterricht, erſt auf dem kleinen Seminar faſt ausſchließlich Latein und Griechiſch, ſpäter auf dem großen Seminar alles von der Scholaſtik durchtränkt. Dogmatik, Kirchenrecht, Kirchengeſchichte, Philoſophie, Exegeſe, alles wurde gemäß der Methode des Naturforſchers behandelt, der im Mittelalter ſchrieb: — Wie gut iſt es doch, daß der Menſch vor ſeinem Bauch keine Rippen hat, denn ſonſt könnte er ſich nicht ſatt eſſen.

Was den Zölibat anbetrifft, hatten ſie gehandelt wie nichtsahnende Kinder, als ſie bei der Weihe zum Subdiakon (19), zwei Jahre bevor ſie Prieſter wurden, das Keuſchheitsgelübde abgelegt. Borret baute auf die „gratia status“, die man ihm verheißen hatte; Heynsberg meinte, die Menſchen hätten gleich den Tieren in jedem Jahr eine gewiſſe Zeit von ein bis zwei Wochen und glaubte ſich in Zukunft damit wohl abfinden zu können. Einer ihrer Freunde, der mit ihnen das Gelübde ablegte, fragte Heynsberg einige Zeit ſpäter, als ſie Vorträge über die Ehe hörten,

ob die Paarung der Menſchen durch inniges Küſſen erfolge.

Nachdem ſie zum Prieſter geweiht, war Heynsberg Kaplan in zwei Dörfern geweſen, in Hildesborg und in Heemrode, bis er vor kurzem nach Lieſtermonde berufen worden war.

Borret hatte lange Zeit einen ſchweren Poſten innegehabt; aber da er einen Roman, den er ſchrieb, gern in Ruhe revidieren wollte, hatte er verſucht, es ſich etwas leichter zu machen. Seine Geſundheit war nicht ſehr ſtark, und nun hatte er ſich bei der Beichte beim hochwürdigſten Herrn noch etwas ſchwächer geſtellt, als er in der Tat war. Wenn nämlich ein Prieſter „Schwierigkeiten“ hat; wenn das das Leben der frommen Katholiken vollkommen beherrſchende „Sextum“ ihm das Herz klopfen, den Kopf raſen macht; wenn Zweifel am Glauben wie der Krebs an dem ehrlichen Gewiſſen freſſen oder andere ſchwere Dinge die Seele belaſten, dann ſieht der Biſchof mit Wohlgefallen, wenn man zu ihm zur Beichte kommt. Denn ſo behält er als Fürſt ein Auge auf ſeine Vaſallen und iſt immer unterrichtet über alles, was ſie tun.

So war auch Borret mit ſeinen Schwierigkeiten zum Biſchof gereiſt, und ſeine Gnaden hatten wohlwollend den Troſt geſprochen, daß wir, als ſchwache Geſchöpfe, in Gottes Hand ſeien, alle ein Kreuz zu tragen hätten, und was den ſchweren Dienſt und die zarte Geſundheit anbeträfe, worüber das Beichtkind etwas hatte einfließen laſſen, würde ſicherlich in Zukunft an ihn gedacht werden.

Kurz darauf war er Kaplan des St. Blasiusstiftes und Hausgeistlicher des Gefängnisses zu Liestermonde geworden.

Als Heynsberg an jenem Mittag, nachdem er gemeinsam mit den andern Herren den Lunch eingenommen, sein Zimmer betrat, saß ein junger Geistlicher, eine Zigarre rauchend, auf seinem Sofa. Er war nett gekleidet; die schwarze Soutanelle neu, der Kragen glänzend weiß, und die Schuhe waren nicht die gewöhnlichen Halbschuhe mit dem ausgereckten Gummi, sondern mit Schnallen. Die schalkhaften, dunklen Augen in dem blassen Gesicht auf Heynsberg gerichtet, sprach er:

„Ich hatte dem Portier gesagt, mich nicht anzumelden; denn ich wollte dich erst ruhig frühstücken lassen, damit du Kräfte sammeln solltest für den Schrecken, den ich dir einjagen werde mit dem, was ich dir zu berichten habe."

„Und ich hatte dich gerade in dem St. Blasiusstift aufsuchen wollen. Denn heute morgen begann es wieder arg in meinem Kopf zu rumoren. Aber hier in diesem Pfarrhauszimmer ist es so dumpfig, so beklommen; wo in Gottes Namen sollen wir hingehen, um uns auszusprechen?"

„Nun, so laß uns doch ins Café Riche gehen und eine Flasche Rüdesheimer trinken."

Heynsberg lächelte.

Denn ein Priester darf natürlich nicht so ohne weiteres ein Café besuchen, und erst recht nicht an einem Ort wie Liestermonde, wo auch viele Protestanten wohnen. Er ist gleich einem Gefangenen, der einige Freiheiten genießt; sein Ge-

fängnis heißt Pfarrhaus. Dort wohnt kein Frauenlächeln; keine Kinderfreude leuchtet ins Zimmer. Dort wohnt — ein trüber Gedanke — eine Anzahl von Männern. Die tragen bei ihren religiösen Handlungen Gewänder aus Spitzen und Seide und Samt, worauf Flitter und Gold, und oft sind sie eifersüchtig aufeinander, wer am schönsten aussieht. Sie gehen nicht ins Theater, nicht in die Oper; wenn sie nicht die Erlaubnis ihres Bischofs haben, dürfen sie keine Bücher lesen, die auf dem Index stehen. Zu ihrem Zeitvertreib sind sie verpflichtet, achtmal jährlich bei dem einen oder andern Pfarrer ihres Dekanats das Diner einzunehmen, und dort essen sie sich dann satt, körperlich, aber nicht geistig. Fernerhin dürfen und müssen sie ihre Pfarrkinder besuchen. Aber dabei muß der junge Kaplan, so werden sie auf dem Seminar belehrt, acht haben auf seine Haltung, seine Worte, seinen Augenaufschlag. Er darf nicht zu viel reden. Er muß lobend sprechen von der heiligen Kirche und vom Dorf, in dem er amtiert, und beides in keiner Weise tadeln; denn das alles ist den Menschen teuer. Er muß ein gutes Einvernehmen zwischen sich und dem Pfarrer durchblicken lassen; er darf keinem Ruhm nachjagen, also zum Beispiel auch nicht sagen: ich muß fort, denn meine Predigt ist noch nicht fertig, was den Gedanken erwecken könnte, als wolle er ein Lob ernten. Nicht zu familiär darf er sein: in den Städten darf er die Menschen nicht bei ihren Vornamen nennen; nicht zu lange darf er bleiben, aber auch nicht zu

kurz, auf daß nicht gesagt werde: er nimmt sich zu nichts die nötige Zeit. Keine kindischen Worte darf er brauchen. Das Urteil der Menschen sei: es ist ein heiliger Mann. Nicht ein guter Mann, oder ein fleißiger Mann, sondern ein heiliger Mann.

Heynsberg, an die Scherze seines Freundes Borret gewöhnt, lächelte flüchtig und sagte darauf, wiederum ernst:

„Es freut mich sehr, daß du hier bist. Ich muß meinem Herzen mal Luft machen."

„Ja, ich auch, und daher wollen wir die Fenster gleich weit öffnen: ich bin verliebt."

„Schweig!" sagte Heynsberg leise, „bis wir draußen sind. Die Wände haben hier manchmal Ohren. Plienchen irrt hier öfters durchs Haus und erzählt dem Dekan, was sie hört und sieht. Wir wollen spazieren gehen, zur Ruine, an den See; da sind wenig Menschen, da können wir plaudern."

Als sie aus dem zweiten Stockwerk die beiden Treppen heruntergeschritten waren, öffnete der Portier ihnen die Haustür.

Auf dem Markt sagte Heynsberg wieder:

„Vorläufig noch nicht reden. Es ist hier zu belebt. Erst wollen wir die Stadt hinter uns haben und im Walde sein."

Schweigend und, wie man es sie gelehrt hatte, ruhig vor sich hinblickend, die Arme beinah bewegungslos gerade am Körper herabhängend, schritten sie, an dem alten, verwitterten Turm der St. Ursulakirche vorbei, über den Markt und ge-

langten alsbald durch die Hochstraße an die Grenze des alten Stadtteils, den Singel.

Hier wollten sie, da die Straße weiter mit den eintönigen, modernen Häusern öde und langweilig war, etwas tüchtiger ausschreiten, aber doch nicht gar zu rasch, weil ein Priester auch dadurch nicht auffallen darf. Endlich überquerten sie die Ringstraße und gelangten nun in den Wald von Liestermonde, unter das bereits gelb werdende Grün des Spätsommers.

Ein wenig rechts vom Wege stießen sie alsbald auf ein ovalförmiges, durch grobes Pfahlwerk abgegrenztes Terrain, an dem man noch erkennen konnte, daß der Boden einst mit Steinen ausgemauert gewesen.

„Sieh mal," sagte Borret, „da haben wir unser altes Labyrinth, wo wir so oft spielten, vor langen Jahren, als wir noch nicht gefesselte Männer, sondern freie Kinder waren. Gerade kürzlich las ich in einer alten Liestermonder Chronik, es sei hier bei einer Trauung fürstlicher Personen üblich gewesen, daß Mann und Frau als Verlobte, der Bräutigam links, die Braut rechts, in dieses Labyrinth eintraten; dann irrten sie in den Kreisen umher, gleich wie auch wir das als Kinder machten, und wenn sie wieder heraustraten, stand der Bräutigam rechts, die Braut links: jetzt waren sie getraut. Die letzten, von denen man es liest, waren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Herzog Edzo der Dritte von Liestermonde und Gertrud von Hennegau. Ach, könnte ich doch auch nur mit ihr dahineingehen

und getraut wieder herauskommen! Aber was ſchwatze ich denn hier vom Heiraten? Ad majorem Dei gloriam habe ich die Kniehoſen an. Zur Ehre Gottes ſehe ich aus wie ein Heiliger. Ein mit Ketten feſtgeſchmiedeter Heiliger, was hat der von Verliebtheit zu reden?“

„Sei doch ruhig! Die Menſchen dort drüben auf der Straße können uns noch ſehen. Laß uns weitergehen, und erzähle mir nun erſt mal — deine leidenſchaftliche Liebe kannſt du mir ſpäter in des Waldes Tiefe ſchildern, wenn uns niemand ſehen noch hören kann — wie es um deinen Roman beſtellt iſt.“

„Um meinen Roman?“ ſagte Borret, während ſie ſeitwärts in eine Buchenallee einbogen. „Herrlich. Gerade vorgeſtern ſchrieb mir mein Verleger, daß der Abſatz vorzüglich iſt. In ſechs Monaten ſpäteſtens erwartet er eine neue Auflage.“

„So, das freut mich.“

„Ja, aber bei dieſem Buch iſt doch etwas, das mich . . . unruhig macht. Unruhig iſt vielleicht nicht das richtige Wort; aber mir iſt, als ſtünde mir etwas bevor. Ich höre nämlich nichts aus den Durchlauchtigen Sphären, und da Brancken und Eckmiller und alle dieſe Art von Menſchen es ſkandalös finden, daß ein Prieſter einen ſolchen Roman geſchrieben hat, ſo werden ſeine Gnaden, fürchte ich, den Segen wohl auch nicht dazu geben. Aber was kümmert mich das ſchließlich? Mein Buch wird verkauft, und ich arbeite ſchon an einem zweiten. Darin beſchreibe

ich gleich einem Troubadour, der mit der Laute unter dem Arm von Burg zu Burg zieht und den keuschen Jungfrauen seine Lieder vorsingt, all die Schönheit, die ich in diesen Tagen durchlebe. Denn ich sagte es dir ja bereits, ich bin verliebt. — — Ach, ach," fuhr er fort, indem er stehen blieb, „was sind wir doch für arme Kerle! Ich armer Tor, der ich das so halb lachend sage, während eine wilde Verzweiflung nur so in mir flucht und heult, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Um elf Uhr ging ich zu Bett. Ich hatte einen Kognak getrunken, um die Gedanken zu vertreiben, aber es half nichts. Wenn ich dann mehr trinke, schlafe ich; aber dann sind meine Nerven am nächsten Tage stets so überreizt, und das will ich nicht. Ich will schöne Bücher schreiben, und dazu brauche ich einen klaren Kopf. Im Bett begann mein Kopf zu rumoren wie ein Motor, der sich überläuft. Ich bin wieder herausgesprungen und habe geflucht und gewettert in meinem Zimmer: Gottverdammter Kerl, Gottverdammter Kerl! Gemeiner Hund! Dreckiger Schürzenjäger! Wer der Schürzenjäger gewesen, wirst du mich fragen. Das ist Seine Heiligkeit, Papst Gregor der Siebente. Der Kerl hatte drei Maitressen. Nun und wenn man in den Geschichtsbüchern drei Maitressen hat, wird man außerhalb der Geschichtsbücher sicherlich noch dreißig mehr gehabt haben. Und was für Maitressen! Der französische Historiker Villemain zählt sie auf: die eine, Agnes, war die Mutter des Kaisers von Deutschland, die zweite, Beatrix,

war ſeine Tante, die dritte, öffentlich als die Favoritin des Heiligen Vaters bekannt, war Gräfin Mathilde, Tochter jener Beatrix und mit Gottfried dem Buckligen, Herzog von Lothringen, verheiratet. Und der Weiberged hat den Zölibat eingeführt, oder beſſer geſagt — du wirſt es ja wiſſen — hat ihn definitiv durchgeführt. Wie habe ich ihn beſchimpft in dieſer Nacht!“ (20)

Es entſtand eine kurze Pauſe, während ſie ſo die Buchenallee durchſchritten. Darauf ſagte Borret wieder:

„Und ach, wenn ich zu Beginn der Nacht über etwas tobe, finde ich den Schlaf ſo leicht nicht. Dann irren die Gedanken weiter und immer weiter umher. Gegen Morgen bin ich noch eingeſchlafen, aber nur kurz, denn um ſieben Uhr mußte ich in die Kapelle . . .“

Er höhnte.

„Etienne, ſo ſchweige doch!“

„Nennſt du das denn noch etwas anderes!“

„Sei doch ſtill! Du tuſt mir weh!“

Heynsberg war ſtehen geblieben; ihn ſchauderte ob der Verſpottung des Heiligſten.

„Ich weiß wohl,“ ſagte er, „es iſt . . . vielleicht bedeutet dieſe Meſſe nichts . . . es wird wohl nichts ſein . . .“

„Aber,“ antwortete Borret, „es ſteckt uns im Blut, willſt du ſagen. Atavismus! Oder nein, das iſt nicht nötig. Die Eindrücke der Jugend erklären alles, bilden einen hinlänglichen Grund dafür, daß wir jetzt nicht mehr davon loskommen können. Du mußt auch etwa nicht glauben, daß

ich ſelbſt ſo ein Held bin, wie ich mit meinen großen Worten vielleicht ſcheine.“

„Du nicht?“

„Nein! Wenn ich mich erſt einmal ſo recht ausgetobt habe, dann . . . kann mich plötzlich das Entſetzen packen, dann denke ich an die Hölle, und daß ich hinein muß, um ewig zu brennen, ewig, ewig. Es iſt dumm, aber es iſt ſo. O, ich weiß wohl, wie das iſt. Als Kind überkam mich beim allergeringſten Vergehen die Furcht vor jener Hölle, die man uns voll brennendem Pech und Schwefel und feurigen Zungen geſchildert. Und dieſe Vorſtellung kehrt dann infolge der alten, langjährigen Gedankenaſſoziation in ſolchem Augenblick wieder. Das weiß mein Verſtand. Aber die Angſt und das Entſetzen bleiben.“

Schweigend ſchritten ſie eine Weile nebeneinander her.

„O, dieſer Zölibat!“ fuhr Borret fort. „Haſt du von dem Pfarrer gehört, kürzlich, in einem in Limburg gelegenen Dorf?“

„Nein.“

„Der arme Kerl ging jeden Abend in der Dämmerung in Ställe. Die ganze Parochie wußte darum. Beſtialität. Sie haben ihn in ein belgiſches Kloſter geſchickt. Apropos, ich habe doch neulich, als du mich aus jener Gaſſe herausholteſt — übrigens danke ich dir noch herzlich, daß du es getan haſt — den Namen von Fräulein van Heel nicht genannt, nicht wahr?“

„Nein, nicht daß ich wüßte.“

„O, ich dachte es mir ſchon. Aber ich hatte

ein wenig viel getrunken, und dann macht man oft komische Dinge."

„Was meinst du denn eigentlich mit Fräulein van Heel? Ist die etwa . . . ."

„Ach, was nützt es mir, ob ich davon spreche? Ich bin ja ein Kastrat. Der Bischof hat uns ja kastriert."

„Aber daß du mir mit dem Mädchen keine Dummheiten machst!"

„Ich müßte ja wohl ein ganz niederträchtiger Kerl sein, wenn ich das täte. Und ich verspreche dir, daß es nicht der Fall sein wird. Um mir selbst noch Fesseln anzulegen — bei diesem Zölibat ist es ja so schwer, anständig zu bleiben — erzähle ich es ja gerade ihrem Beichtvater."

„Laß uns auf dieser Bank einen Augenblick ausruhen", fuhr er fort.

Und nachdem sie eine Weile schweigend dagesessen, begann er von neuem:

„Ich bin durch den Zölibat wie ein Tier geworden. Wenn das Mädchen bei mir ist in meinem Zimmer — du weißt doch, ich gebe ihr Religionsunterricht, weil sie ihr Lehrerinnenexamen machen soll — wenn sie bei mir in meinem Zimmer ist, dann sehe ich sie an, und dann entkleide ich sie in Gedanken, ganz, und schaue sie an, von oben bis unten. Ich bin wie ein Tier, kein Mensch mehr. Ich entsinne mich noch der Zeit, da ich so ganz anders war. Wenn ich damals ein Mädchen sah, eine Frau, dachte ich an alles, was schön und edel. Und jetzt? Mit der Beschreibung des Sexuellen in der Moral-Theo-

logie und mit dem Zölibat hat man unsere Phantasie vergiftet."

Er hatte seine Soutanelle der Wärme wegen ein wenig geöffnet, hob die zur Faust geballte rechte Hand und fuhr wieder fort:

„Verdammt! Verdammt! Verdammt! Unser ganzes Leben ist zum Teufel! Oftmals denke ich daran, die Sache ganz einfach aufzugeben. Aber was soll ein weggelaufener Pfarrer in der Welt anfangen? Daß ich als Romanschriftsteller genügend Geld verdienen könnte, darauf ist nicht zu rechnen. Und dafür wird schon gesorgt, daß man im großen Seminar nichts lernt, absolut nichts, was in der Welt zu brauchen wäre. Sie wissen es nur allzu gut, daß ihnen sonst Gott weiß wie viele davonlaufen würden. Und überdies glaube ich Esel ja immer noch. Das läßt sich nicht ausreißen, niemals. Das ist in mich hineingehämmert. Daher kommen auch so viele Katholiken, die abtrünnig geworden sind, schließlich doch wieder zurück. Und ich würde dadurch ja doch nicht die Frau gewinnen, die ich liebe. Sie ist gläubig und würde niemals einen weggelaufenen Pfarrer heiraten, einen Mann, der ipso facto im Bann ist. . . . . Das Leben ist elend. . . . . Komm, laß uns weiter gehen."

Unter den bereits gelb werdenden Blättern des Spätsommers schritten sie weiter. Irgendwo sang ein Vogel seine vollen Töne; das Hacken des Spechtes klang durch die säuselnde Stille; ein Eichhörnchen schoß pfeilschnell über den Weg, verschwand im Gebüsch, eilte hoch hinauf an der

Rinde eines Baumes, saß jetzt auf einem Zweig und schaute auf die beiden schwarzen Wanderer, während sein langer, flaumiger Schwanz herabhing.

Aber die beiden Priester beachteten es nicht; sie sahen nur die Bilder, die in ihren Köpfen wühlten. Heynsberg, den es an diesem Morgen gedrängt hatte, einem verstehenden Freund gegenüber seine Verstimmung zu äußern, empfand jetzt nicht mehr das Bedürfnis, etwas zu sagen. Denn der Drang zum Sprechen war eher die Sehnsucht nach einer Sphäre gleichartigen Denkens, gleichartigen Fühlens gewesen, einer Sphäre, in der Harmonie besteht zwischen dem Menschen und seiner Umgebung, und wo ihn nicht jeden Augenblick die Wut packt, den Dingen um sich her einen Fußtritt zu geben.

Da sie an den Weg nicht dachten, waren sie ein wenig umhergeirrt, bis sie plötzlich in einer dunklen Ulmenallee standen, unter deren gewölbtem Dach sie am Ende — gleich einem eingerahmten Gemälde, das vom Sonnenlicht außerhalb des Waldes hell bestrahlt war — die Ruine des alten Benediktinerklosters Nonnenweerd erblickten.

Als eingesessene Liestermonder kannten Borret und Heynsberg die Geschichte dieses Baues, der der Legende zufolge im zehnten Jahrhundert dort errichtet wurde, als das ganze Liestertal noch ein einziger großer, wilder Wald war, später wiederholt abgebrannt oder zerstört, doch wieder aufgebaut wurde, aber nach einem in

der gottesleugnenden französischen Zeit ausgebrochenen Brand Ruine geblieben war.

Voller Ehrfurcht sahen sie, als sie an das Ende der Allee gelangten, die noch geschwärzten Mauern wieder und in den Mauern zerbröckelte Fensteröffnungen, durch die jetzt keine Augen sehnsüchtiger Nonnen unter den weiß und schwarzen Kappen herausschauten, sondern auf deren unterstem moosigen Rande die vom Wind hinaufgetragenen Keime zu kleinen Bäumen herangewachsen waren.

Sie betraten die Kirche, deren vier Mauern noch stückweise standen, gingen aus dem Gotteshaus in den Klosterraum, in dessen Mitte der nunmehr von Sand und Schutt und Unkraut verdeckte Brunnen sich erhob, und der außer von der Kirche an den drei übrigen Seiten von der eigentlichen Abtei, dem Refektorium und den Zellen umringt war.

Eine Weile schauten sie schweigend drein, bis Heynsberg, während sie zur Kirche zurückgingen, sprach:

„Was ist der Mensch für ein seltsames Wesen! Dies alles ist nichts: Stein, Schutt, Ruine, nichts. Und dennoch kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, als schwebten alle die Gebete und Gesänge, die nach Illusionen sich sehnende Menschen hier einst gebetet und gesungen, noch jetzt wie etwas Geheimnisvolles in der Luft, als sprächen sie zu uns mit der sanften Trübnis der Seelenseufzer angesichts des Leidens der Welt zu einem höheren Richter und Tröster.“

Wiederum waren sie in der Kirche; einige Pfeiler steckten noch stückweise in der Erde; im übrigen bestand der Boden aus Staub und Schutt. Sie schritten zu dem Teil, wo der Chor gewesen war, als Heynsberg sagte:

„Was für eine Stimme hör' ich denn da? Ist das nicht ein bekannter lieber Klang?"

Durch eine kleine Oeffnung in der Mauer, die sich unter einem ehemaligen Bogenfenster befand, schaute er hindurch und sagte zu Borret:

„Du mußt doch rasch mal sehen, wer da sitzt. Als wir kamen, waren sie noch nicht da."

„Nun, dann werden wir uns auch da hinsetzen," sagte Borret, nachdem er geschaut hatte; „quod Deus vult . . ."

„Ja, aber Gott will keine Schlechtigkeiten."

„Ich habe es dir ja fest versprochen!"

„Schön, dann werden wir da hingehen und sie begrüßen; aber hinsetzen werden wir uns nicht, das sage ich dir."

Sie traten durch das offene Portal, und vor ihnen lag am Saum des Waldes ein ländliches Gasthaus mit hölzernen Bänken und Tischen unter einer von Efeu umwachsenen Veranda.

Dort saßen im warmen Sommernachmittag zwei Gäste: Nelly van Heel, das jugendliche Antlitz von lichtblondem Haar umrahmt, der schlanke, jugendliche Körper in einem weißen Kleidchen, und Hannchen Ezermans, über deren düsterem Antlitz der Schleier der Wehmut gebreitet lag. Nelly lachte ihnen bereits von weitem zu,

als die Herren aus der Ruine heraustraten, und Hannchens Wink, daß ſie ruhig ſitzen bleiben ſollte, nicht achtend, ſprang ſie auf, ging den Herren entgegen und rief:

„O, Herr Heynsberg, das iſt aber eine nette Begegnung!“

„Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte Heynsberg.

„Meine Tante hat Geburtstag.“

„Ihre Tante?“

„Die Tante bin ich ja“, ſagte Hannchen, während ſie jetzt lächelnd näher kam.

„Ach ja, wie dumm von mir,“ erwiderte Heynsberg, der noch niemals daran gedacht hatte, daß die achtundzwanzigjährige Hannchen infolge ihrer Ehe die Tante der zwanzigjährigen Nelly war.

„Aber ich ſage immer nur Hannchen,“ fuhr Nelly fort, „Tante, das klingt ſo, als ſei es eine Tante von fünfzig Jahren. Und wiſſen Sie, darum hat Onkel Gerardus heute in der Schule einen freien Tag für mich erbeten, damit ich mal gemütlich mit Hannchen ausgehen könnte. Wir haben in einem Café gefrühſtückt. O, das iſt reizend! Wenn ich majorenn bin, werde ich immer in einem Café frühſtücken. Und dann ſind wir hier zu der Ruine gegangen, denn Tante geht an ihrem Geburtstag ſtets zu dieſer Ruine, und nun ſitzen wir hier. Es iſt hier ſo ſchön; ich wünſchte nur, ich brauchte nie wieder in die Schule zurück. Aber zu Tiſch muß ich natürlich wieder dort ſein.“

Die Herren reichten Hannchen jetzt die Hand und gratulierten ihr.

„Und wie steht es augenblicklich?“ fragte Heynsberg Nelly. „Lassen die Nönnchen Sie jetzt endlich in Frieden?“

„Von Zeit zu Zeit sprechen sie wohl noch darüber mit kleinen Andeutungen und versteckten Anspielungen; aber das läßt sich ertragen, und in vier Monaten ist es vorbei; dann bin ich majorenn.“

Also plaudernd waren sie den Weg weitergeschritten, der am Waldessaum entlang zur Liester führte. Rechts von ihnen stieg das Land langsam zu einem Hügel empor, auf dem einzelne Bäume standen.

„O,“ sagte Nelly, „jetzt müssen die Herren doch mal mit hinauf auf den Teufelsberg. Da oben hat man so eine wundervolle Fernsicht auf das Dorf, wo mein Landgut liegt und wo ich später wohnen werde. Ich war eben schon mit Hannchen oben, um es ihr zu zeigen.“

Ueber einen von Gras und Strauchgewächs überwucherten Pfad schritten sie den Hügel hinauf, und Borret sagte unterwegs:

„Aber dort in Houtwyk werden Sie wohl schwerlich in einem Café frühstücken können.“

Nelly lachte.

„Ich bin einmal dort gewesen,“ fuhr er fort, „konnte aber in Tön Krynsens Wirtschaft „Zum Goldenen Löwen“ nichts anderes bekommen als mit Wurst belegte Brötchen und ein Glas Milch.“

Indessen waren sie oben angelangt.

„O ja," ſagte Heynsberg, „eine ſchöne Ausſicht, das muß ich ſagen."

„Nun, habe ich nicht recht?" meinte Nelly triumphierend.

Hinter einer wohl eine Stunde ſich dehnenden, mit Heide und Gebüſch bewachſenen Ebene, die von der Lieſter durchſchnitten war wie von einem blauen Band, lag zwiſchen Getreidefeldern und Wäldern der rote Wirrwarr der Dächer und Mauern eines Dorfes, und darüber hinaus ragte der ſchlanke Turm einer Kirche. Ein beinah' unmerkbares Zittern lag in der ſonnigen Luft, das die Farben in der bläulichen Atmoſphäre leicht verwiſchte und das ferne Dorf wie einen Luſtort ſanften Friedens erſcheinen ließ.

„Was meinen Sie dazu?" ſagte Nelly zu Borret, davon überzeugt, daß ihr Dorf ausſehen müſſe wie ein Juwel eines Wohnortes.

Und ſie fragte es ſehr ernſthaft, lächelte aber doch ein wenig, gleichſam um den Ernſt etwas zu verſchleiern.

„Was ſoll Herr Borret denn dazu meinen?" fragte Heynsberg, jetzt ebenfalls lächelnd.

„Fräulein van Heel", antwortete Borret, während er Heynsberg anſchaute und flüchtig die Achſeln zuckte, „wünſcht, daß ich in ihrem Dorf Pfarrer werde."

„Ja," ſagte Nelly mit ihrer lieben Stimme, „das wäre mir ſehr angenehm."

„Ihr Pfarrer ſoll ich werden", wiederholte Borret.

„Aber Sie wiſſen doch," ſagte Heynsberg zu

Nelly, „daß der Biſchof den Pfarrer ernennen muß.“

„Ja. Aber erſt werde ich der Kathedrale des Biſchofs etwas ſchenken, eine ſchöne Altardecke, oder ſehr ſchöne künſtliche Blumen, einen Wald von künſtlichen Blumen für die Mutter Gottes. Und dann gehe ich hin zum Biſchof und bitte ihn, daß er den gegenwärtigen Pfarrer verſetzt und Herrn Borret dorthin ernennt. Und Sie werden ſehen, daß er es tun wird ... O, ich wünſche es ſo von Herzen. Herr Borret iſt ſo ein ſanfter Pfarrer; er würde ſo gut und lieb zu den Menſchen ſein. Und Herr Borret ſelbſt würde es dort auch ſehr gut haben. Denn die Pfarrei iſt zwar arm, aber ich bin doch auch noch da. Und Herr Borret will ſo gern ſchreiben; ich habe ja ſeinen ſchönen Roman geleſen, und in der kleinen Pfarrei würde er bei gutem Gehalt Zeit genug haben, zu ſchreiben, ſo viel er nur will.“

Heynsberg blickte Borret an, der ſich abgewandt hatte und in die Luft zu ſtarren ſchien. Er meinte, ſein Freund müſſe wohl viel Willenskraft beſitzen, um dieſer Fügung des Schickſals gegenüber ſtark zu bleiben. Denn daß die heranreifende junge Frau mit dem üppigen Blondhaar von ihrer Liebe ſprach, ohne es ſelbſt zu ahnen, das war ihm klar.

„Herr Heynsberg,“ ſagte Nelly wieder, und es lag etwas Flehentliches in ihrer ernſten Frage, „Sie ſollten das Herrn Borret wirklich mal ſehr ans Herz legen.“

„Ich werde gewiß mit Herrn Borret darüber

ſprechen", antwortete er, nicht recht wiſſend, was er ſagen ſollte. „Aber jetzt wird es, glaube ich, Zeit, daß wir zurückgehen, denn" — und er blickte flüchtig auf ſeine Uhr — „nein, nicht möglich, ſchon ſo ſpät, dann müſſen wir uns beeilen, lieber Borret."

Zuſammen ſchritten ſie wieder den Teufelsberg hinab und über den mit Backſteinen gepflaſterten Weg am Waldesſaum entlang zu dem Gaſthaus, wo die Damen geſeſſen hatten.

Beim Abſchied ſtellte Hannchen an Heynsberg die Frage, ob Herr Ezermans und ſie bald wieder einmal das Vergnügen haben würden, ihn bei ſich zu ſehen.

„Vielleicht heute abend," antwortete er. „Wenn im Pfarrhauſe nichts Beſonderes vorliegt."

Darauf ſchritten die Herren wieder in den Lieſtermonder Wald hinein, zur Stadt zurück.

„Eine ſchöne Situation: ich ihr Pfarrer!" ſagte Borret, als ſie ſich von neuem in der düſteren Ulmenallee befanden.

„Sei du nur recht auf deiner Hut. Das Kind iſt in dich verliebt."

„Meinſt du?"

„Natürlich! Das heißt in der Weiſe, wie Damen ſo häufig in Pfarrer verliebt ſind; gleich Dutzende in einen einzigen, ohne es zu wiſſen, und im feſten Glauben, nur den heiligen Mann zu verehren.

„Hm!" machte Borret.

„Was meinſt du denn mit dieſem ‚Hm'?"

„Ich wollte nur ſagen: was hat man davon?"

„Was ein Pfarrer davon hat? Daß er seine Arme nur auszustrecken braucht, und sie fallen ihm um den Hals. Immer natürlich nur dem heiligen Mann. Aber der Uebergang zu weiterem scheint kurz und durch das Süße sehr verlockend zu sein. Sei du nur auf deiner Hut."

Nachdem sie beide eine Weile geschwiegen, begann Heynsberg von neuem:

„Wäre es nicht ganz vernünftig, wenn du deine Versetzung beantragtest?"

„Vernünftig? Ja!"

„Nun also."

„Aber nicht verlockend durch das ‚Süße', wie du sagen würdest. Ich finde es süßer, sie zu sehen, als die bevorstehenden langen Winterabende in einem Pfarrhaus zu verbringen, bei diesem oder jenem Pfarrer, der sein Rasiermesser schleift, um Frauenleiber aufzuschneiden, oder seine Weste lockert, oder sich räuspert."

Mit lebhaften Gesten besprachen sie das Thema, solange sie sich im Walde befanden; als sie aber die Häuser der Stadt wieder erreicht hatten, setzten sie erst schweigend ihren Weg fort, ruhig vor sich blickend, die Arme beinahe bewegungslos gerade am Körper hängend.

„Ein wunderlicher Heiliger, dieser Mann von Hannchen", sagte Borret darauf leise und nur wenig die Lippen bewegend, so daß man kaum sehen konnte, daß er sprach.

„Wie sie bloß zu dem gekommen sein mag?" fragte Heynsberg, im selben leisen Tone.

„Der Pfarrer hatte die Hand im Spiel. Der Dekan Brancken hat ſie aneinander gekuppelt.“

„So? Schon wieder einmal?“

„Mein Schweſterchen iſt gewiß nicht glücklich. Ich beſuche ſie ab und zu. Aber ich weiß nicht, was für ein Kummer dort durchs Haus irrt. Und ſo kann ich nur über allgemeine Dinge ſprechen. Gehſt du heute abend hin?“

„Wenn ich nicht irgendwie abgehalten werde . . . .“

Auf dem Markt verabſchiedete ſich Borret: „Adieu! Den Frömmler Ezermans brauchſt du nicht von mir zu grüßen.“

Die Sommerwärme des Nachmittags hing noch zwiſchen den Häuſern, als Heynsberg ſich nach dem Abendeſſen auf den Weg machte. In der ſtillen Ringſtraße, wo zwiſchen den Häuſern an der Seite der Stadt und den Villen an der Wald- und Lieſterſeite nur von Zeit zu Zeit die elektriſche Bahn ihren Lärm hören ließ, lüftete er, kurz vor der Ezermansſchen Villa, den Hut vor Frau van Elshout, die im Parterre ihres Hauſes mit ihrer Tochter Viktorine am Fenſter ſaß. Er kannte die Damen: Frau van Elshout war eine Betſchweſter und gleich ſeiner Mutter Mitglied vieler Kongregationen und Komitees; ihre Tochter Viktorine hatte ſogar bei ihm gebeichtet. Und obwohl es dann bei den meiſten Geiſtlichen Brauch iſt, dem Beichtkind im Hauſe einen Beſuch abzuſtatten, hatte er es nicht getan. Denn als er am Abend im Wohnzimmer des Pfarrhauſes darüber geſprochen, hatte Eckmiller ihn bei Seite genommen

und ihm warnend gesagt, die neunundzwanzigjährige Viktorine habe es geradezu darauf abgesehen, allen Kaplänen den Kopf zu verdrehen, und die ehrsüchtige Mutter habe allem Anschein nach nichts dagegen. Sie hoffe, auf diese Weise mit Hilfe der Geistlichen bei allerhand Gelegenheiten eine erste Rolle zu spielen. Und er hatte noch hinzugefügt, diese Frau van Elshout sei eine geradezu gefährliche Frau; alles, was sie von den Kaplänen sähe, hinterbringe sie dem Dekan. Staleker, Heynsbergs Vorgänger, habe sie den Vorwurf gemacht, daß er zu oft die Elektrische benutze, was ihrer Ansicht nach für einen Geistlichen zu luxuriös sei.

Es war deshalb Heynsberg nicht angenehm, daß sie ihn zu den Ezermans gehen sah; aber er vergaß die plötzliche Mißstimmung, als er, vom Dienstmädchen ins Wohnzimmer geführt, zu seiner Freude von Hannchen erfuhr, daß Ezermans eben ausgegangen sei; ein kirchlicher Verein, dessen Schriftführer er war, hielt eine Versammlung ab.

„Also, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir beide gemütlich Tee trinken", sagte Hannchen.

„Sehr gerne!"

Sie bestellte das Teewasser, das vom Dienstmädchen alsbald hereingebracht wurde.

Heynsberg hatte vor der geöffneten Verandatür Platz genommen; er schaute hinaus auf den Garten der Villa, auf die dahinter liegenden Wiesen, die gegen den Horizont von den an der Liester sich entlang ziehenden Trauerweiden

abgeschlossen wurden. Es war ruhig still; nur das leise Summen des Sommerabends war hörbar und hin und wieder das klägliche Blöken eines Rindes, wie vor einem Gewitter.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, und in die graue Dunkelheit des Zimmers warf die gelbliche Flamme unter dem Tee ein Spiel von Licht und Schatten.

Während Hannchen den Tee bereitete, sprachen sie von der Begegnung an diesem Nachmittag bei der Ruine. Und als eine Pause entstand, fragte Heynsberg, nur um irgend etwas zu sagen:

„Trinken Sie immer um diese Zeit Tee?"

Ihr Antlitz, auf dem in der halben Dämmerung das kleine Lichtchen spielte, war nur unbestimmt sichtbar:

„Nein, nur selten, ich bin immer so allein..."

„Allein?"

Und als keine Antwort kam:

„Wie meinen Sie das?"

Und als sie noch immer nicht sprach, stellte er die Tasse, die er in die Hand genommen, wieder hin und sagte:

„Hören Sie mal, Hannchen! Wir beide können uns mehr sagen als Menschen, die im Leben nur so nebeneinander hergehen. Wir haben wie Bruder und Schwester zusammen gespielt; später sind wir einander etwas ganz anderes gewesen, einen ganz kurzen Augenblick, was wie ein Traum über meinem Leben schwebt. An die Ruine, wo wir uns heute trafen — daran denke

ich ſo häufig. Es iſt vorüber, auf immer vorüber. Mein Leben iſt vernichtet . . .“

„Andree!“

„Liebſtes Kind! Mein Leben iſt vernichtet! Und das deine? Was irrt hier im Hauſe gleich einem Geſpenſt umher? Die Trauerweiden an der Lieſter dort drüben, die wir ſoeben noch ſehen konnten, deren Zweige ſo traurig bis auf das Waſſer herabhängen, ſind das Sinnbild dieſer Stimmung. Und Sie ſagen mir ſoeben, daß Sie . . . ſo allein . . . nicht Tee trinken mögen. Aber Sie ſind doch verheiratet . . .“

In traurig-ironiſchem Ton antwortete ſie:

„Verheiratet!“

„Ja, ſehen Sie, ich wußte es wohl, daß hier etwas nicht ſtimmt! Ich höre an Ihrer Stimme, daß Sie unglücklich ſind. Aber jetzt gehe ich nicht fort von hier, bevor ich weiß, was es iſt... Nein, nein, nein, wie kann ich das denn ſagen? Ich habe ja kein Recht . . . Aber können Sie mir nicht anvertrauen, Hannchen, was Sie quält?“

Nach einem Augenblick des Zögerns:

„Nein, Andree! Ich *kann* es nicht ſagen.“

„Weiß es denn niemand? Haben Sie nicht verſucht, bei irgendeinem Menſchen Hilfe oder Rat zu erlangen?“

„Mein Beichtvater weiß es.“

„Das iſt ebenſo, als ſagten Sie mir: das Grab weiß es. Und, natürlich, ich darf nicht fragen, ob er Ihnen guten Rat gibt.“

„Hier iſt kein Rat möglich.“

„Kein Rat möglich?“

Er ſann nach, was das wohl ſein könne, bei dem kein Rat möglich iſt, und in einem plötzlich aufwallenden Verlangen, den Kummer ſeiner Jugendfreundin zu wiſſen, vielleicht auch weil er daran gewöhnt war, als Prieſter allerhand Dinge mit Frauen zu beſprechen, ſagte er:

„Hören Sie, ich muß es doch wiſſen! Iſt Ezermans . . . krank?“

„Nein . . . Ja . . . Ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll.“

„Iſt er vielleicht . . . .“

Er ſtand auf von ſeinem Stuhl; er wollte es wiſſen; er mußte es wiſſen . . .

„Ach was, warum ſoll ich denn nicht fragen? Kann er Ihnen nicht ſein, was der Mann ſeiner Gattin ſein ſoll?“

Sie nickte bejahend.

Und nun das Schlimmſte geſagt war, begann ſie — wie geſchützt von dieſer dunklen Dämmerung, in der nur das Ohr hört, das Auge nicht ſieht — jetzt begann ſie ihr ganzes Elend zu enthüllen.

In ihrem elterlichen Haus war es damals ein ganz unerwartetes Ereignis geweſen, daß Ezermans um ihre Hand anhielt. Man kannte ihn natürlich, hatte doch die Familie ſeit undenklichen Zeiten in Lieſtermonde gewohnt. Sie hatte nicht gezaudert, war ſofort entſchloſſen geweſen, den Antrag abzulehnen und hatte ſich nur aus Höflichkeit ein paar Tage Bedenkzeit erbeten. Aber da war Dekan Brancken zu ihr gekommen und hatte ſie daran erinnert, daß ſie doch auch ſchon anfange, älter zu werden — nahezu ſiebenund-

zwanzig war sie gewesen — und daß eine Frau heiraten müsse; daß die heilige Kirche, wenn die Frauen unverheiratet blieben, keine neuen Glieder mehr bekommen würde. Er hatte gesagt, daß Ezermans ein frommer Mann sei, man könne sagen, ein heiliger Mann, dem ein Mädchen, das so fromm sei wie sie, eine gute Gattin sein müsse.

Langsam, mehr in Andeutungen als in klaren Worten kam es heraus, daß es die Frömmigkeit gewesen, die sie angezogen hatte; aus Ehrfurcht vor der Liebe ihrer Jugend hatte sie stets den Wunsch gehabt, nur einen religiösen Mann zu heiraten.

Hin und wieder hatte sie sich dann später wohl den Vorwurf gemacht, daß sie ihn um seines Geldes willen genommen; aber was das anbetraf, war sie ungerecht gegen sich selbst; denn das Geschäft ihres Vaters ging ja sehr gut; sie war darin vollkommen zu Hause und wußte, daß sie es nach seinem Tode — ihre Mutter war schon früher gestorben — selbst würde weiterführen können.

Sie hatte dem Dekan geantwortet, sie liebe Ezermans nicht. Er aber hatte erwidert, das sei sehr natürlich, da sie ihn ja nur flüchtig kenne; aber die Liebe in der Ehe käme von selber.

„Wenigstens," hatte er lachend hinzugefügt, „so behaupten diejenigen, die es wissen können."

Endlich hatte er ihr im Vertrauen zu verstehen gegeben, er selbst — denn der Mann durfte natürlich ebensowenig unverheiratet bleiben wie

die Frau — habe Ezermans geraten, zu heiraten. Da dieſer aber keine paſſende Frau für ſich gewußt habe, ſei er, der Dekan Vrancken, auf die Idee gekommen, er ſolle um Hannchen Angevoorts Hand anhalten.

„Und was ſagen Sie nun dazu, mein liebſtes Kind,“ hatte er lachend gefragt, „mir werden Sie doch wohl keinen Korb geben?“

Alles dies hatte auf ihr frommes Gemüt natürlich einen großen Eindruck gemacht, und es war ihr recht, daß Ezermans in ihrem Elternhauſe verkehrte. Aber, wie das ſo zu gehen pflegt, in ihrem Bekanntenkreis hatte man ſofort von einer Verlobung geſprochen, ſo daß ſie kaum noch zurückkonnte, ohne den Mann zu verletzen; außerdem hatte Ezermans ſie mit großem Zartgefühl — ach ja, rückblickend wurde ihr das alles ganz klar; aber damals hatte ſie es als Frömmigkeit aufgefaßt — ja, mit großem Zartgefühl hatte er ſie ſtets behandelt; er war immer ſehr lieb zu ihr geweſen, und ſo gewann auch ſie ihn allmählich lieb.

Dann war die Trauung gekommen. Und . . . und . . . anfangs hatte ſie es nicht verſtanden; er war ihr gegenüber mehrere Tage der keuſche Mann geblieben; dann aber hatte er von ihr Dinge verlangt, die ſie nicht tun konnte, tun wollte, die in ihr einen Abſcheu erregten.

Sie erhob ſich, ging nervös ein paarmal auf und ab und ſtampfte an der Stelle, wo in der Dunkelheit das Bild des heiligen Antonius hing, ärgerlich mit dem Fuß auf.

„O, entſetzlich war jene erſte Zeit! Mehr als einmal wollte ich ihm davonlaufen! Aber die Furcht vor dem Skandal! Und ... außerdem verbietet es ja auch die Kirche. Ich mußte es tragen.... Bei Tiſch ſaß er mir gegenüber und blickte mich immerfort an mit ſeinen verliebten Augen, wie ein verliebter Junge. Hundertmal habe ich ihm geſagt, er ſolle das laſſen; denn es war ſo unerträglich, es machte mich ſo nervös. Jetzt ſitzen wir nebeneinander. Ein gemeinſames Schlafzimmer, das war noch weniger auszuhalten; wir haben getrennte Zimmer. Den Dienſtboten gegenüber erklären wir das damit, daß ich ſehr ſchlecht ſchlafe und allein ſein muß. Wir ſind ſo wenig wie möglich zuſammen; darum habe ich zum Beiſpiel auch ſchon die Teeſtunde abgeſchafft. Denn das ewige Anſtarren dieſes Mannes reizt mich, reizt mich, ich kann nicht ſagen, wie! — Und wenn er doch wenigſtens ſchlecht zu mir wäre! Aber er iſt die verkörperte Güte und Fügſamkeit. Daher mache ich mir ſo oft den Vorwurf, ich ſei ſchlecht zu ihm. Denn er iſt doch noch unglücklicher als ich. Er ſagt das bisweilen, und dann habe ich ſolches Mitleid mit ihm. Hin und wieder verſuche ich dann mit aller Macht, freundlich zu ihm zu ſein. Aber ... aber ... das will gar nicht gelingen; das faßt er dann verkehrt auf.“

Sie hatte ſich wieder hingeſetzt. Die kleine Flamme unter dem Tee ſpielte von neuem über ihre Wangen und über ihre Stirn.

„Armes Kind!“ ſagte Heynsberg.

Und nach einer kurzen Stille, während sie den Tee eingoß:

„Ist keine Heilung möglich? Tut er etwas dafür?“

„Der Arzt hat gesagt, er müsse auf dem Lande arbeiten, im Garten, im Wald. Der Dekan hat gesagt, er müsse viel beten. Das Letztere tut er.“

„Der Dekan! Der Dekan!“ brummte Heynsberg. „Der hat in seiner Dummheit diese Ehe zustande gebracht in der Meinung, daß es nützen würde. Und nun es nichts hilft, soll er immerfort beten.“

Dann fragte er sie, ob sie wisse, was Ezermans' Leiden verursacht habe.

„O ja“, antwortete sie. „Weinend wie ein Kind hat er es mir erzählt. Er war sehr fromm erzogen und hatte auch selbst sehr fromm gelebt... Sie verstehen, was ich meine.“

Ja, ja, Heynsberg verstand. Das war die Keuschheit. Dem Kinde schon wird es beigebracht, die drei Ave Maria dafür zu beten. Später, wenn es sich in der Beichte herausstellt, daß nicht alles in Ordnung ist, gibt der Pfarrer dem Jüngling nicht etwa den Rat, tüchtig zu arbeiten oder auf andere Weise ein hygienisches Leben zu ermöglichen, nein, er sagt ihm, er solle die St. Josephsschnur tragen. Mit dieser Schnur um den nackten Körper wandelt dann der Jüngling in des Herrn Straßen umher.

Bezüglich der Keuschheit müssen ja selbst Verlobte äußerst vorsichtig sein. Hatte Heynsberg nicht in seiner Moraltheologie, in seinem Aertnys,

dieſe Frage und dieſe Antwort für ſein Examen lernen müſſen. (31)

„Frage: Sind Verlobten und Aufgebotenen Umarmungen und ehrbare Küſſe als Zeichen der Liebe geſtattet?

„Antwort: Dieſe Frage wird von den Gelehrten (Doctores, eigentlich: Lehrer) allgemein bejaht, wenn dieſe Umarmungen und Küſſe in ehrbarer Weiſe, nach der Sitte des Landes geſchehen, ſo wie es Unverehelichten geſtattet iſt; denn es ſind natürliche Zeichen der Liebe. In ehrbaren Familien iſt es überdies in der Regel Brauch, daß die Verlobten zweimal, beim Kommen und beim Gehen, einander küſſen. Nicht erlaubt aber ſind innige Küſſe“ („oscula pressa“, von den Gelehrten auch „oscula columbina“, Taubenküſſe oder Zungenküſſe genannt), „auch nicht öfters wiederholte; dieſe werden weder von geſitteten Perſonen als anſtändig betrachtet, noch von den Theologen erlaubt.“

Die Theologen erlauben Verlobten keine „Taubenküſſe“!

Kraft der Suggeſtion, der ſtets wiederholten Suggeſtion, gelingt es, die Natur auf einige Jahre zu bezwingen. Dann aber — Heynsberg hatte es wiederholt beobachtet — tritt plötzlich die Reaktion ein. Hatte er nicht im Beichtſtuhl junge Männer gehabt, die, nachdem ſie ihre Braut beſucht, in ein Bordell gegangen waren? Da alles gleichermaßen Todſünde iſt, da ſie ebenſowohl für die Begierde und den Gedanken wie für die Tat in die Hölle kommen, gehen ſie gleich zum

allerletzten über. Wer ausgehungert ist, nimmt, wenn er für dasselbe Geld ein Brötchen oder ein Diner bekommen kann, lieber das Diner. War doch das Sextum, das große Gespenst des katholischen Glaubens, Schuld daran — er wußte es ja — daß in katholischen Ländern, in Italien und Frankreich, die Syphilis in den Armeen viel mehr verbreitet ist als in Deutschland.

„So wurde er", fuhr Hannchen fort, „dreiundzwanzig Jahre alt. Als eines Tages — nun, es ist ja begreiflich — plötzlich ein wilder Rausch über ihn kam. Er ging zu den Frauen; um die Frömmigkeit war es geschehen, und vier Jahre lebte er zügellos. Es kamen Krankheiten, und als Folge davon dieses."

Jetzt schwiegen sie beide und lauschten ihren eigenen Gedanken. Das kleine Licht unter dem Tee war erloschen. Und dort draußen über den Feldern war alles dunkel geworden. Von fern, wohl aus dem Schilf, das an den Ufern der Liester stand, klang der klagende Ruf der Rohrdommel durch den stillen Abend.

„Wir sollten jetzt Licht anzünden", sagte Hannchen. „Aber dann wollen wir auch gleich nach vorn gehen; hier werden wir, wenn dort drüben zufällig jemand über die Wiesen geht, allzusehr gesehen."

Als Heynsberg das Gas angezündet hatte, sah er, wie sie die Vorhänge der Fenster, die nach der Straße hinausgingen, sorgfältig schloß, und darauf die Portiere, die das Gartenzimmer vom Vorzimmer trennte.

Sie ſetzte ſich auf das Sofa, das hinter dem Tiſch ſtand; das helle Licht fiel auf die Häkelarbeit, die ſie zur Hand genommen, und auf ihr ſanftes, trauriges Geſicht.

„Wie hat ſich unſer Leben doch ſeltſam geſtaltet! Wie hätte alles anders ſein können!“ ſagte Heynsberg, während er ihr gegenüber Platz nahm.

Er glaubte ihre Hände nervös zittern, ſchneller arbeiten zu ſehen, und begann nach einer Weile wieder:

„Iſt das wahr, was Nelly van Heel heute mittag ſagte? Gehen Sie an Ihrem Geburtstag ſtets zu jener Ruine?“

„Sie haben das doch nicht vergeſſen?“ fragte ſie und beugte ihren Kopf nieder.

Einen Augenblick ſchaute er ſie verwundert an. Dann, verſtehend, was ſie meinte:

„Das? Nein, nein, gewiß nicht! Daß wir uns dort fanden, um uns für immer zu verlieren, werde ich niemals vergeſſen. Nur hatte ich im Augenblick nicht daran gedacht, daß es an Ihrem Geburtstag war.“

Sie hatte ihre Häkelarbeit weggelegt und blickte jetzt ſtarren Auges vor ſich hin, als ſchaue ſie in weite Fernen. Sie ſtreckte die Hände aus mit einer leichten Bewegung, ließ ſie wieder in den Schoß ſinken. Und ſie ſaß da zuſammengekauert wie ein hungriges Vögelchen.

Er ſetzte ſich neben ſie, legte die Hand auf ihre Schulter und ſagte leiſe:

„Nicht so traurig sein! Es ist ohnedies schon so schwer für mich!“

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und blickte ihn an, als sprächen ihre Augen: „Da bin ich ja! Warum zauderst du?“

Und er wollte sie küssen, so wie einst, und gleichsam als suche er ihre Seele, blickte er in die dunkeln Augen, die so dicht bei den seinen waren; deutlich sah er in diesen Augen, hell erleuchtet, die runde Zeichnung der dunkeln Iris.

Aber plötzlich wich er zurück, stand auf, schaute sie verwirrt an. . . .

„Du hast etwas gesehen!“ sagte sie, während sie ebenfalls aufstand, „du hast in meinen Augen etwas gesehen!“

„Nein, nein!“

„Sprich nicht die Unwahrheit, du mußt es gesehen haben!“

„Ich dachte, ich glaubte. . . .“

„Nun, nun? So sprich doch!“

„Ich glaubte plötzlich, daß in deinen Augen das Wort. . . . Nein, nein, es ist ja zu töricht! Darin kann das Wort „Maria“ doch nicht stehen.“

„Ja, ja, es steht darin! Es steht darin!“

„Aber das muß doch eine Sinnentäuschung sein!“

„Nein, nein! Sogar in meinen Augen steht es geschrieben, daß ich . . . Kein Mann darf sich mir nähern. Erst hatte ich dich. Du gingst fort. Dann kam er . . . er . . . Du wirst mir sagen, daß das mit meinen Augen etwas ganz Natürliches

ſein muß. Und das iſt es auch, ſagt der Arzt. Ich aber glaube es nicht."

„Aber was ſagt der Arzt denn?"

„Vor einigen Jahren litt ich an einer leichten Augenkrankheit. Ich ging zum Augenarzt, und der verordnete mir Tropfen, die mich auch kurierten. Als er mich unterſucht hatte, ſagte er: „Ihre Iris iſt außergewöhnlich gefleckt. Das hat weiter nichts zu bedeuten; aber es iſt doch vielleicht gut, wenn ich es Ihnen ſage. Denn derartige Flecken ſind oft der Grund eines Aberglaubens geweſen. So zum Beiſpiel gab es etwa um das Jahr 1860, einige Jahre, nachdem die unbefleckte Empfängnis zum Dogma erhoben war und während Bernadette Soubirous in Lourdes gerade ihre Erſcheinungen gehabt hatte, im Süden Frankreichs eine Anzahl von Kindern, in deren Augen man gleich einer Denkmünzen-Inſchrift in der Iris zu leſen glaubte: ‚Je suis l'immaculée conception.' (Ich bin die unbefleckte Empfängnis.) Und das wurde natürlich, aber ganz zu Unrecht, für etwas Außergewöhnliches gehalten. Und ſo könnte man mit etwas Phantaſie in Ihren Augen das Wort ‚Maria' leſen. Ich ſage es Ihnen nur, damit Sie, wenn das jemals geſchehen ſollte, wiſſen, was es zu bedeuten hat. Es ſind Flecken, Streifen am Rande der Iris."

Heynsberg, der ſoeben heftig erſchrocken war — er, der Prieſter, wollte eine Frau küſſen, und da ſtand vor ihm in den Augen dieſer Frau das Wort: „Maria" — hatte geſpannt zugehört und ſagte nach einer Weile:

„Nun, du ſiehſt ja, daß es nichts zu bedeuten hat.“

„Ich höre es deiner Stimme an, daß du nicht glaubſt, was du ſagſt.“

Wiederum ſchwieg er eine Weile und erwiderte dann:

„Du haſt recht. Als ich das ſoeben ſagte, war der Gedanke, daß es doch etwas Beſonderes ſein könne, noch nicht geſchwunden. Aber allmählich fange ich nicht nur an, zu verſtehen, ſondern auch zu empfinden, daß der Arzt natürlich vollkommen recht hat.“

„Ich höre ſehr gut, was du ſagſt, und dennoch iſt es nicht richtig. Es geht dir genau ſo wie mir. Ich kann es nicht los werden: es hat etwas zu bedeuten.“

„Nein, glaube mir, mein Kind, es hat nichts zu bedeuten.“

Aber der Abend neigte ſich für Heynsberg ſeinem Ende, und beim Abſchied ſagte er:

„Liebes Hannchen, du tuſt mir ſo leid.“

„Ich muß es tragen“, antwortete ſie.

Als er ſich wiederum auf dem Wege zum Pfarrhaus befand, war er in tiefſter Seele unzufrieden mit ſich ſelber. Da hatte ihn nun wahrhaftig der dümmſte Aberglauben in den Klauen gehabt.

So tief iſt es eingerammt, ſprach es in ihm, ſeit den erſten Kinderjahren. Unbewußt dringt es in unſer Denken ein und füllt all unſere Erinnerungen; mitten durch die Logik unſerer Gedanken hindurch ſchießen, gleich elektriſchen Funken,

Märchengeſtalten mit ihren kindlichen Gefühlen. Und jenes Unbewußte, jene Funken, über die wir nicht Herr ſind, beherrſchen uns kleine Menſchen, die wir zu denken glauben.

Vor dem Pfarrhaus wandte er ſich um. Während er zur St. Urſulakirche aufblickte, die, voller Sagen und Legenden, mit Teufeln auf den Zinnen, welche hinwegflohen vor „unſerm Herrn“, dunkel ſich abhob von dem ſilbernen Blau des beſtirnten Himmels, ſprach er leiſe:

„Wo iſt der ſtarke Mann, der ſein eigenes Denken bezwingt? Der Herr iſt über ſeine Gedanken?“

Viertes Kapitel.

Es war ein milder Herbsttag, der zweite Oktober, das Fest der heiligen Schutzengel.

Denn der Mensch hat nicht nur einen Schutzheiligen von Gott empfangen — wer Alphonsus heißt, hat zum Patron den heiligen Alphonsus — sondern auch einen Schutzengel, der ihn körperlich wie seelisch von der Wiege bis zum Grabe beschirmt, und zu dem er denn auch, weil er ihm von der ewigen Barmherzigkeit anvertraut, jeden Morgen und Abend beten muß. Und Dekan Brancken hatte, da er Kinder sehr liebte und die Hoffnung hegte, die Keuschheit der Kleinen dadurch zu hüten, vor einigen Jahren eine Kinderkongregation zu Ehren der heiligen Schutzengel begründet, und der Bischof hatte die Genehmigung erteilt, daß dieser Festtag zu Liestermonde mit besonderer Pracht gefeiert werde.

Ein Hochamt „mit drei Herren" hatte Brancken selbst diesen Vormittag zelebriert: Eckmiller als Diakon und Heynsberg als Subdiakon hatten ihm assistiert. Die alte Ursulakirche hatte die Kinder und ihre Verwandten kaum zu fassen vermocht; die Mitglieder der Kongregation hatten

für einen viertel Gulden oder mehr vom Küſter eine Kerze anzünden laſſen, ſo daß das Morgenlicht, braun durch bunte Scheiben fallend, vom Gold der Flammen durchfunkelt wurde. Und der Chor hatte ſchön und mit kräftigem Klang geſungen, und Vrancken hatte ſchneidig das Weihrauchfaß geſchwenkt, ſo daß die ſilbernen Ketten klirrten, und das Latein hatte er, wie gewöhnlich, nur ſchnell und unverſtändlich hingemurmelt, doch die Worte der Konſekration, wie in den Meßrubriken(22) ſteht, artikuliert und deutlich geſprochen, denn, ſich über die Hoſtie neigend, als wolle er ſie bereits mit ſeinen Augen und ſeinen Armen beſchwören, hatte er gehaucht: Hocc esstt ennimm ccorppuss mmeumm.

Und als Vrancken nach der Meſſe gefrühſtückt hatte, war der Vorſtand der Kongregation — ſieben etwa zwölfjährige Knaben — zu ihm gekommen und hatte ihm zwei Kiſtchen feiner Zigarren verehrt. Natürlich hatte er mit den Kleinen ein wenig geplaudert; er war auch ſtets ſehr freundlich zu Kindern; aber ein etwas außergewöhnlicher Tag macht ihn — er iſt ja ſchon ein bejahrter Mann — ein wenig nervös, und dies ſei wohl auch die Urſache, meinte Heerkens, warum der Dekan, der ſonſt niemals las, jetzt plötzlich während des Frühſtücks anfing, über ein Buch zu ſprechen und die Herren um ein Exemplar der Theologia Moralis von Aertnys bat.

„Denn zu meiner Zeit", ſagte er, „benutzten wir Gury, der damals nagelneu war; aber Ihr jungen Leute habt jetzt alle den Aertnys ſtudiert,

und darum möchte ich doch auch mal einen Blick hineinwerfen."

Und so war er denn mit Heerkens' Exemplar des Aertnys nach dem Lunch im Wohnzimmer geblieben und hatte das Fenster, vor dem er in seinem Lehnstuhl saß, ein wenig geöffnet; denn an dem ruhigen Herbstnachmittag hing eine bläuliche Atmosphäre und eine beinah noch laue Wärme über den Gärten.

Aber das dickleibige, mehr als tausend Seiten umfassende Buch großen Formats wird ihm zu schwer in den Händen; er legt es auf die Fensterbank und steht auf.

„Wünschen Sie etwas, Herr Dekan?" fragt Heerkens.

„Junge, ich möchte den kleinen Rauchtisch haben, um das Buch darauf zu legen; es ist so schwer."

Der Tisch steht bereits vor ihm; er legt das Buch darauf und liest weiter.

Währenddessen ist auch Heerkens beschäftigt. Eckmiller hatte heute morgen, als er während des Hochamtes Weihrauchkörner aus dem Schiffchen nahm, um sie auf die Kohlen ins Weihrauchfaß zu werfen, gesehen, daß die Schaufel, die er dazu benutzte, einen Knick hatte. Soeben hat er den Dekan darauf aufmerksam gemacht, und der hat den in dergleichen Dingen so besonders geschickten Heerkens gefragt, ob er es wohl reparieren könne. Daran arbeitet er jetzt und klopft vorsichtig mit einem kleinen Hammer auf die silberne Schaufel

und schaut hin und wieder nach, wie es aussieht, und beginnt von neuem zu klopfen.

Brancken las in seinem Aertnys das Kapitel: „Cooperatio ad peccatum alterius", die Mitwirkung zur Sünde eines andern; er war bis zu der „Cooperatio famulorum", der Mitwirkung der Dienstboten, gelangt, und las: (23)

„Frage 1. Ist es Dienstboten gestattet, verbotene Speisen zu bereiten und sie der dadurch die Gesetze der Kirche verletzenden Herrschaft vorzusetzen?

„Antwort: 1°. Wenn die Herrschaft katholisch ist, kann die Dienstbarkeit allein es nicht entschuldigen, sondern wird dazu erfordert, daß sie ohne wesentlichen Nachteil für sich selbst sich nicht weigern konnten. . . .

„2°. Wenn die Herrschaften Ketzer sind, ist die Dienstbarkeit allein eine genügende Entschuldigung. . . .

„Frage 2. Darf der Diener die Konkubine in das Haus seines Herrn führen, wo dieser mit ihr sündigen wird, oder, wenn sie allein kommt, ihr die Tür öffnen?

„Antwort: 1°. Die Tür für sie öffnen darf er, weil diese Handlung nur entfernt (remote) zur Sünde beiträgt.

„2°. Sie in das Haus führen darf er nicht, weil diese Handlung sehr nahe (proxime) mit der Sünde in Verbindung steht, es sei denn um einem großen Nachteil für sich selbst vorzubeugen" — zum Beispiel: daß er entlassen würde

und keine gute Stelle wieder bekommen könnte —.
„Niemals natürlich darf er die Geliebte einladen, zu kommen.

„Frage 3. Darf der Diener das Pferd seines Herrn satteln und ihn begleiten, wenn er weiß, daß er Hurerei treiben wird?

„Antwort: Es ist zu unterscheiden: 1°. Zum Satteln des Pferdes scheint, wenn der Herr allein ausreitet, die Dienstbarkeit ein genügender Grund, da diese Handlung sehr weit (valde remote) von der Sünde entfernt ist, gerade wie früher das Oeffnen der Tür für die Konkubine.

„2°. Wenn der Diener durch seine Weigerung die Sünde seines Herrn verhindern kann, darf er ihn nicht begleiten, außer es drohte ihm ein großer Nachteil. Würde er sie dadurch nicht verhindern, so gestatten es einige Gelehrte allein schon auf Grund der Dienstbarkeit. Andere indessen, und diese Meinung ist wahrscheinlicher, gestatten es auch dann nicht, es sei denn, daß noch die Furcht vor einem großen Nachteil hinzukommt, wie dies vorher über das Insshausführen der Konkubine gesagt wurde. So denken darüber Viva, Bonac., Trull., Bassaeus, Reuter, Wigandt, Ronc. usw. Wenn aber der Herr durch die Begleitung noch begehrlicher werden sollte..."

Hier stutzte Brancken; er begriff das nicht, las es deshalb nochmals, und sagte dann:

„Heerkens, Junge, hören Sie einen Augenblick mit ihrem Geklopfe auf und sagen Sie mir mal: was meint der Aertnys damit?"

Heerkens war schon herbeigekommen, warf einen Blick in das Buch und antwortete leichthin:

„Ach, er meint, wenn der Herr noch begehrlicher würde, indem er die Sache unterwegs mit dem Diener bespräche oder so etwas ähnliches.“

„Ach, ja! Ja, ja!“

Heerkens hämmerte schon wieder an seiner Weihrauchschaufel und Brancken las weiter:

„Wenn aber der Herr durch die Begleitung noch begehrlicher werden sollte, so sind St. Alphonsus und Salmant. der Ansicht, es sei niemals erlaubt, weil dann die Bosheit des Herrn noch vermehrt würde; indessen steht dem gegenüber die Meinung der meisten Gelehrten, daß das Begleiten, an sich betrachtet, eine solche Wirkung nicht habe.

„Frage 4. Darf der Diener auf Befehl seines Herrn Geschenke und Liebesbriefe zu der Geliebten seines Herrn bringen?

„Antwort: 1°. Was kleine Geschenke anbelangt, gestatten es die Gelehrten gewöhnlich, weil es gleichgiltige Dinge (indifferentia) sind, die der Herr mißbraucht, um die unreine Liebe warm zu halten; denn, obwohl der sündige Vorsatz nach der Absicht des Herrn zu beurteilen ist, kann die Dienstbarkeit doch als ein genügender Grund erachtet werden, da diese Geschenke nicht unmittelbar, sondern nur entfernt mit der Sünde in Verbindung stehen. Der heilige Alphonsus indessen hält es für wahrscheinlicher (verius), daß es in sich sündhaft sei, weil Geschenke kraft ihrer

Natur die Liebe warmhalten, die in dieſem Fall unrein iſt. . . .

„2°. Was das Ueberbringen von Liebesbriefen anbelangt, halten die Gelehrten dies einſtimmig für unerlaubt, weil ſolche Briefe infolge des Warmhaltens der unreinen Liebe formell zur Sünde beitragen.

„Gegen dieſe Antwort kann nicht eingewendet werden, daß eine Konkubine doch ſchlimmer ſei als Liebesbriefe, und man doch, falls großer Nachteil zu fürchten wäre, die Konkubine zu ihrem Geliebten führen darf. Denn eine Frau, an ſich betrachtet, kann ſowohl zum Guten als zum Böſen dienen; Liebesbriefe aber haben, an ſich betrachtet, niemals einen guten Zweck. Daher iſt das Bringen einer Konkubine eine materielle Mitwirkung, das Bringen von Liebesbriefen eine formelle.“

„Heerkens,“ ſagte der Dekan, „ich habe einmal den Ausdruck gehört, ‚davon verſtehe ich ſoviel wie ein Eſel von der Apotheke.‘ Dieſen Ausdruck möchte ich hier wohl anwenden, wenn er im Munde eines alten Prieſters nicht gar zu blamabel klänge. Materiell . . . formell . . . das alles habe ich natürlich früher gewußt; aber“ — und er wies mit dem Finger auf ſeine grauen Locken — „es ſteckt nicht mehr drin.“

„Nun,“ ſagte Heerkens, nachdem er den Paſſus geleſen hatte, „das verhält ſich ſo. Als eine materielle Mitwirkung wird es angeſehen, wenn jemand das herbeiſchafft, womit ein anderer eine Sünde begehen kann; aber es iſt nicht aus-

geſchloſſen, daß der andere es zu einem guten Zweck verwendet, und deshalb kann eine materielle Mitwirkung unter Umſtänden erlaubt ſein. Wenn der Diener ſeinem Herrn die Konkubine bringt, iſt es möglich, daß ſie nur zu einem guten Zweck kommt, z. B. um ihm den Tee zu bereiten oder ſeine Wäſche auszubeſſern. Aber Liebesbriefe haben ſtets einen ſchlechten Zweck, und wenn er die überbringt, iſt er ‚complex peccati', Mitſchuldiger an der Sünde; ſeine Mitwirkung iſt eine formelle."

„Ja, ja, jetzt entſinne ich mich," ſagte Brancken; „jetzt entſinne ich mich. Ich danke Ihnen."

Und wieder begann er in dem dicken Buch zu leſen, das da vor ihm auf dem Rauchtiſchchen lag:

„Frage 5. Iſt es dem Diener geſtattet, den Herrn auf ſeine Schulter klettern zu laſſen oder ihm die Leiter zu halten, oder das Fenſter mit Gewalt zu öffnen, auf daß ſein Herr hineingehen kann, um eine Jungfrau zu ſchänden?"

„Antwort. Entgegen dem Urteil einzelner wird die Frage als wahrſcheinlicher (probabilius) bejaht. Aber nur dann, wenn der Diener es aus Furcht vor dem Tode tut, weil er mitſchuldig werden würde an der Sünde gegen die Gerechtigkeit, da ſowohl der Herr des Hauſes ungerecht behandelt, wie auch der unſchuldigen Jungfrau das größte Unrecht angetan wird; nur das Leben des Dieners iſt mehr wert als die Ehre des Mädchens."

Hier blickte der Dekan von seiner Lektüre auf und sagte:

„Ich habe soeben noch eine Frage vergessen. Da steht irgendwo . . . ja, hier habe ich es: ‚Der heilige Alphonsus und Salmant'. Dieser Salmant ist gewiß ein großer Jäger vor dem Herrn."

„Sie irren sich, Herr Dekan! Salmant ist eine Abkürzung von Salmanticenses, der Theologen von Salamanca, deren Ansichten in einem bekannten Werk gesammelt sind."

„Was für eine Gelehrtheit! Und wie eingehend Sie dieses Werk studiert haben! Die Seiten sind bedeckt mit roten und schwarzen Bleistiftstrichen . . ."

„Ja, man muß das zum Examen alles auswendig wissen. Die Herren geben keinen Pardon."

„Ein schwieriges Studium, diese Theologia Moralis. Aber schön. Und wenn man bedenkt, daß man früher, zur Zeit der Kirchen-Verfolgungen in Holland, dergleichen ängstlich verbergen mußte! Aber jetzt ist das anders geworden. Jetzt wird es seitens des Niederländischen Staates gesetzlich zum „Höheren Unterricht" gerechnet. O, wir machen Fortschritte! Und wir werden noch viel weiter kommen; wir werden in Holland die Herrschaft erlangen. Denn die Anzahl der Geburten ist bei uns viel größer als bei den andern. Darauf sehe ich sehr streng, daß Ehen mit Kindern gesegnet werden. . . . Aber was ich vorhin noch sagen wollte", fuhr er fort, indem er aufstand, um eine Zigarre vom Buffet zu nehmen und sie anzustecken. „O ja! Paf, paf! Wir machen Fort-

ſchritte! Paf, paf! Jetzt iſt das alles „Höherer Unterricht“ geworden! Paf! Jetzt iſt das alles, Gott ſei Dank, ebenſoviel wie die Lehrſtühle der Calviniſten mit ihrer Philoſophie und ihrer Phyſik!“

Heerkens hatte aus ſeiner Weihrauchſchaufel den Knick herausgeklopft, ſie darauf mit einem wollenen Lappen, auf den er etwas Pulver gegeſtreut, abgerieben, und ſagte jetzt:

„Sehen Sie mal, Herr Dekan! Es iſt fertig! Iſt es nicht gut geworden?“

Brancken nahm die kleine ſilberne Schaufel zur Hand und betrachtete ſie von allen Seiten.

„Das haben Sie ſchön gemacht. Sie ſieht aus wie neu. Und keine Schramme iſt draufgeblieben. Ich danke Ihnen beſtens.“

Aber da wurde angeklopft und der Portier trat ein um zu melden, daß Frau van Elshout am Telephon ſei.

„Sie hatten ihr geſagt,“ fuhr er, zu Brancken gewandt, fort, „daß Sie heute mittag zu ihr kommen würden, und nun läßt ſie fragen, ob ſie noch auf Ihren Beſuch rechnen darf.“

„Das würde ich nun wahrhaftig über dieſer Theologia Moralis ganz vergeſſen haben. Sagen Sie ihr, Petrus, ich würde ſogleich kommen.“

„Piet, haben Sie mir mein Pfund Tabak ſchon geholt?“ fragte Heerkens.

„Jawohl, Hochwürden, es liegt in Ihrem Zimmer.“

„Schön.“

„Frau van Elshout hat mir ſagen laſſen,“

ſagte Brancken, nachdem Piet das Zimmer verlaſſen, „daß ſie mit mir über die Tätigkeit des Komitees für die Noordwyker Wallfahrt zu ſprechen wünſche. Wie weit iſt die Sache gediehen?“

„Ich verſtehe nicht, warum Sie darüber beläſtigt werden müſſen. Es liegt nichts Beſonderes vor, und alles geht nach Wunſch. Wir bekommen ſtets neue Mitglieder und ſtets mehr Geld. Frau van Elshout und Frau Heynsberg, und auch Herr Ezermans, ſuchen die Leute auf, um ſie anzuſpornen, und jeder tut, was er kann.“

„Es wird wohl nichts zu ſagen haben“, meinte Brancken. „Sie liebt ein Plauderſtündchen und macht ſich gern ein wenig wichtig.“

Nichtsdeſtoweniger war es ihm durchaus nicht unangenehm, ſie aufzuſuchen. Sie ſelbſt, nun ja, ſie war zwar ein wenig ſchwerfällig, aber ſie meinte es gut, und Viktorine gefiel ihm außerordentlich. Sie konnte ſo reizend plaudern. Er verſtand gar nicht, was die Kapläne an ihr auszuſetzen hatten. Eckmiller hatte damit angefangen, daß er nicht mehr hinging; darauf hatte Heerkens ſehr bald geſagt, daß er ſich lieber fernhalten wolle, und nun hatte Heynsberg, obwohl Viktorine bei ihm gebeichtet hatte, ihr nicht einmal einen Beſuch gemacht. Jedenfalls war es ihm ſelber ganz angenehm. Die Damen bereiteten einen famoſen Kaffee oder Tee und reichten ſehr guten Kuchen dazu; das letzte Mal hatten ſie ihm auch ein Glas feinen Portwein vorgeſetzt.

Eine Viertelſtunde ſpäter öffnete Brancken

in der Ringstraße das Gartentor des Hauses, wo vor dem Fenster die beiden Spione ausspähten, einer nach links, einer nach rechts.

Im Vorderzimmer, das die Aussicht auf den Blumengarten und die dahinterliegende Straße gewährte, wurde er von Frau van Elshout, einer hageren, etwa fünfzigjährigen Matrone, und einer schönen jungen, etwa dreißigjährigen Dame, ihrer Tochter Viktorine, ehrfurchtsvoll empfangen.

Frau van Elshout war Förderin des „frommen Vereins unter dem Schutz der lieben Frau vom guten Rate", das heißt: sie besuchte die Mitglieder in allerhand Angelegenheiten, zog die Beiträge ein oder arbeitete auf andre Weise für den guten Zweck. Sie gehörte zum Vorstand der „Ehrenwacht des Heiligsten Sakramentes"; die Mitglieder verpflichten sich, jedesmal, wenn in der Kirche an drei aufeinanderfolgenden Tagen — das sogenannte Vierzigstündige Gebet — das Heiligste Sakrament ausgestellt ist, der Reihe nach während einer bestimmten Stunde ununterbrochen anzubeten. Sie war Präsidentin des Vereins „Der lebendige Rosenkranz", dessen Mitglieder innerhalb einer gewissen Zeit einen Teil des Rosenkranzes beten, so daß die Teile zusammen den ganzen Rosenkranz bilden, was nach einem Dekret des Papstes Leo XIII. dieselbe Wirkung hat, als wenn jedes der Mitglieder den ganzen Rosenkranz betet.

Kurzum, sie war immer mit guten Werken beschäftigt, war in dem Sinne in den Liestermonder katholischen Kreisen allgemein bekannt,

und war denn auch nicht wenig verwundert, als das Komitee für die Wallfahrt nach Noordwyk, einem Wink des geistlichen Beirats Heerkens folgend, die soviel weniger verdienstvolle Frau Heynsberg zur Präsidentin ernannte, so daß sie selbst mit der Vize-Präsidentenschaft sich begnügen mußte.

„Ich begann schon zu fürchten, Sie hätten uns vergessen, Herr Dekan", sagte Frau van Elshout.

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen," antwortete Brancken, „ich hatte in der Tat vergessen, daß ich heute kommen sollte. Meine nicht ganz ungültige Entschuldigung möge sein, daß ich mich ein wenig dem Studium hingegeben hatte."

„Wozu wollen Sie noch studieren?" fragte Victorine.

„Ach, der Mensch hat doch niemals ausgelernt."

„Aber ich bitte Sie, sehen Sie sich lieber mein Porträt an, das soeben fertig geworden ist. Sehen Sie mal! Wie finden Sie es?"

Brancken schaute es an, und seine Züge wurden sehr freundlich; er richtete seinen Blick auf sie und sagte:

„Sie sind ein sehr schönes Mädchen."

„Nicht wahr?" sagte Frau van Elshout. „Ein Student der Jura, ein Verwandter von uns, der das Porträt gestern sah, meinte, Viktorine gleiche ganz genau der Muse."

„Von der Dame“, antwortete Vrancken, „weiß ich nur wenig, aber jedenfalls ist das Bild sehr schön.“

„Sie trinken doch ein Glas Portwein?“

„Gerne, gnädige Frau.“

„Ach, Viktorine, sei so gut und hole mal eine Flasche aus dem Keller.“

Und als Viktorine das Zimmer verlassen:

„Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, Herr Dekan, worüber ich nicht sprechen kann, so lange das Kind dabei ist. Daher will ich es jetzt rasch tun, obwohl es mir sehr unangenehm ist, dies dürfen Sie mir glauben, daß ich nicht darüber schweigen darf; aber die Pflicht geht mir über alles. Auch sollen Sie nicht etwa glauben, Herr Dekan, daß ich es aus Eifersucht sage, weil Frau Heynsberg Präsidentin des Komitees für Jerun geworden ist und ich nur Vize-Präsidentin; Herr Heerkens wird dafür schon seine Gründe haben. Natürlich sage ich es auch nicht, weil Herr Kaplan Heynsberg uns überhaupt nicht besuchen will, was so auffallend ist, daß es dem Kinde geradezu ans Herz geht, und ebensowenig, weil Frau Heynsberg immerfort damit prahlt, daß ihr Sohn Priester ist, und unaufhörlich von ihrem „Herrn Sohn“ spricht. Ich habe keinen Sohn, sonst wäre er, das ist selbstverständlich, auch Priester; Viktorine würde Nonne geworden sein, wenn der Arzt nicht gesagt hätte, daß es ihrer Gesundheit nicht zuträglich wäre. Aber dies müssen Sie wissen, daß Herr Heynsberg Frau Ezermans wöchentlich zwei bis dreimal besucht, mit Vor-

liebe dann, wenn Herr Ezermans ausgegangen iſt. Geſtern abend iſt er gekommen ..... ich habe es auf einen Zettel notiert ... wo habe ich den doch gleich ... ich meinte, ich hätte ihn in meinen Arbeitskorb gelegt ... o nein, wahrſcheinlich in das Gebetbuch ... ſo, da habe ich ihn; beim Abendgebet liegt er; natürlich, denn das habe ich ja geſtern abend gebetet ... Hier haben Sie den Zettel."

Und Vrancken las auf einem Zettel, der etwa die Größe einer Blocknote hatte:

Um 7.5 iſt Ezermans ausgegangen.
id. 7.35 id. Heynsberg gekommen.
id. 9.45 id. id. gegangen.
id. 10.7 id. Ezermans heimgekommen.

Frau van Elshout tat hier etwas, was ältere Betſchweſtern infolge ihrer langen Bekanntſchaft mit dem Dekan oder dem Pfarrer, für den ſie ſchon manche Angelegenheit geordnet haben, und mit dem ſie infolgedeſſen ein wenig familiär umgehen, ziemlich häufig tun: eifrig die Kapläne beobachten und hinterbringen, wenn ſie ſich in der Welt vielleicht nicht mit der gebührenden Würde benehmen, wenn ſie ein und dieſelbe Dame häufiger beſuchen uſw.

„Nun," meinte Vrancken, „wenn Herr Heynsberg dieſe Familie auch öfter beſucht, ſo braucht das doch noch keine böſe Bedeutung zu haben."

„O, ich klage niemanden an. Das ſtünde geradezu im Widerſpruch zur chriſtlichen Nächſten-

liebe. Ich ſage nur, was ich mit meinen eigenen Augen geſehen habe.“

„Gewiß, gewiß! Aber vielleicht kommt Herr Heynsberg nur zu den Ezermans, um .... jedoch ich will mit ihm darüber reden und ihm für alle Fälle raten, nicht zu häufig hinzugehen, da die Pfarrkinder Anſtoß daran nähmen.“

Frau van Elshout war zufrieden; denn daß der Dekan ihr gegenüber ſeinen Kaplan in Schutz nahm, begriff ſie ſehr wohl; aber daß Heynsberg trotzdem eine „Naſe“ bekommen würde, deſſen war ſie ebenſo ſicher.

„Aber jetzt muß ich doch mal ſehen, wo das Kind mit dem Portwein bleibt.“

Viktorine hatte, der Verabredung zufolge, in der Küche gewartet bis die Mutter kam, um ſie zu holen, und ſie trat nun alsbald, ihrer Mutter folgend und die Flaſche Wein in der Hand, wieder ins Zimmer.

Während Viktorine Gläſer aus dem Buffet nahm, und Frau van Elshout für den Kuchen ſorgte, fragte Brancken gar nicht weiter danach, was ſie ihm betreffs des Komitees für die Wallfahrt zu ſagen habe; er war Pſychologe genug, um zu verſtehen, daß jetzt alles heraus war, was ſie auf dem Herzen hatte.

Daher plauderten ſie nun ganz behaglich über allerhand gleichgültige Dinge. Brancken trank ein paar Gläschen Portwein und aß Kuchen dazu. Und als er weiteres freundlich dankend ablehnte, ſagte Viktorine:

„Herr Dekan, jetzt müssen Sie mir doch den Gefallen tun, sich mal mein Zimmer anzusehen.“

O, das wolle er gern.

Sie schritten die Treppe hinauf und betraten im zweiten Stockwerk das Hinterzimmer, das Viktorine mit allerhand Nippsachen und Photographien, mit Fächern und Blumen, mit hellfarbigen Stickereien auf Sofa und Stühlen zum Boudoir einer kleinen Weltdame ausgestattet hatte.

Dieses Zimmer, und in diesem Zimmer dies Mädchen mit ihren weichen, duftigen Frauenkleidern, hüllte Brancken in ein süßes Behagen, ein wohliges Empfinden, wie bei Märchen und Rosenduft.

„O, hier ist es sehr schön! Reizend!“

„Das freut mich, daß Ihnen mein Zimmer gefällt. Und wissen Sie, was ich jetzt gern möchte?“

„Nun?“

„Wie ein kleines Kind möchte ich Ihnen all meine Spielsachen zeigen. Ich habe sie alle aufbewahrt. Sehen Sie nur, das unterste Schubfach dieses Schrankes ist ganz voll. Kommen Sie, wir wollen uns hier auf den Fußboden setzen.“

Brancken lachte; einen Augenblick widersprach er, fand den Gedanken aber alsbald sehr nett und verlockend, und setzte sich lachend auf den Arminsterteppich, Viktorine gegenüber.

Sie kramte in dem Schubfach umher; aber Brancken sah da vor sich auf dem Teppich ihre

kleinen Füße in den schwarzen Lackschuhen, und zwischen dem Schuh und dem grauen Rock, grau wie ein Handschuh aus schwedischem Leder, sah er einen kleinen Streifen der Beine in den schwarzseidenen, durchbrochenen Strümpfen.

„Sehen Sie nur, hier haben Sie meine erste Puppe! Eine reizende Puppe, nicht wahr? Was für schöne Augen!“

Sie plauderte immer weiter, während Vrancken den Blick auf ihren rechten Fuß geheftet hielt; denn das Bein war ein wenig weiter zum Vorschein gekommen, so daß er jetzt den schwarzen durchbrochenen Strumpf sich von dem hellgrauen Unterrock abheben sah.

Sie plauderte weiter über eine andere Puppe; sie zeigte ihm eine kleine Lokomotive, die sie an ihrem zweiten Geburtstag geschenkt bekommen.

Und Vrancken blickte auf die Lokomotive und dann wieder auf das Bein, das — man wußte nicht wie es kam — schon wieder ein wenig weiter sichtbar geworden.

Jetzt hatte sie ein Lottospiel in der Hand und zeigte ihm die Figuren, aber er sah sie nicht; er sah immer nur das Bein, das die eigenartige Neigung hatte, stets weiter zum Vorschein zu kommen.

Tassen und Untertassen zeigte sie ihm, und sie plauderte und plauderte. Und Vrancken sah das rechte Bein beinah bis zum Knie.

Ihm ward schwindlig; plötzlich nahm er das Bein in die Hand, und — er war nicht gewöhnt,

mit Frauenbeinen umzugehen — ſchüttelte es ernſthaft.

Viktorine mußte lachen, als ſie Vranckens ernſthaftes Geſicht ſah, während er ihr Bein ſchüttelte: ſie hielt ſich an einem Stuhl feſt, ſonſt wäre ſie hintenüber gefallen, die Beine in die Luft, und das ſchien ihr denn doch beim erſten Mal ein wenig allzu kokett.

Aber während er dieſe warme, rundliche Fülle in ſeiner Hand hatte, packte ihn ein noch heftigerer Schwindel; er empfand plötzlich ein Nervenzucken im Rücken; er ließ das Bein los und wollte wohl nach ſeinem Rücken greifen, fand aber, daß es einen zu wunderlichen Eindruck machen würde. Mühſam erhob er ſich; ihm war zu Mute, wie wenn ein Zittern ihn überfallen wollte.

Als Viktorine und der Dekan herunterkamen, ſagte Frau van Elshout: „Iſt das Kind artig geweſen?“

„Ja,“ antwortete er, „o ja“, während er ſich mit dem Taſchentuch über die Stirn ſtrich.

Als Vrancken wiederum auf dem großen Markt angelangt war, betrat er die Kirche der heiligen Urſula (24), der heiligen britiſchen Königstochter, die mit ihren elftauſend Begleiterinnen auf der Rückreiſe von einer Wallfahrt nach Rom, zu Köln aus Liebe zur Jungfräulichkeit den Märtyrertod erlitt. Vor dem Bild des heiligen Joſeph betete er die Litanei; darauf erforſchte er ſein Gewiſſen, ob er eine Todſünde begangen; er gelangte zu keinem Entſchluß, und begab ſich

daher zu seinem Beichtvater, dem Pfarrer der Kirche Unserer Lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis, in einem der neueren Stadtteile.

Nachdem er gebeichtet hatte und langsam, in Gedanken versunken, ins Pfarrhaus zurückkehrte, fiel es ihm ein, daß er morgen mit Heynsberg über dessen Besuche bei Frau Ezermans zu sprechen habe. Er wollte . . . sehr milde gegen ihn sein.

Während Heynsberg an dem nämlichen Nachmittag nach dem Lunch an seinem Schreibtisch saß, lagen da vor ihm auf dem grünen Tuch drei Bücher: die „Allgemeine Uebersicht der Kirchengeschichte von Nord-Niederland" von Coppens, Pfarrer in Schiedam, die dritte Lieferung des zweiten Teiles der „Beiträge zur Geschichte des Bistums Haarlem, gesammelt und herausgegeben im Auftrag seiner erlauchten Hochwürden des Bischofs von Haarlem", und das mit dem „Imprimatur" versehene „Wallfahrtsbüchlein für Pilger zu den Reliquien des heiligen Jerun, Priesters und Märtyrers und ersten Pfarrers zu Noordwyk".

Hatte er doch von Heerkens vernommen, daß der Dekan ihn wohl nächster Tage ersuchen werde, im Hinblick auf die geplante Wallfahrt eine Reihe von Predigten zu halten. Daher hatte er in diesen Büchern gelesen, war aber nicht sonderlich zufrieden; denn er hatte sehr häßliche Dinge gefunden.

Er besah sich dies und jenes noch einmal; denn während der Unterhaltung mit dem Dekan

wollte er es im Gedächtnis haben, um seine Antwort hinreichend begründen zu können.

Und er las wieder den Ablaß (25), den die Pilger dort in Noordwyk „gewinnen", als der Portier ihm einen Brief brachte. Die Handschrift auf der Adresse war ihm unbekannt; er öffnete den Umschlag; zu seiner Verwunderung kam das Schreiben von Nelly van Heel. Sie ersuchte ihn dringend, Herrn Borret einmal aufzusuchen; denn er habe gestern abend, als sie bei ihm Stunde genommen, so tief betrübt ausgesehen, daß sie sicher glaube, es müßte ihm etwas Unangenehmes widerfahren sein. Natürlich habe sie nicht den Mut gehabt, seine Hochwürden zu fragen, was es denn sei; auch wäre es ihr lieber, wenn Herr Heynsberg nichts von ihrem Brief erwähne. Und sie hoffe sehr, daß er ihr etwas unbescheidenes Ersuchen entschuldigen werde.

Die Bücher über Jerun ließ er ruhig auf dem grünen Tuch des Schreibtisches liegen und machte sich sogleich auf den Weg.

Er läutete an der Tür des St. Blasiusstiftes. Und schon begann Schwester Telesphora, die als Pförtnerin öffnete und auf Neuigkeiten aus der Stadt stets gierig wartete, mit ihm zu plaudern; aber Heynsberg antwortete ihr nur kurz, eilte die Treppe hinauf und in das Zimmer seines Freundes.

Dort lag alles wirr durcheinander; ein Stuhl, Bücher, Kleidungsstücke lagen auf dem Boden, wie wenn damit geworfen wäre. Borret selbst lag auf dem Sofa, bleich und elend.

„Sag mal, Etienne, dir fehlt was.“

„O ja!“

„Was denn?“

„Was? Die Bonzen haben mir was angetan. Sie haben meine Seele erwürgt. Sie haben meinen Geist in Fesseln geschlagen, einen Knebel haben sie ihm in den Mund gesteckt, damit er nicht mehr sprechen kann.“

„Nun, nun, Etienne! Erzähle mir erst mal vernünftig.“

„Seine Gnaden hatten mich zu sich gebeten. Gestern war ich bei ihm. Und da eröffnete mir seine erlauchte Hochwürden .... ich habe dir ja wohl erzählt, daß der Absatz meines Romans ein sehr guter war, und daß mein Verleger sehr bald eine zweite Auflage erwarte .....“

„Ja, ja!“

„Und nun sieh mich dort sitzen, mich jungen Autor, der sich so von Herzen freute über den Erfolg meines ersten Buches, sieh mich dort sitzen, während der Oberbonze mir eröffnet, daß ‚sie‘ mein Buch ganz allmählich, dann hier, dann dort, damit es ja nicht auffallen solle, bei den Buchhändlern aufgekauft haben, um es aus dem Handel zu entfernen. Nur ein paar Exemplare hat der Verleger noch übrig, der von alledem natürlich nichts ahnt. Eine zweite Auflage darf ich nicht erscheinen lassen. Und er hat mir untersagt, fernerhin Bücher oder was es auch sei zu schreiben. Das Schreiben hat er mir verboten. Und mein Gehalt ist vermindert worden: die Stellung als Gefängnisgeistlicher ist

mir bis auf weiteres entzogen, und wie du weißt, brachte mir diese Anstellung jährlich etwa fünfhundert Gulden. Er wird jetzt einen von euch dazu ernennen. Denn, so meinte das große Kirchenlicht, ich müßte doch dafür büßen. Ich bin müde. Ich habe heute nacht nicht geschlafen. In meinem Kopf geht alles wirr durcheinander, da flucht es und schimpft es. Und in einem solchen Augenblick der Mattigkeit dachte ich soeben über die Sache nach, wie jemand, den sie gar nichts angeht, und da dachte ich: was für ein schlauer Streich ist das doch von diesen Kerlen! Wie kommen die nur auf solch einen genialen Einfall?"

„So wird sich das nicht verhalten", meinte Heynsberg. „Es wird ein Trick sein, der schon häufig angewendet wurde, und den man in den bischöflichen Kreisen also kennt. Einer ist eines Tages auf den Einfall gekommen, und jetzt machen die andern es nach. Also man hat dir das Schreiben verboten?"

„Radikal verboten. Er fügte hinzu, daß er nach einigen Jahren sehen wolle, inwieweit sich ein Modus finden ließe, es von neuem zu gestatten, immer von der Voraussetzung ausgehend, daß ich dann alles erst zur Prüfung unterbreiten müsse. Nun, das ist natürlich genau so, als hätte man es mir für alle Zeiten verboten. Was ich auch schreiben würde, könnten die doch nimmermehr gutheißen."

Er schwieg, und Heynsberg gleichfalls. Was hätte er auch wohl sagen können! Da war eine junge, feurige Seele mit der Verheißung einer

glänzenden Zukunft zum Tode verdammt! Dies war kein kindiſches Abtöten des Körpers durch etwas weniger Eſſen und die lächerliche Pflicht, ſich allen ſexuellen Dingen fernzuhalten. Dies war ernſt: ein Sterben der Seele. Der Biſchof hatte die Rolle eines Henkers geſpielt! Aber das Henkerswerk war getan. Dagegen ließ ſich nichts machen.

„Nun, Hochwürden," ſagte Etienne ſcherzend, „nun komm du mit deinem Troſt! Du biſt ja auch ein Händler in Troſt. Was haſt du für jemand, der erwürgt iſt?"

„Rhetorik könnte dir nichts nützen", antwortete Heynsberg ihm auf den bitteren Scherz. „Ueberflüſſig, dir zu ſagen, daß meine Börſe dir offen ſteht."

„Ach, das iſt nicht einmal notwendig, beſter Freund! Onkel Angevoort kann ich die Geſchichte natürlich nicht erzählen; aber wenn ich nicht auskomme, gibt er mir gerne. Das andere, das iſt die große Frage."

„Das andere?" erwiderte Heynsberg langſam und mit Nachdruck. „Ein Mittel gibt es. Und wenn keine Veränderung eintritt, ſo vermute ich, daß du es anwenden wirſt. Ohne dich äußern zu dürfen, würdeſt du geiſtig tot ſein. Ich glaube kaum, daß du das aushältſt."

„Und dein Mittel?"

„Du ſelbſt haſt eines Tages bereits davon geſprochen: die Soutane ausziehen."

„Raus?" ſagte Etienne mit fragenden Augen. „Raus?"

Sie ſprachen eine Weile weiter, in heftigen Worten, bis Etienne ſagte:

„Ich weiß nicht, ob es jemals dazu kommen wird, aber allein ſchon der Gedanke elektriſiert mich.“

Und nach einer Weile:

„Nun, Hochwürden, du biſt ein vortrefflicher Händler in Troſt. Du haſt ſogar mich aufgerichtet.“

Der ermüdete Kopf überſah in dieſem Augenblick die ungeheuren Schwierigkeiten und dachte nur daran, daß doch ein Entrinnen möglich ſei. Sein gemartertes Hirn wurde allmählich ruhig.

„Ich glaube, daß ich jetzt wohl ein wenig ſchlafen könnte.“

„Famos. Dann nur gleich ins Bett. Du kannſt vor Tiſch noch ein tüchtiges Schläfchen machen. Und dann heute abend zum Eſſen ein Glas Bordeaux. . . . Haſt du Wein im Hauſe?“

Nein, den habe er nicht; aber ob Andree ſo freundlich ſein wolle, mal bei Onkel Angevoort vorbeizugehen und ihn zu erſuchen, ein paar Flaſchen herüberzuſchicken.

In Heynsbergs Gemüt tobte es, während er gleich darauf, äußerlich ruhig, durch Lieſtermondes Straßen ſchritt. O, dieſer Biſchof Van Dorſem! Er hatte ihn ja ſchon als Pfarrer gekannt, und dieſer Mann, der in keiner einzigen Hinſicht zu beurteilen vermochte, was ſein Freund Borret geſchrieben hatte, tat ihm dieſes an! Seine biſchöflichen Gnaden! Ein prächtiger Titel für Menſchen, die die Demut, das heißt das Sich-

bücken vor ihnen, als die höchste christliche Tugend preisen. Demütig! Solch ein Mann, Nikolaus van Dorsem hieß er, schreibt nur seinen Namen — es scheint wohl eine Posse — wie der Zar aller Reußen: „Nikolaus“, ohne den Familiennamen. Ein Kreuz davor! Was für ein Mensch, der sich da auf seinem ganz gewöhnlichen Rohrstuhl einbildet, er säße noch gleich einem alten Kirchenfürsten auf seinem Thron! „†Nikolaus“! Allerdings, in seiner Kirche, die er aus Demut Kathedrale nennt, sitzt er noch auf seinem „Thron“, und wird dort angesichts der von Gläubigen erfüllten Kirche von seinen Priestern ausgekleidet und wieder angekleidet, alles zum Beweise, daß er ein Kirchenfürst ist! Und solch ein Mann war ihr Gebieter! Er konnte mit seinen Priestern machen, was er wollte! Absoluten Gehorsam waren sie ihm schuldig! Wer es ihm nicht recht machte, erhielt die schlechten Stellen! Und wer etwas tat, was er nicht billigte, wurde in ein Kloster geschickt!

Das alles raste ihm durch den Kopf, bis er auf dem großen Markt hinter der St. Ursulakirche den Laden von Etiennes Onkel betrat.

Angevoort stand da inmitten der Heiligenbilder, Andachtsbücher und Paramente, mit denen die Wände und die Fenster und der Ladentisch überhäuft waren, unterhielt sich mit Frau Heynsberg und wischte währenddessen den Staub von einem Bild des heiligen Franz von Assisi, einem teuren Bild von fünfundsiebzig Gulden, das er soeben an einen reichen Bauern verkauft hatte.

„So, Mutter, das trifft ſich gut!“ ſagte Heynsberg.

Und nachdem er Angevoort ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte, fragte er, wie ſie hierher käme.

„Oder war es nur eine kleine nachbarliche Unterhaltung?“

„Nein, nein“, antwortete die Mutter. Sie ſei gerade dabei, mit Herrn Angevoort zu überlegen. Denn ſie ſuche ein Geſchenk für Viktorine van Elshout; ſie verkehre dort gegenwärtig ſehr viel, da ſie ja auch dem Komitee für die Wallfahrt angehöre, und Mutter und Tochter ſeien ſtets ſehr freundlich und liebenswürdig zu ihr. Darum wolle ſie Viktorine, dieſem frommen Mädchen, gern ein paſſendes Geſchenk geben.

Nachdem es Andree mit einiger Mühe geglückt war, ſeiner Mutter dieſen Plan auszureden, fragte ſie, ob er nicht einen Augenblick mit hinaufgehen könne; ſie möchte ihm gern etwas zeigen. Sie grüßten Angevoort, ſchritten die Treppe zur oben gelegenen Wohnung hinauf, und als ſeine Mutter die Tür zum Hinterzimmer geöffnet hatte, ſagte Andree:

„Wie köſtlich duftet es hier nach Blumen!“

„Gerade darum ſollteſt du mitkommen. Sieh nur dieſen prachtvollen Korb! Hannchen war ſchon lange nicht mehr hiergeweſen, aber nun hat ſie mich heute mittag beſucht; wir haben ſehr lebhaft geplaudert, und dieſe Blumen hatte ſie kurz zuvor bei mir abgeben laſſen. Schön,

nicht wahr? Sie werden sich sicher sehr lange halten; denn wenn die Blüten auch wirklich bald abfallen, so bleibt doch immer noch das schöne Grün. Den ganzen Winter über werde ich mich daran erfreuen. Findest du es nicht sehr lieb von Hannchen?"

„Ja, Mutter, ja!"

Er betrachtete die Blumen und sah, wie in dem Rahmen der heiligen Apollonia, einer Gravüre, die dort schon seit seiner Kindheit links vom Kaminsims hing, eine prächtige, frische Rose steckte.

„Aber Mutter, was hast du denn da gemacht? Hast du eine Blume abgepflückt?"

„Nein, nein", sagte die Mutter. „Hannchen hat selbst die Blume aus dem Korb genommen und sie daran befestigt. Sie fragte mich, ob ich die heilige Apollonia noch immer so sehr liebe. Nun, und was könnte ein Mensch, der so häufig von Zahnschmerzen gequält wird, wohl besseres tun?"

Als sich nämlich die heilige Apollonia während der Christenopfer in Alexandrien weigerte, den Götzen zu opfern, wurde sie an einen Pfahl gebunden, und man riß ihr mit einer Kneifzange sämtliche Zähne aus. Darauf bestieg sie den Scheiterhaufen; und da nun angenommen werden darf, daß ein Heiliger, der ein besonderes Martyrium durchgemacht hat, gerne der Fürsprecher ist für Menschen, die an etwas Aehnlichem leiden, wird sie — wie St. Blasius, als

eine der Vierzehn Nothelfer — bei Zahnschmerzen angerufen, oft mit den Worten:

O, heilige Apollonia,
Ich habe wieder Schmerzen im Tronia.

„Was könnte ein Mensch wohl besseres tun?“ hatte die Mutter gesagt.

„Zum Zahnarzt gehen“, antwortete Andree.

„Nun ja,“ antwortete die Mutter in der Meinung, daß er nur einen Scherz machen wolle, „man tut das eine, ohne das andere zu lassen.“

Andree ging darauf nicht weiter ein. Es wäre ja doch nur törichte Zeitverschwendung gewesen, hier vernünftig zu reden. Frau Heynsberg war eine einfache Frau — daß sie mit ihrem Sohn prahlte, hatte Frau van Elshout ganz einfach erfunden, zum guten Zweck — und sie war gläubig auf ihre einfache Art. Mit den katholischen Gebräuchen war sie so fest verwachsen wie mit Schlafen und Trinken und Essen. Das alles wickelte sich ganz mechanisch ab, von selbst, ohne daß ihr auch nur irgendeinmal der allergeringste Zweifel an etwas aufstieg, folglich auch ohne Ueberzeugung.

„Jetzt wirst du Hannchens Besuch aber wohl bald erwidern, nicht wahr?“ fragte Andree, als er Abschied nahm.

„Gewiß, mein Junge.“

Am nächsten Vormittag sprach er schon wieder von Hannchen, aber diesmal mit dem Dekan. Sie saßen in Branckens Zimmer, im ersten Stock-

werk nach dem Markt hinaus gelegen. Durch die geöffneten Fenster klang hin und wieder Wagengeräusch, der Lärm der Elektrischen, die von der St. Annastraße nach der Hochstraße über den Markt fuhr, in weitem Bogen die Türme der St. Ursulakirche umfahrend.

Der Dekan hatte sehr freundlich begonnen über die Tür der Sakristei zu sprechen, die jetzt Gott sei Dank endlich repariert sei, denn es habe dort immer so entsetzlich gezogen. Und über den Sohn des Architekten Wiertz hatte er erzählt, dem Heynsberg bereits die Sterbesakramente gereicht hatte, der aber zum Glück wieder genesen war.

Nun fing Brancken an, über Pfarrkinder zu reden, die eine unschuldige Handlung eines Priesters infolge des äußeren Scheines so leicht falsch beurteilen, und er sagte, daß ihm, er müßte es leider erwähnen, etwas Derartiges über Heynsberg zu Ohren gekommen sei.

Der hörte zu seinem Erstaunen hier im Pfarrhause einen Bericht über seine vielen Besuche bei der Familie Ezermans, insbesondere, wenn Herr Ezermans ausgegangen.

„Sie haben", fuhr der Dekan fort, nachdem er mit großer Umständlichkeit die Sache herausgebracht hatte, „Sie haben Frau Ezermans gewiß Unterricht im Französischen erteilt . . . oder im Italienischen . . . oder Sie haben vielleicht über Kunstgeschichte mit ihr gesprochen . . . ich weiß ja, daß Sie sich auf dem Seminar besonders für Kunstgeschichte interessierten."

„Nein, Herr Dekan."

„Aber, Freundchen, Sie werden mich doch verſtehen! Ich muß eine Antwort haben für die Pfarrkinder.“

„Gewiß, Herr Dekan, ich verſtehe Sie. Aber ich habe das Empfinden, als ſei ich Frau Ezermans gegenüber verpflichtet, hier nicht die Unwahrheit zu ſprechen. Wir haben ganz einfach ein wenig geplaudert.“

„Nun, dann muß ich doch ſagen, daß dieſe Plauderſtunden oftmals recht lang waren. Aber das will ich dahingeſtellt ſein laſſen. Ich hatte vor langen Jahren einmal eine ähnliche Unterhaltung mit einem Kaplan, und der antwortete mir: ‚Wir ſpielen vierhändig.‘ Nun, da konnte ich den Pfarrkindern von dieſem unſchuldigen Vierhändigſpielen berichten, und die haben ſehr gelacht, als ich es ihnen ſagte; ich fand aber nichts Lächerliches dabei.“

Immerhin müßte Heynsberg doch wiſſen, daß er keinesfalls die Abſicht habe, eine Staatsaktion daraus zu machen. Wenn er ihm nur einfach verſprechen wolle, nicht mehr hinzugehen, oder doch wenigſtens ſeltener . . .

Heynsberg, in ſeinem zärtlichen Gefühl für Hannchen verletzt, empfand es außerdem als eine Demütigung, in dieſer Hinſicht ein Verſprechen abzugeben. Aber als Prieſter würde er in jeder Beziehung Unrecht gehabt haben, und ſo gab er denn auch nach, ohne ſich allzuſehr zu binden.

Nun, dann ſei hiermit dieſe unangenehme Geſchichte zur Genüge geordnet, meinte der Dekan, und er wolle ihn nur noch erſuchen, am

Sonntag in acht Tagen die erste Predigt über den heiligen Jerun zu halten, im Hinblick auf die geplante Wallfahrt.

Er habe diese Frage erwartet, antwortete Heynsberg, und daher schon einige Bücher mitgebracht, um seine Antwort genügend zu begründen.

„Wie sagen Sie?“ fragte der Dekan, denn gerade in diesem Augenblick rasselte ein schwerer Karren über den Markt.

„Ich wollte meine Antwort genügend begründen, Herr Dekan, und habe daher einige Bücher mitgebracht. Hier habe ich erstens das Wallfahrtsbüchlein, und daraus ersehen Sie (er stellte sich neben den Dekan und legte das Buch geöffnet vor ihn hin) auf Seite 27 den Ablaß, den die Pilger durch die Wallfahrt nach Noordwyk gewinnen, und zwar heißt es da:

Abläſſe und Gnaden,
den Pilgern verliehen, die die Gebeine des
H. Jerun zu Noordwyk beſuchen und
ſie gottesfürchtig verehren.

Papſt Leo XIII.

Allen Chriſtgläubigen, die dies ſehen werden, Heil und apoſtoliſchen Segen!

Indem wir zur Hebung des gottesfürchtigen Sinnes der Gläubigen und zum Heil der Seelen unſern Geiſt liebevoll auf die himmliſchen Schätze der Kirche richten, verleihen wir allen Chriſtgläubigen und jedem einzelnen beiderlei Ge-

ſchlechts, die, von wahrer Reue beſeelt, die Pfarrkirche unter dem Titel des heiligen Jerun zu Noordwyk bei Leyden, in der Diözeſe Haarlem, gelegentlich des Patronatsfeſtes zwiſchen der erſten Veſper und dem Untergang der Sonne des Tages ſelbſt (dies iſt für jedes Jahr gültig) gottesfürchtigen Sinnes beſuchen und dort für die Eintracht der chriſtlichen Fürſten, die Ausrottung der Ketzerei, die Bekehrung der Sünder und die Erhöhung unſerer Mutter, der heiligen Kirche, andächtig zu Gott beten, ihnen verleihen wir . . .“

„Aber wozu ſollen wir das alles leſen?“ fragte Vrancken.

„Wir ſind gleich ſo weit, Herr Dekan.“

. . . ihnen verleihen wir, barmherziglich im Herrn, vollkommene Losſprechung und Vergebung all' ihrer Sünden. Den nämlichen vollkommenen Ablaß (25) gewähren wir . . .

„Sie werden es wohl ſchon verſtehen, Herr Dekan, warum ich Sie bat, Ihnen das Stück ganz vorleſen zu dürfen.“

. . . Den nämlichen vollkommenen Ablaß gewähren wir denen, die an einem andern Tag des Jahres — die Wahl wird jedem der Gläubigen anheimgeſtellt — eine fromme Wallfahrt zu der genannten Kirche unternehmen, und die alsdann, wie oben vermeldet, beten werden. — Dieſelben Gläubigen entbinden wir, ſo ſie wahre Reue ob ihrer Sünden haben, nachdem ſie an

irgendeinem Tage des Jahres die genannte Kirche besucht und allda zu oben genanntem Zweck gebetet haben, von den ihnen auferlegten oder auf irgendeine Weise verschuldeten Bußen von sieben Jahren und ebensoviel Quadragenen (25) in der üblichen Form der Kirche. Alle diese Ablässe, Verzeihung der Sünden und Nachlaß von Strafen dürfen in Form einer Fürsprache den armen Seelen im Fegefeuer zugewendet werden, die, in Liebe mit Gott vereint, aus diesem Leben geschieden sind. Dieses soll nur auf die Dauer von sieben Jahren in Kraft bleiben.

Gegeben zu Rom in St. Peter unter dem Fischerring am 2. August 1892, im fünfzehnten Jahre unseres Papsttums.

S. Card. Vannutelli

Vidimus et promulgari permittimus

Harlemi, die 12 Augusti 1892

†Caspar.
Episc. Harlem.

„Wie Sie gesehen haben, Herr Dekan," fuhr Heynsberg fort, „ist dieser Ablaß falsch. Denn durch einen Ablaß können natürlich nur die zeitlichen Strafen erlassen werden, die wir sonst, sei es hier auf Erden, sei es im Fegfeuer, erleiden müssen. Aber niemals kann ein Ablaß Verzeihung der Sünden oder der ewigen Strafen bewirken; das kann nur die Beichte. Zum Scherz habe ich hier den Katechismus, den der Bischof Caspar Bottemanne selber gemacht hat, bei mir,

um Ihnen zu zeigen, wie derselbe Mann, der einen päpstlichen Ablaß mit Lossprechung von Sünden publiziert, in seinem Katechismus behauptet, daß es so etwas gar nicht gibt."

„Ja, das ist allerdings eine bekannte Tatsache."

„Gewiß, ich wollte es Ihnen auch nur um des netten Gegensatzes willen zeigen. In dem Kapitel: ‚Ueber die Genugtuung und die Abläße' ... richtig, da habe ich es ... lesen wir:

„Frage: Wird durch die Abläße jemals Vergebung der Sünden erteilt?

„Antwort: Nein, nie; denn der Ablaß ist Nachlaß jener zeitlichen Strafen, die nach der Vergebung der Sünden*) übrig geblieben sind."

„Ja, aber was wollen Sie denn mit alledem besagen?"

„Ich wollte Sie nur aufmerksam machen auf den Widerspruch zwischen der Person, die dies schreibt, und dem Bischof, der an einem falschen Ablaß mitwirkt. ‚Nein, nie!' sagt er in seinem Katechismus, und der Papst und er tun es doch."

Hier sprang der Dekan auf und rief mit lauter Stimme:

„Ueber den Papst will ich hier nichts hören! Und falsch? Falsch? Dieser Ablaß kann doch

*) Von „† Caspar".

nicht falsch sein! Es ist gewiß eine Restriktion dabei?"

„O ja! Eine Restriktion ist dabei."

* *
*

Eine Lüge ist, es sei denn, daß der Nächste durch den Betrug einen wesentlichen Schaden erleidet, nur eine läßliche Sünde, durch die einem die Liebe Gottes nicht völlig verloren geht, wie durch eine Todsünde, sondern nur vermindert wird. Für eine solche Lüge kommt man also nicht in die Hölle, wie für alles, was das Sextum anbetrifft; sie braucht auch nicht gebeichtet zu werden, denn läßliche Sünden beichten ist zwar gut, aber nicht notwendig.

In Uebereinstimmung mit dem geringen Wert als Sünde, den die katholische Sittenlehre der Lüge beimißt, hegt sie eine große Verehrung für Hintertürchen, die man sich offen hält, und die Restriktionen genannt werden.

Der Restriktionen gibt es zweierlei. Bei der „restrictio pure mentalis" — dem rein geistigen Vorbehalt — hält man sozusagen die völlige Wahrheit in sich verborgen; man lügt einfach, und das ist nicht gestattet.

Aber bei der „restrictio non pure mentalis" — dem nicht rein geistigen Vorbehalt — spricht man nicht so direkt, so daß die Gegenpartei, wenn sie sehr schlau ist und fortwährend daran denkt, daß

man ſie betrügen will, unter günſtigen Umſtänden merken kann, daß die Sache nicht ganz im Reinen iſt. Das iſt wohl geſtattet, wenn ein guter Grund, eine justa causa, vorhanden iſt.

Zum Beiſpiel: Sie ſind in Berlin geweſen. Nun fragt Sie jemand: „Sind Sie in Berlin geweſen?“ Dann dürfen Sie, falls Sie es verbergen wollen, denn das iſt ein guter Grund, antworten: „Wie kommen Sie darauf?“ oder auch: „Nein“, wenn Sie dabei innerlich denken: „Ich bin nicht dageweſen, daß ich es ihnen erzählen müßte.“ So ſagt Jeſus, Markus 13. 32, über den Tag des jüngſten Gerichtes ſprechend: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel des Himmels nicht, auch der Sohn nicht, ſondern allein der Vater.“ Er wußte es aber als Gott-Menſch ſehr wohl, und als er ſagte: „auch der Sohn nicht“ machte er folglich eine Reſtriktion. Nämlich: nicht „ad manifestandum“, nicht um es zu offenbaren, wußte er es; nicht, um es euch (ſeinen Jüngern) zu erzählen.

Alſo iſt die „restrictio non pure mentalis“ ebenſogut eine Lüge.

Aertnys ſagt: (26)

„Man darf, um die Wahrheit zu verbergen, einen doppelſinnigen Ausdruck (amphibologia) gebrauchen und eine restrictio non pure mentalis machen und ſie mit einem Eide bekräftigen, wenn ein genügender Grund, justa causa, dafür vorhanden iſt, und der eine nicht das Recht hat, die Wahrheit von dem andern zu erfahren. Gründe dafür ſind:

„1. Es ist an und für sich nicht unerlaubt; denn es ist keine Lüge im Spiel, da die Restriktion zur Genüge bemerkt werden kann, wenn sie auch zufällig (per accidens) nicht bemerkt wird.“ (Aber daß sie nicht bemerkt werde, ist doch der Zweck, und also ist diese Schlußfolgerung des Pater Aertnys auch eine Restriktion! Der Mann spricht zweideutig über die gottlose Schurkenlehre der Zweideutigkeiten!) „Kann sie doch entweder aus dem grammatikalischen zweifachen Sinn der Worte bemerkt werden, so wie das bei einer Zweideutigkeit geschieht, oder aus irgendeinem bekannten Umstand.

„2. Auch ist es nicht unerlaubt wegen des Effektes, nämlich daß der Mitmensch betrogen wird, weil es, wenn eine ehrbare Handlung (actio honesta) eine doppelte Wirkung hat, und zwar eine gute und eine böse, erlaubt ist, das Gute zu beabsichtigen und das Böse zuzulassen“ (das Betrogenwerden); „folglich ist es, um die Wahrheit zu verbergen, gestattet, die Täuschung eines Mitmenschen zuzulassen.

„3. Es liegt im Interesse des Allgemeinwohles; denn wenn es nicht gestattet wäre, würde es keinerlei Mittel geben, um ein Geheimnis erlaubterweise zu verbergen, und das würde im Verkehr der Menschen mindestens ebenso verhängnisvoll wirken wie die Lüge.

„4. Christus selbst hat die Zweideutigkeiten und Restriktionen angewandt, wie hervorgeht aus Johannes 2. 19, wo er zu den Juden sagt: „Brechet diesen Tempel ab, und am dritten Tage

will ich ihn wieder aufrichten"" (indem er dabei an seinen Körper dachte, während die Juden meinten, daß er von dem wirklichen Tempel sprach). „So auch 7. 8, wo er sagt: „Ich will nicht hinaufgehen auf dieses Fest" und später dennoch ging, so daß er, sagend: „ich gehe nicht", dabei dachte „öffentlich gehe ich nicht", in Uebereinstimmung mit dem, was die Jünger fragten, aber: „im Geheimen gehe ich wohl". Gleicherweise sagte Christus, Markus 13. 32, da er über den Tag des jüngsten Gerichtes spricht: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch der Sohn nicht", während er dabei dachte: „nicht um es zu offenbaren", wie die Jünger fragten. —

„Der Grund wird als genügend erachtet, wenn das Verbergen der Wahrheit zu einem ehrbaren (honesta) Zweck geschieht."

* *
*

„Es ist gewiß eine Restriktion dabei?" hatte der Dekan im Hinblick auf den Ablaß gesagt.

„O ja! Eine Restriktion ist dabei!" antwortete Heynsberg. „Wir kennen ja die Wirkung einer vollkommenen Reue. . . . ."

Unter einer vollkommenen Reue, einer Reue also, die aus Liebe zu Gott hervorgeht, ist zugleich der Vorsatz mit einbegriffen, nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit zu beichten. Solch eine vollkommene Reue bewirkt Vergebung der Sünden.

„Nun ſteht hier“, fuhr er fort, „eine wahre Reue“, undeutlich, doppelſinnig, anſtatt vollkommener Reue. Stünde dieſes letztere da, ſo würden zu viele Leſer ſagen: „Dafür kann ich ja auch zu Hauſe Vergebung meiner Sünden erlangen“, und es würde aus der Wallfahrt vielleicht nichts werden. Aber über eine wahre Reue leſen ſie hinweg, und um ſo klarer ſehen ſie die gewichtigen Worte: „vollkommene Verzeihung und Vergebung all ihrer Sünden.“ Das lockt die großen Scharen! Und was die bereits am Morgen, beim Beſteigen des Zuges, durch ihre „wahre Reue“ haben — oder beſſer, nicht haben — das glauben ſie mit frommem Sinn aus Noordwyk zu holen! Denn der eigentliche Ablaß von ſieben Jahren und ſieben Quadragenen, den ſie ferner noch erhalten, lohnt nicht die Mühe; den können ſie ſich daheim auch ſehr leicht verdienen mit einigen Gebeten. Ferner wollte ich darauf hinweiſen . . .“

„Halt, mein junger Freund! Ich glaube, Sie ſind verrückt geworden!“

„Nein, Herr Dekan! Ich bin ein anſtändiger Menſch geworden.“

„Sie reden irre! Und Sie ſchwatzen nur immer weiter! Darf ich auch einmal ein Wörtchen ſagen, mein Herr?“

„Gewiß, Herr Dekan!“

„Haben Sie, junger Mann, wohl einmal davon gehört, daß zu einem honeſten Zweck eine Reſtriktion geſtattet iſt?“

„Das hat man im Seminar doziert, Herr Dekan!“

„Und nun möchte ich wohl einmal wissen, ob eine Wallfahrt nicht zu den guten Werken gehört, und ob es einen honesteren Zweck gibt als den, die Menschen zur Gottesfurcht anzuhalten.“

„Die Wahrheit zu sprechen ist noch honester, Herr Dekan!“

„Das ist Ketzerei! In meinem Pfarrhause Ketzerei! Aber das werde ich Ihnen austreiben, mein Freund!“

„Wenn Sie es mir gestatten wollen, Herr Dekan, möchte ich über die Reliquien, die dort in Noordwyk verehrt werden, auch ein Wort sagen.“

„Machen Sie nur weiter. Sie haben sich schon ganz nett aufgehängt; wenn Sie noch höher baumeln wollen, machen Sie nur weiter!“

„Ich wollte auf den Artikel von Monsignore Graaf, Dekan zu Ouderkerk, hinweisen. . . .“

„Weisen Sie nur hin!“

„. . . veröffentlicht in den ‚Beiträgen zur Geschichte des Bistums Haarlem‘, zweiter Teil, dritte Lieferung, Seite 377: ‚Die Reliquien des heiligen Jerun und des heiligen Adalbertus aus der Abtei zu Egmond.‘ In Haarlem wurde im Jahre 1857 in einer Kirche eine kleine Kiste entdeckt, die verschiedene Reliquien enthielt. Monsignore Graaf versucht in seinem im Jahre 1873

geschriebenen Artikel nachzuweisen, daß sich darunter auch die Reliquien des heiligen Jerun und des heiligen Adalbertus befanden. Ursprünglich waren sie in der Abtei zu Egmond; aber man nimmt an, daß sie, bevor die Abtei im Anfang des achtzigjährigen Krieges von den Soldaten von Sonoy zerstört wurde, nach Haarlem gebracht worden sind. Um diese Annahme zu bestätigen, mußte ihre Anwesenheit von jenem Zeitpunkt, das heißt vom Jahre 1573 an, in Haarlem nachgewiesen werden. Wenn nun Briefe gefunden wurden, zum Beispiel aus dem Jahre 1610, in denen diese Reliquien erwähnt und in denen gesagt wurde, daß sie in Haarlem seien, so war die Tatsache für dieses Jahr gegeben, und konnten weitere Schlußfolgerungen daraus gezogen werden. Nun zitiert Monsignore Graaf einen Brief aus diesem Jahre, im Namen des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, Landvogt der Niederlande und wohnhaft zu Brüssel, gerichtet an den Vikarius Apostolikus Sasbout Vosmeer, wohnhaft zu Köln, und dessen Antwort darauf. Der Brief lautet (ich will ihn möglichst wörtlich übersetzen):

„An den Herrn Erzbischof Philippensis Sasbout.

„Seine Hoheit hegt das große Verlangen, zu wissen, wo ein Reliquienschrein geblieben sein kann, der große und gewichtige Reliquien enthält, die der Haarlemer Hauptkirche gehören. Und nachdem er sich vergewissert hat, daß Eure Herrlichkeit ihm hierüber die zuverlässigsten Berichte

zu geben imſtande wären ... hat er mir den Auftrag erteilt, Ihnen hierüber dies Wort zu ſchreiben.

„2. April 1610. Prats.“*)

„Sasbout Vosmeer antwortete darauf in lateiniſcher Sprache,“ fuhr Heynsberg fort, „er habe den Brief am 23. Mai zu Köln erhalten, und die in Frage ſtehenden Reliquien, mit Ausnahme eines Stückes vom Kreuz des Herrn, ſeien: ‚einige wenige Gebeine des Körpers des heiligen Jerun und zu Staub oder Aſche verbrannte Gebeine des heiligen Adalbertus‘; dieſe befänden ſich ‚in den Händen der Haarlemer Geiſtlichkeit‘ und werden ‚mit größter Sorgfalt verwahrt‘. Aber es iſt natürlich nicht anzunehmen, daß ein öſterreichiſcher Erzherzog, der eine ſpaniſche Königstochter geheiratet hatte, der zweifellos kein Holländiſch verſtand, und der niemals in Haarlem geweſen war, die ganz lokalen Heiligen Hollands, Jerun und Adalbertus, kennen und ſich ſo ganz beſonders dafür intereſſieren würde. Aus dieſem Grunde, wegen der vollkommenen Sinnloſigkeit der ganzen Frage, nehme ich an, daß, ebenſo wie die urſprünglichen Reliquien des Jerun und

*) A Monsieur l'archeveque Philippensis Sasbout.
Monsieur Son Alteze est en grand desir de scavoir où que peult estre demeuré un reliquaire furnuy de grandes et importantes reliques appartenantes à l'eglise chefve de Harlem. Et s'estant persuadé que vostre Seigneurie luy en pourroit donner les plus assurées nouvelles ... m'a commandé de sur ce luy escrire ce mot.
2. April 1610 Prats.

Adalbertus auf göttliche Offenbarung gefunden sind — die des ersteren, nachdem er dreimal einem Bauern, die des letzteren, nachdem er dreimal einer Nonne erschienen war — dieser Brief und also natürlich auch die Antwort auf göttliche Offenbarung hin geschrieben wurden."

„Sie sind ein ganz kecker Bursche!"

„Ich sage natürlich nicht, daß Monsignore Graaf Anteil daran hat, oder daß er auch nur irgend etwas davon vermutete. Ich will gern annehmen, daß er zu den Armen im Geiste gehört, die solche Briefe für echt halten. Das läßt sich sogar mit ziemlicher Bestimmtheit aus der Naivität schließen, mit der er berichtet, daß er sie von einem Jesuiten erhalten hat."

„Nun ja, und was soll das nun alles? Wenn diese Briefe nicht echt sind, so sind es wieder Restriktionen. Aber der Zweck, und auf den kommt es an, ist wiederum ein honester: darzutun, daß die Reliquien des heiligen Jerun, die der Bischof Bottemanne im Jahre 1892 von Haarlem nach Noordwyk brachte, in der Tat die Reliquien des heiligen Jerun sind."

„Summa summarum", fuhr Heynsberg fort . .

„Ich warne Sie vor ihrem summa summarum!"

„Summa summarum: die ursprünglichen Reliquien des heiligen Jerun zu Egmond, 150 Jahre nach seinem Tode infolge seiner eigenen Offenbarung gefunden, waren natürlich falsch. Nun hat Monsignore Graaf mit falschen Briefen nachgewiesen, daß jene ursprünglichen falschen Re-

liquien noch beſtehen. Und wer ſie als Wallfahrer zu Noordwyk beſucht und verehrt, erhält vom Papſt „barmherziglich im Herrn“ einen falſchen Ablaß. Ueber dieſe dreifache Falſchheit zu predigen, gleich als ſei ſie eine dreifache Wahrheit, das kann ich nicht. Sie als Dekan haben das Recht, mir Befehle zu geben; aber was meiner Ehre als Menſch widerſtrebt, das tue ich nicht.“

Der Dekan ging nervös erregt, die Hände auf dem Rücken ſeiner Soutane gefaltet, im Zimmer auf und ab. Heynsberg ſtand am Tiſch.

Plötzlich trat der Dekan zu ihm und ſagte:

„Aber Sie verſtehen doch ſicher wohl, mein Herr, daß ich verpflichtet bin, über einen Kaplan, der mir mit summa summarums kommt, dem Biſchof zu ſchreiben?“

„Das verſtehe ich, Herr Dekan.“

Wiederum lief Vrancken nervös hin und her, fuhr ſich hin und wieder mit der Hand durch die Haare. Aber allmählich wurde ſein Schritt ruhiger; er blieb einen Moment vor einem der Fenſter ſtehen, kam dann ganz ruhig zu Heynsberg und ſagte:

„Aber, Junge, das iſt nun doch zu töricht! Ich bin ſoeben vielleicht ein wenig heftig geweſen; wir wollen einen Strich darunter machen und von dem übrigen ſagen: das alles iſt doch gar zu dumm! Darüber ſoll ich nun eine lange Korreſpondenz mit dem Biſchof führen! Und ich ſoll ihm berichten, daß es in meinem Pfarr-

haus einen Kaplan gibt mit summa summarums. Und Sie? Was soll aus Ihnen werden?“

Beide schwiegen einen Augenblick; dann fuhr der Dekan fort:

„Wissen Sie, was wir tun? Wir haben einander heute morgen noch nicht gesprochen. Sie gehen ein Stündchen spazieren, oder den halben Tag gehen Sie spazieren, und dann kommen Sie zu mir und fragen mich, ob Sie nun binnen kurzem über Jerun predigen dürfen. Nicht wahr, so ist die Sache famos arrangiert?“

Heynsberg schwieg einen Augenblick und sprach dann:

„Herr Dekan, es geht nicht!“

„Dann sehe ich mich zu meinem Bedauern genötigt, zu tun, was meine Pflicht ist.“

Aergerlich verließ der Dekan hastigen Schrittes das Gemach; Heynsberg packte seine Bücher zusammen und ging mit gesenktem Kopf die Treppe hinauf und in sein Zimmer.

Fünftes Kapitel.

An einem Sonntagmorgen, es war noch im Oktober, saß Hannchen im Gartenzimmer. In den Wiesen grasten die Kühe bedächtig; das Sonnenlicht funkelte in der Luft, und der helle Widerschein leuchtete auf den Seiten des Buches, das sie in den Händen hielt.

Denn Hannchen las, während sie auf Ezermans wartete. Sie gehen nur selten zusammen aus; aber um ihre Tragödie vor der Welt zu verbergen, muß das doch hin und wieder geschehen, und dazu haben sie, wie in stiller Verabredung, das sonntägliche Hochamt gewählt. Es war eine Novelle; eine verheiratete Frau kam darin vor, in deren eintöniges Leben das Abenteuer tritt. Diese Seite las sie:

„Sie alle haben die von Anbeginn an unveränderlich anwesende Leidenschaft außer acht gelassen, das nicht gezähmte primitive Temperament, das schlummert in der sanftesten, besten Frau. Durch Jahrhunderte der Konvention tief verborgen, brennt dieser Naturtrieb, der umschleiert, aber niemals durch die Kultur getötet werden kann: der Schlüssel zu der Zaubermacht

und der Kraft der Frau. Denn sie ist da, und jede Frau ist sich ihrer in Stunden ruhiger Selbstbetrachtung bewußt. Und jede Frau auf Gottes weiter Welt wird sie leugnen, und jede Frau wird einer anderen helfen, sie zu verbergen. Die Frau, die in dieser Hinsicht keine Lügnerin ist und über diese Dinge die Wahrheit sagt, ist ihrem Geschlecht untreu und dem Manne ein Abscheu. Der hat sich ein Traumbild geschaffen mit imaginären Umrissen, und er hat gesagt: ‚So wünschte ich, daß du wärest.' Und dies ist der Grund, warum jede Frau eine unbewußte Lügnerin ist, denn nur so liebt sie der Mann." (27)

Das war entsetzlich, und dennoch sei es wahr, meinte Hannchen. Aber so etwas sollte sie nicht lesen!

Und es sprach in ihr:

Wenn das der Teufel wäre! Ja, das ist der Teufel, der ihr dies Buch in die Hände gespielt hat, um sie in Versuchung zu führen! . . . . . Aber es ist doch wahr, es ist doch wahr! . . . Eben, eben, das ist das bekannte Mittel des Teufels: er flüstert einem ein, daß etwas wahr ist, daß die Sünde keine Sünde ist. Weg mit diesem Buch!

Allein, sie warf es nicht weg, sondern legte es langsam in ihren Schoß.

Und wiederum las sie, und wiederum sprach sie vor sich hin: „Weg mit diesem Buch!"

Aber auch diesmal ließ sie es nur langsam in ihren Schoß sinken.

Sie dachte an Heynsberg, und es gewährte ihr eine große Befriedigung, daß ſeit jenem Abend, an dem ſie beide ſich beinahe geküßt hatten und das Zeichen ihrer Augen — das Zeichen ihrer Augen! — ſie getrennt hatte, nichts zwiſchen ihnen geſchehen war. Er ſei lieb zu ihr, meine aber allem Anſchein nach wie ſie, daß jenes andere lieber gemieden werden ſolle. Etwa zehn Tage lang ſei er nicht mehr bei ihr geweſen. Warum er wohl nicht komme?

Und auf das Buch ſchauend, das in ihrem Schoß lag, hörte ſie ſchlürfende Schritte im Korridor. Die Tür wurde geöffnet; Ezermans ſtreckte den Kopf herein und ſagte:

„Wollen wir gehen? Es iſt zehn Uhr.“

„Ja.“

Allerdings begann das Hochamt erſt um halb elf; aber vorher gab es, wie an allen Sonntagen, das „Aſperges“, die Segnung des Volkes durch den Prieſter, und derer wünſchten ſie teilhaftig zu werden.

Sie machten ſich auf den Weg zur St. Urſulakirche, und nach einer Weile auf dem großen Markt angelangt, betraten ſie durch den Haupteingang die Turmhalle. Ueber den Moſaikboden, der in Motiven eines Labyrinthes angelegt war — ein aus den heidniſchen Tempeln übernommenes Ausſchmückungsmotiv— gelangten ſie durch ein eiſernes Gitter in das Innere der Kirche. In ein Weihwaſſerbecken tauchten ſie die Finger der rechten Hand und machten das Zeichen des heiligen Kreuzes — Stirn, Bruſt, linke und

rechte Schulter — ſo daß das Waſſer den Körper beſprengte, indem ſie murmelten: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes, Amen", womit ſich der Gläubige jedesmal hundert Tage Ablaß verdient, während die Verſuchungen des Teufels davor weichen.

Durch den mittleren Gang des Mittelſchiffes — rechts und links die Seitenſchiffe — gelangten ſie in das Kreuzſchiff, das in den Kirchen den Querbalken des Kreuzes darſtellt. In dem mittleren Teil desſelben, der Vierung, nahmen ſie Platz, Ezermans an der rechten, der Männerſeite, Hannchen an der linken, der Frauenſeite. Und Hannchen behielt den Kopf bedeckt, denn Frauen dürfen nicht mit unbedecktem Kopf dem Gottesdienſt beiwohnen, wahrſcheinlich, weil die Prieſter der Anſicht ſind, daß Frauenhaar die Männer in Verſuchung bringt. (28)

Vor ihnen liegt das Presbyterium mit dem Hochaltar, von dem für die Gläubigen beſtimmten Teil der Kirche durch die Kommunionbank getrennt. Links, an der Ecke der Vierung und des Presbyteriums, und neben der Kapelle Unſerer Lieben Frau, mit dem Eingang vom Kreuzſchiff, ſteht, an die Säule gebaut, die Kanzel, die dem Evangeliſten Matthäus geweiht iſt.

Hannchen hat Platz genommen. Sie lauſcht den Klängen der Orgel, auf der der Organiſt phantaſiert, und währenddeſſen irren ihre Augen empor zu dem Triumphbogen über der Kommunionbank, in dem auf dem Apoſtelbalken das reichverzierte Kruzifix oder Triumphkreuz mit dem

lebensgroßen Christus steht, und rechts davon Maria und links St. Johannes. Sie schaut, ob die Erneuerung der Vergoldung und die anderen Reparaturen, die stattfinden sollten, bereits ausgeführt sind, und ob die Renovation der Gewölbe der Vierung bereits vollendet ist, dieser schönen Gewölbe mit den Bildnissen der vier großen Propheten (Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel), der vier Evangelisten (Matthäus, Markus, Lukas und Johannes), der zwölf kleinen Propheten und von zwölf Sibyllen (Sibylla Persicea, Sibylla Libica, Sibylla Delphica, Sibylla Cimmeria, Sibylla Erythrea, Sibylla Samia, Sibylla Cumana, Sibylla Hellespontia, Sibylla Phrygica, Sibylla Tiburtina, Sibylla Europea und Sibylla Agrippina).

Denn auch diese zwölf heidnischen Sibyllen mit noch vielen anderen mehr haben in bezug auf Christus, sein. Leiden und seine Verherrlichung Prophezeiungen gemacht, wie zum Beispiel die eben genannte heidnische Dame Tiburtina dem Kaiser Augustus erschien und ihm die bevorstehende Geburt Jesu verkündete.

Aber Hannchen fällt plötzlich ein, daß Heynsberg, wie Ezermans ihr gesagt, heute predigen wird, und sie blickt zu der Kanzel empor und sieht dort hinter dem Platz des Predigers die heilige Dreifaltigkeit abgebildet: Den Alten an Tagen, wie die Katholiken Gott in diesem Zusammenhang oftmals nennen, auf der Brust eine Taube, den heiligen Geist, und vor sich ein Kreuz, Jesus Christus.

Während sie dann anfängt, in dem „Goldenen Weihrauchfaß“ Gebete zu lesen, und stets mehr Gläubige die Kirche füllen, betritt Dekan Brancken, vom Pfarrhaus über den großen Markt schreitend, die Sakristei, wo der Küster und zwei Ministranten in schwarzem Talar und weißem Chorhemd bereits anwesend sind. Er knöpft auf dem Rücken die Schleppe seiner Soutane los, wäscht sich die Hände unter einem kleinen Wasserhahn, dem Lavabo, so genannt nach dem Psalm: „Lavabo inter innocentes manus meas“.

Unterdessen murmelt er auf lateinisch, sehr rasch und tonlos:

„Gib, Herr, meinen Händen die Kraft, um alles Unreine abzuwaschen, auf daß ich fleckenlos an Geist und Körper dir zu dienen vermag.“

Er trocknet sich die Hände an dem Handtuch ab, das rechts von dem Wasserhahn hängt, und über dem steht: „Ante Missam“ (vor der Messe) oder „Ante Sacrum“ (vor dem heiligen Opfer); denn das Handtuch links dient zum Abtrocknen der Hände nach der Messe und trägt die Aufschrift „Post Missam“ (nach der Messe) oder „Post Sacrum“ (nach dem heiligen Opfer).

Jetzt sollen seine Hände, da sie binnen kurzem die heilige Hostie berühren werden, keine ungeweihten Gegenstände mehr anfassen.

Er tritt an den großen Tisch, die Kredenz, auf der der Küster die Meßgewänder bereit gelegt hat, legt den Amict, eine Art Halstuch, um, und murmelt das vorgeschriebene Gebet, immer sehr rasch und tonlos:

„Setze, Herr, auf mein Haupt den Helm des Heils, um alle Ueberfälle des Teufels zu vertreiben.“

Dann die Albe, eine Art Frauenhemd, aber mit langen Aermeln, anlegend, spricht er:

„Mache mich rein, Herr, und läutre mein Herz, auf daß ich, im Blut des Lammes gereinigt, die ewige Freude genieße.“

Beim Umlegen des Zingulum oder Gürtels:

„Umgürte mich, Herr, mit dem Gürtel der Reinheit, ertöte in meinen Lenden den Trieb der Wollust, auf daß mir allzeit die Tugend der Enthaltsamkeit und der Keuschheit erhalten bleibe.“

Und beim Umlegen der für diese Gelegenheit violetten Stola, nachdem er das Kreuz in der Mitte geküßt:

„Gib mir wieder, Herr, das Gewand der Unsterblichkeit, das ich verloren habe in der Sünde des ersten Vaters, und obwohl ich mich als ein Unwürdiger deinem heiligen Geheimnis nähere, möge ich dennoch die ewige Freude verdienen.“

Jetzt ist er für das „Asperges“ gekleidet. Es ist aber kein Weihwasser mehr da, so daß er dieses erst weihen muß, wobei er über Salz und Wasser den Exorzismus spricht, das heißt: den Teufel herausjagt. Denn nicht nur in allen möglichen Formen und Gestalten zeigt sich der Teufel, sondern er steckt auch unsichtbar, wie eine Art Bazillus, in derartigen Stoffen.

Auf die Kredenz hat der Küster einen kleinen mit ein paar Löffelchen Salz gefüllten Napf ge-

ſtellt und auf den Boden einen kupfernen Eimer mit Waſſer. Der Dekan murmelt: „Unſere Hilfe iſt im Namen des Herrn.“

Einer der Miniſtranten antwortet: „Der Himmel und Erde gemacht hat.“

Was der Dekan da auf lateiniſch ſagt, verſteht der kleine Kerl nicht, und was er ſelbſt auf lateiniſch antwortet, ebenſowenig. Er würde ſein Latein: „Qui fecit coelum et terram“ auch nicht leſen können; aber der Kaplan, der die Miniſtranten unterrichtet, hat es ihm ſo aufgeſchrieben, wie es geſprochen wird: „Kwie feetſit ſölum et terram“, und ſo hat er es auswendig gelernt.

Darauf wendet ſich Dekan Brancken zu dem Salz und rezitiert raſch und tonlos aus dem Rituale, das er in der linken Hand hält, und mit der rechten jedesmal, wo in dem Text ein † ſteht, das Kreuz ſchlagend:

„Ich beſchwöre dich, Kreatur des Salzes (creatura salis), bei dem lebendigen † Gott, bei dem wahren † Gott, bei dem heiligen † Gott, durch Gott, der dich durch den Propheten Eliſeus ins Waſſer ſtreuen ließ, auf daß die Unfruchtbarkeit des Waſſers ein Ende haben ſolle: auf daß du zum Heil der Gläubigen dem Einfluß des Teufels entzogen werden mögeſt, auf daß du allen, die dich brauchen, ſo leiblich wie geiſtig, zum Wohlergehen gereichen mögeſt; und mögen dort, wo du zerſprengt biſt, alle ſchlechten Träume, die Bosheit und die ſchlauen Liſten des Teufels entfliehen und verſchwinden, wie auch jeder unreine Geiſt, beſchworen durch ihn, der kommen wird, die Le-

bendigen und die Toten zu richten und die Welt (saeculum) durch Feuer."

Der kleine Miniſtrant hört an dieſem Schlußwort, an der „Konkluſion" — es gibt nur wenige „Konkluſionen" und die kennt er — daß es aus iſt, und antwortet: „Amen."

Dann lieſt der Dekan wiederum aus dem Rituale:

„Laſſet uns beten. Allmächtiger, ewiger Gott, demütig flehen wir zu deiner unermeßlichen Barmherzigkeit, du mögeſt dieſe Kreatur des Salzes, die du dem Menſchengeſchlecht zum Gebrauch gegeben haſt, in deiner Güte ſegnen † und heiligen †: auf daß es allen, die es brauchen, zum Heil der Seele und des Leibes gereiche; und auf daß alles, was damit berührt oder beſprengt iſt, frei ſein möge von aller Unreinheit und geſchützt vor aller geiſtigen Verderbnis. Durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, der mit dir lebet und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Auf die Konkluſion: „Durch unſern Herrn" uſw. antwortet der Miniſtrant wieder: „Amen."

Jetzt wendet ſich Brancken zu dem mit Waſſer gefüllten Eimer und lieſt aus dem Rituale, immer nur ſchnell, ſehr ſchnell, denn die Kirche wartet, und wenn nur die Worte geſprochen werden, iſt der Zweck erreicht:

„Ich beſchwöre dich, Kreatur des Waſſers (creatura aquae) im Namen des allmächtigen † Vaters und im Namen Jeſu † Chriſti ſeines Sohnes, unſers Herrn, und kraft des heiligen † Geiſtes, auf daß du geweihtes Waſſer werdeſt,

um alle Macht des Feindes zu besiegen, und die Kraft besitzen mögest, den Feind selber auszurotten und mit seinen abtrünnigen Engeln auszutreiben durch die Kraft desselben Jesus Christus, unseres Herrn, der kommen wird, die Lebendigen und die Toten zu richten und die Welt durch Feuer."

Der Ministrant: „Amen."

Brancken: „Lasset uns beten. Gott, der du zum Heil des menschlichen Geschlechtes große Heilsmittel in die Natur (substantia) des Wassers gelegt hast": (lauter Anklänge an heidnische Gedanken und Gebräuche; nur daß statt Jupiter oder Horos oder etwas Aehnlichem andere Worte stehen) „erhöre unsere Gebete in Gnaden und gib diesem Element, das durch vielerlei Läuterungen bereitet ist, die Kraft deines † Segens; auf daß deine Kreatur, deinen Mysterien dienend, die Wirkung deiner göttlichen Gnade erlange, um die Teufel zu verjagen und Krankheiten zu vertreiben, daß alles, was in den Häusern der Gläubigen mit diesem Wasser besprengt wird, frei sei von aller Unreinheit und befreit von aller Schädlichkeit: daß kein verpestender Geist herrsche noch auch eine verderbliche Sphäre: daß alle Listen des heimlichen, lauernden Feindes weichen, und wenn etwas da ist, was das Wohlergehen oder die Ruhe der Bewohner bedroht, das möge entfernt werden durch die Besprengung mit diesem Wasser: auf daß das Wohlergehen, durch die Anrufung deines Namens erfleht, gegen alle Angriffe geschützt sei. Durch unsern Herrn Jesum Christum,

der lebet und regiert mit dir von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Der Miniſtrant: „Amen."

Nun wirft Brancken dreimal in der Form des Kreuzes Salz in das Waſſer, während er einmal ſagt:

„Die Vermiſchung von Salz und Waſſer geſchehe zugleich im Namen des Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geiſtes † Amen."

Darauf läßt er folgen: „Der Herr ſei mit euch." Und der Miniſtrant antwortet: „Und mit deinem Geiſte."

Und wiederum ſagt der Dekan:

„Laſſet uns beten. Gott, Urſache der unüberwindlichen Kraft" ... uſw. ..... uſw. ... bis einſchließlich der großen Konkluſion: „Durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, der mit dir lebet und regiert in der Einheit des Heiligen Geiſtes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit", worauf der Miniſtrant antwortet: „Amen."

Jetzt nimmt der kleine Kerl einen Weihwaſſerwedel und den Eimer in die linke Hand, und beide — der Kleine voran, hinter ihm Dekan Brancken mit der Tonſur nach Art der heidniſchen altägyptiſchen Prieſter auf dem Kopf — betreten ſie die Kirche, um eine ſchon im Heidentum nicht unbekannte Feierlichkeit zu vollziehen.

Mitten vor dem Altar bleiben ſie ſtehen; der Prieſter gibt ſein Barett dem Miniſtranten, der es auf die erſte Stufe des Altars legt; ſie beugen beide ein Knie, und knien darauf auf die erſte Stufe. Hier nimmt der Prieſter den Wedel

aus der Hand des Miniſtranten und taucht ihn in den Eimer, was für den Organiſten das Zeichen iſt, um den Ton für den nun folgenden Geſang anzugeben. Und Brancken ſingt die beiden erſten Worte der Antiphon: „Asperges me“, worauf der Chor einfällt, um weiter zu ſingen: „hyssopo et mundabor“ .... („Beſprenge mich, Herr, mit Hyſop, und ich werde geläutert werden; waſche mich, und ich werde weißer als der Schnee“, worauf die erſten Worte des Pſalmes Miſerere folgen: „Erbarme dich meiner, Gott, und ſei mir gnädig! Nach deiner großen Güte tilge meine Schuld.“)

Während der Dekan anfängt: „Asperges me“, macht er mit dem Weihwedel ein Kreuz nach dem Altar hin; darauf betreten ſie zuſammen, der Miniſtrant mit dem Eimer voran, Brancken mit dem Wedel ihm folgend, den Mittelgang der Kirche. Der Wedel iſt eine große Quaſte mit langen Haaren, die viel Waſſer aufnimmt; er hält ihn in der rechten Hand, und während er mit ſchneidigem Ruck nach links das Volk links von ihm beſprengt, ſo daß alle etwas abbekommen, kann er mit dieſer einen Quaſte wohl die halbe Kirche beſprengen.

Auf einer der erſten Bänke ſaß vorn am Mittelgang Viktorine van Elshout. Als Brancken ſie ſah, wurde er ärgerlich; einen Moment war er ärgerlich und hegte den Plan, ſo zu ſprengen, daß ſie nichts vom Weihwaſſer bekommen würde. Aber ſogleich betete er in Gedanken das Stoßgebet: „Mein Jeſus, Barmherzigkeit!“ was ihm hundert Tage Ablaß einbrachte; denn jedesmal, wenn man

dieſes Gebet ſpricht, gewinnt man dieſen Ablaß, ſo daß er nach ſeinem Tode alſo kürzere Zeit in dem Fegefeuer zu brennen braucht, das von Plato erwähnt und von Virgil im 6. Buch ſeiner Aeneis, Vers 735—744, beſchrieben wird.

Und er ſchwenkte und ſprengte mit dem Wedel ſo gut und ſo ſchneidig nach Viktorinens Platz, daß ſie pruſtend das Antlitz abwandte, ſo flogen ihr die Tropfen ins Geſicht.

Am Ende des Mittelganges blieben ſie ſtehen und verneigten ſich, dem Altar zugewandt, vor dem Allerheiligſten; Brancken tauchte die Quaſte in den Eimer und begann die Beſprengung der anderen Seite der Gläubigen.

Nach der Antiphon „Asperges me“ wird der Lobgeſang „Gloria Patri“ (Ehre ſei dem Vater) geſungen, wobei man ſich verneigen muß. Prieſter und Miniſtrant warten in dieſer Haltung, bis wieder das „Asperges me“ durch den Kirchenraum erklingt. Dann fahren ſie fort; wenn das ganze Volk beſprengt iſt, endet die Feierlichkeit mit einem Wechſelgeſang, während der Prieſter vor dem Altar ſteht; darauf nimmt der Miniſtrant das Barett von den Stufen, und Brancken geht bedeckten Hauptes nach der Sakriſtei zurück.

Alsbald kehren ſie wieder, zwei Miniſtranten jetzt voran; Brancken hat nunmehr um den linken Arm noch den Manipel, und außerdem hat er das Meßgewand angelegt, auf deſſen vorderer Seite der goldne Balken glänzt, auf dem Rücken das goldne Kreuz. In der linken Hand trägt er den Kelch, die rechte liegt darüber.

Die Meſſe (29) beginnt — verſchiedene Zeremonien und Gebete, teils gemurmelt, teils geſungen — aber nach dem Evangelium, das heißt, nach dem Vorleſen eines Abſchnittes aus einem derſelben, wird die Meſſe heute wegen der Predigt unterbrochen.

Der Dekan ſchreitet die Stufen des Altars hinab, um „in plano“, das Antlitz der Sakriſtei zugewandt, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, und Kaplan Heerkens, der, von einem Miniſtranten in der Sakriſtei abgeholt, die Kirche betreten hat, beſteigt die Kanzel.

Als die heilige Meſſe begann, hatte Hannchen ihr Gebetbuch aufgeſchlagen, um Gebete zu leſen:

„An Jeſus im Heiligſten Sakrament. Lieber Herr Jeſus Chriſtus, ewiger Hoherprieſter, der du geſagt haſt: ‚Mein Fleiſch iſt in Wahrheit eine Speiſe, mein Blut iſt in Wahrheit ein Trank‘, ich glaube, daß du, der Sohn des lebendigen Gottes, in dieſe Welt gekommen und hier im heiligſten Sakrament mit Gottheit und Menſchheit, mit Seele und Leib, mit Fleiſch und Blut wahrhaft, wirklich und weſentlich gegenwärtig biſt. Ich bete dich an in tiefer Ehrfurcht mit den Himmliſchen, die den Tabernakel unſichtbar umſchweben . . . . . .“

Sie erhob den Kopf, der über das Buch gebeugt war, und blickte auf die Monſtranz, in der die heilige Hoſtie auf dem Thron über dem Tabernakel ausgeſtellt war; jene Monſtranz, in der wirklich und wahrhaftig Gott anweſend war

und die von unsichtbaren Engeln umschwebt wurde. Und während sie in dem blauen, rötlichen Licht der vielfarbigen Fenster vor dem schmucken Altar den Priester feierlich seine Zeremonien verrichten sah, dachte sie an den Zweifel, den Heynsberg bei ihrer letzten Unterhaltung geäußert hatte, ob das nun wohl in Wahrheit Gott sei, diese heilige Hostie. Und sie hatte sehr gut behalten, was er gesagt hatte: daß unsere Sinne nach der Konsekration in der Hostie keine einzige Veränderung wahrnehmen könnten.

Aber gerade darum war es ja auch ein Mysterium!

Und sie starrte auf das Allerheiligste, und geriet in eine leichte Verzückung, während sie, ohne Worte, die Gottheit, die dort thronte, in ihrer Seele anbetete.

Und sie sah, daß die Ministranten, die um den Priester beschäftigt waren, das Meßbuch und das Pult, auf dem es lag, von der rechten Seite des Altars, der Epistelseite, nach der linken oder der Evangelienseite „umtrugen"; denn aus den Episteln liest der Priester rechts vom Altar kleine Bruchstücke, aus den Evangelien liest er an der linken Seite kleine Fragmente.

Hannchen wußte, daß nun alsbald die Predigt folgen würde, und sehnsüchtig sah sie einen der Ministranten in die Sakristei gehen, war aber sehr enttäuscht, als ein anderer als Heynsberg erschien.

Mit fragenden Augen, fragend, warum ihr Freund nicht gekommen, blickte sie empor zur Kanzel, von der sie nur einige Bänke entfernt saß.

Sie ſah dort Kaplan Heerkens in ſeinem weißen Gewand vor dem mehr dunklen Bild des „Alten an Tagen“; ſie hörte, daß er eine Reihe von Vorträgen über die Wallfahrt halten werde, die die Herzen der gläubigen Lieſtermonder mit der freudigen und ſüßen Hoffnung auf einen ſegensreichen Sommer, voll inniger und feuriger Gottesfurcht, erfüllte; kurzum, Kaplan Heerkens hatte ſein Beſtes getan, und während der für die Predigt angeſetzten Zeit — zwanzig Minuten — ließ er eine Rhetorik vom Stapel, daß die Gläubigen am Ende ebenſo klug waren wie zu Anfang. Er ermahnte ſie auch, nicht nur der Kollekte für die Armen, ſondern nachher in erſter Linie der Kollekte für die Wallfahrt zu gedenken. Zu Beginn bereits hatte er die Intention der heutigen Meſſe und im Anſchluß daran die aller Meſſen dieſer Woche verkündet.

Hannchen hörte ſehr zerſtreut zu; ſie dachte an ihren Freund, und plötzlich murmelte ſie das Stoßgebet: „Süßes Herz Mariä, ſei meine Rettung!“ Denn in Gedanken hatte ſie wiederum jene Worte in dem Buch geſehen, in dem ſie am Vormittag geleſen hatte.

Auch nach der Predigt, als der Dekan die heilige Meſſe fortſetzte, blieb ſie zerſtreut.

Bei der Erhebung der konſekrierten heiligen Hoſtie, vom Prieſter mit beiden Händen emporgehalten, betete ſie noch flüchtig: „Sei gegrüßt, du wahrhafter Leib meines Herrn Jeſus Chriſtus, der von der Jungfrau Maria geboren ward.“

Und bei der Erhebung des heiligen Blutes:

„Sei gegrüßt, du koſtbares Blut meines Heilandes Jeſus Chriſtus . . .“

Aber weiter dachte ſie und träumte ſie.

Nach beendeter Meſſe, gehend an der Seite Ezermans', ſchämte ſie ſich vor dem Manne, der da neben ihr einherging: es war ihr, als ob die Vorübergehenden um ihre Trübſal wüßten. Auf einem ſolchen Spaziergange ſprach ſie nur ſelten; aber heute war ſie neugierig, und als ſie aus dem Gedränge der Kirchenbeſucher vom Markt aus in die ſtille Hochſtraße gelangten, fragte ſie, ob er nicht geſagt habe, daß heute Heynsberg predigen würde.

„Ja, Herr Heerkens hatte mir erzählt, Herr Heynsberg würde über den heiligen Jerun Predigten halten, und zwar heute die erſte.“

„Warum mag das geändert worden ſein? Ob er krank iſt? Er war auch ſchon lange nicht mehr bei uns.“

„Krank nicht. Ich bin ihm geſtern noch begegnet. Aber daß er uns weniger beſucht, ſcheint mir ganz gut.“

Schüchtern ſenkte er den Blick zu Boden; am liebſten hätte er ſeine Worte zurückgeholt.

Sie ſchaute ihn ſeitwärts an und ſagte dann ruhig:

„Was meinſt du damit?“

Aber es war unmöglich, in dieſer ſchmalen, alten Straße, inmitten all der Vorübereilenden ein ruhiges Geſpräch zu führen; ſie mußten ausweichen; er hoffte bereits von einer Antwort verſchont zu bleiben und hegte doch zugleich den

Wunsch, auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte.

„Nun?“ fragte sie wiederum.

„Es kann Gerede daraus entstehen, wenn ein Geistlicher so häufig in ein und dasselbe Haus geht.“

„Gerede?“

Er hatte seinen Mut überschätzt; wiederum kam die Angst an ihn; er war froh, daß er einem andern die Schuld aufladen konnte und sagte: Frau van Elshout habe ihn gewarnt; die Leute sprächen bereits darüber, habe sie gesagt.

Das habe zweifellos nicht mehr zu bedeuten, meinte Hannchen, als daß Frau van Elshout mit ihm darüber sprach; im übrigen werde das mit dem Gerede wohl nicht gar so schlimm sein.

„Nun aber, ich finde doch, daß dein guter Name . . .“

„Also eifersüchtig! Mann, wie kriegst du das fertig gegen mich, die du so tief unglücklich gemacht hast!“

Aber das reizte nun wieder Ezermans, denn ihn quälte stets die Einbildung — wiederholt schon hatte er es gesagt, und er sagte es auch jetzt wieder — daß alles in Ordnung wäre, wenn sie mehr von ihm hielte.

Zu Haus setzte sich Hannchen ärgerlich ins Gartenzimmer an den Tisch; er lief zwar nicht mit gewaltigen Schritten, aber im Vergleich zu sonst doch erregt durch die Zimmer, blieb endlich, den rechten Zeigefinger erhebend, vor ihr stehen:

„Meine Ehre als Mann ſteht auf dem Spiel.“

Er ſchlürfte wieder davon, lief von neuem ins Vorderzimmer, kam dann zurück und ſagte:

„Wenn du ſoeben die Intentionen der Meſſe für dieſe Woche gehört haſt, wirſt du wiſſen, daß eine Meſſe ‚in einer beſonderen Intention‘ geleſen wird. Dieſe Meſſe laſſe ich leſen, und meine Intention, die der Prieſter natürlich nicht kennt, iſt die, daß Gott dir eingebe, Liebe für mich zu empfinden.“

Sie blickte ihn durchaus nicht verwundert an; denn derartige Behauptungen hatte ſie ſchon ſo oft gehört.

Wiederum lief er im Zimmer auf und ab, blieb dann wieder ſtehen und rief ihr zu:

„Vergiß nie, daß die Ehe ein Sakrament iſt!“

Ruhig erklang ihre Antwort:

„Eben das fällt mir ſo ſchwer, zu glauben, daß eine Ehe mit dir ein Sakrament ſein ſoll. An einem Glaubensſatz der Kirche zu zweifeln, iſt Todſünde . . .“

„Ja, gewiß . . .“

„Aber oftmals packt mich dennoch der Zweifel. Auf jeden Fall, wenn eine derartige Szene ſich nochmals wiederholen ſollte . . .“

Aergerlich war ſie aufgeſtanden und trommelte mit ihren kleinen Fingern nervös auf die Tiſchplatte.

„Wenn eine derartige Szene ſich nochmals

wiederholen ſollte, laufe ich dir ganz einfach davon. Bei meinem Vater habe ich ein Heim.“

Erſchrocken blieb Ezermans eine Weile ſtehen. Seine Wangen waren noch bleicher als ſonſt; ſeine Augen wurden feucht; langſam kam er auf ſie zu, kniete vor ihr nieder und ſagte:

„Nein, nein, tu das niemals! Das nicht! Ich . . . bitte dich um Verzeihung! Aber du mußt bedenken . . .“

Hier ſchwieg er; denn er wußte eigentlich ſelber nicht, was ſie bedenken ſollte.

Aber Hannchen war weder kleinlich noch nachtragend. Sie ſagte ihm, er ſolle aufſtehen; ſie wolle nun weiter nicht daran denken, allerdings nur unter der Bedingung, daß er ihr mit derartigen Dingen nie wieder komme.

So wurde der Normalzuſtand in der Villa wieder hergeſtellt: ein durch den Pfarrer gekuppeltes Ehepaar.

Er verſuchte ſie wieder freundlich zu ſtimmen durch den Vorſchlag, Heynsberg demnächſt mal zum Eſſen einzuladen.

„So lade Etienne ebenfalls ein“, antwortete Hannchen, „und Nelly dazu. Dann kann doch ſicherlich kein Gerede entſtehen. Vielleicht nicht einmal bei Frau van Elshout.“

Einige Tage darauf ging Heynsberg im Pfarrhaus ins Wohnzimmer, um Dekan Brancken zu ſprechen. Brancken ſaß am Fenſter; vor ihm auf dem kleinen Rauchtiſch lag das dicke Werk von Aertnys, in dem er die Vorſchriften las über das, was den Gläubigen bezüglich der

ehelichen Pflicht erlaubt ist. Er kannte das natürlich schon aus anderen Büchern; denn man hatte es ihn in seinen jüngeren Jahren auf dem Seminar selbstredend gelehrt. Aber Aertnys hatte noch eine neue Frage eingefügt, und es interessierte ihn, das zu lesen.

Als Heynsberg eintrat, blickte er von seinem Buch auf und klopfte die Asche von seiner Zigarre.

Seit der Szene wegen Jerun hatte Brancken ihn nicht mehr gesprochen; nur seinen Gruß hatte er erwidert. Vom Bischof hatte Heynsberg noch nichts gehört.

„Herr Dekan", sagte Heynsberg, „im Anschluß an ein Gespräch, das ich vor einiger Zeit mit Ihnen führte, glaube ich es Ihnen nicht verschweigen zu dürfen, daß Herr Ezermans mich gebeten hat, eines Tages zum Mittagessen zu kommen. Kaplan Borret ist ebenfalls eingeladen."

Brancken antwortete, er habe dagegen nicht das mindeste einzuwenden, und fügte freundlich hinzu, daß er Heynsberg schon im voraus viel Vergnügen wünsche.

Einige Tage später ging Heynsberg denn auch an dem unruhigen Fluß entlang, dessen Wogen, vom Novemberwind gepeitscht, an die Schiffe schlugen. Er bog in die Ringstraße ein, ging darauf durch die entblätterte Kastanienallee und gelangte zu dem St. Blasiusstift, hinter dem die von Schilf besäumte Liester dahinfloß.

Beim Anblick Borrets erschrak er über den Ausdruck seines Gesichtes, über diese Augen, die ihn nervös anstarrten. Es war noch immer das-

ſelbe Elend; der ſtrebſame junge Mann, den das biſchöfliche Wort zum Nichtstun verdammt hatte, vermochte ſein Geſchick nicht zu tragen. Früher hatte er Artikel veröffentlicht, in Zeitungen und Zeitſchriften; das brachte Zerſtreuung bei dem ihn quälenden Zölibat; jetzt durfte er nichts drucken laſſen. Und arbeiten, ſtudieren, ohne irgendein anderes Ziel, als ſchweigen zu müſſen, dazu konnte er ſich nicht aufſchwingen.

Auf dem Wege zu der Ezermansſchen Villa — erſt wieder durch die Kaſtanienallee, dann ein kleines Stückchen Ringſtraße — plauderten ſie darüber, und da Borret wiederum mit nervöſen Geſten bittere Worte hervorſtieß, ſagte Heynsberg, bevor ſie das Haus betraten: „Nimm dich ja zuſammen und wahre das Dekorum.“

Dieſer Worte eingedenk verſuchte er denn auch bei Tiſch, durch ein paar Glas Hochheimer ſeine Stimmung zu heben und war alsbald der altbekannte, heitere Gaſt.

Späterhin wurde muſiziert; Nelly war Pianiſtin, Borret ſpielte Cello und Ezermans hörte ziemlich aufmerkſam zu, wenngleich ſeine Züge beſagten, daß der eigentliche Gegenſtand ſeines Denkens ſein Hirn niemals verließ. Unterdeſſen hatte Heynsberg Gelegenheit, Hannchen im Nebenzimmer zu erklären, warum er in der letzten Zeit ſo ſelten gekommen ſei. „Ich möchte nur wiſſen,“ fuhr er fort, „wem ich das zu verdanken habe.“

„O, Frau van Elshout“, antwortete Hannchen. „Du kannſt uns daher, wenn du willſt, ganz ruhig weiter beſuchen, wenn du nur von

der Kastanienallee aus kommst und nicht an ihrem Haus vorüber gehst. Denn sie kann doch nicht den ganzen Tag in die Spione schauen."

Das Diner wurde so die Veranlassung, daß er wieder häufiger den Weg zur Ringstraße einschlug. Die Veranlassung; denn die Ursache war, daß er in seinem Unglück und in seiner Vereinsamung immer mehr das Bedürfnis nach Liebe empfand.

Zwei Tage vor Weihnachten war er abends bei ihr. Er klagte, wie er langsam verliere, was ihm einst so teuer gewesen, wie das Liebliche jener Jahrhunderte alten Legenden ihm entschwinde. Er behauptete, daß eine Wandlung eintreten, daß er die Kirche werde verlassen müssen; sein Leben sei für eine leere Illusion vernichtet, für eine Fata Morgana, durch schlecht überlieferte und gefälschte Geschichte in die Lüfte gezaubert.

Und als er über ihr eigenes Unglück, aus dem gleichen Wahn entstanden, sprach, als er sagte, daß es noch allzeit und auch heute abend allein diese Fata Morgana von Selbsttäuschung und Täuschung durch andere sei, was sie trennte, da ließ ihr Herz sie einen Augenblick klar sehen.

Die jahrelang zurückgedrängte Liebe kam mächtig über beide, und sie durchlebten einen Abend zwei freier Menschen.

Als Hannchen am nächsten Morgen von Corry geweckt wurde, dachte sie einen Augenblick an jene schönen Stunden zurück. Aber sofort fiel ihr ein, daß sie ihre Abendgebete vergessen hatte; sie wollte sich heute nicht weiter versündigen, und während

ſie ſich im Bett aufrichtete, begann ſie, wie jeden Morgen, mechaniſch ihre Gebete zu murmeln, die ſie auswendig konnte aus dem „Goldnen Weihrauchfaß“ und die man, wie in dem Buche angegeben, während des Ankleidens beginnen ſoll:

„Im Namen meines gekreuzigten Herrn Jeſus Chriſtus ſtehe ich auf. Möge er mich ſegnen, leiten, vor aller Sünde behüten und zum ewigen Leben führen, Amen.“

Sie ſtreckte die Füße aus dem Bett, ſtellte ſich auf den davorliegenden, kleinen Teppich, tauchte die Finger der rechten Hand in das Weihwaſſerbecken, das neben ihrem Bett an der Wand hing und murmelte, dreimal das Zeichen des Kreuzes ſchlagend:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes, Amen.“

Nun zog ſie ihr Nachtgewand aus, und während ſie Hemd und Beinkleid anlegte, ſprach ſie:

„Gelobt und gebenedeit ſei die allerheiligſte Dreifaltigkeit für die gute Nachtruhe, die ich genoſſen habe . . .“

Und die Bänder hinten und vorn knüpfend, fuhr ſie fort:

„und für alle anderen Vergünſtigungen und Wohltaten, die ich in meinem Leben empfangen habe. Ehre ſei dem Vater . . . .“

Sie hatte ſich vor das Bett auf den Stuhl geſetzt und zog den rechten Strumpf an:

„der mich erſchaffen hat; Ehre ſei dem Sohn . . .“

Ueber dem Knie befeſtigte ſie das Strumpfband:

„der mich erlöſet hat; Ehre ſei dem heiligen Geiſt . . .“

Sie zog den linken Strumpf an:

„der mich geheiligt hat. Jeſus, Maria, Joſef! Ich ſchenke euch meinen Leib, . . .“

Und während ſie einen kurzen Unterrock nahm, ihn über den Kopf warf und das Band knüpfte:

„meine Seele und mein Leben. Jeſus, ich glaube an dich; Jeſus, ich hoffe auf dich; Jeſus, ich liebe dich. Vater Unſer, der du biſt im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme...“

Sie murmelte weiter das katholiſche Vaterunſer, und begann, als ſie Schwamm und Handtuch auf dem Toilettentiſch bereit legte:

„Gegrüßt ſeiſt du, Maria, voll der Gnade...“

Mechaniſch hatte ſie das alles vor ſich hingeſprochen, und ſie hätte noch lange ein „Ehre ſei dem Vater“ und die zwölf Artikel des Glaubens gemurmelt, und nachdem ſie ſich gewaſchen und angekleidet, würde ſie in dem Schlafzimmer auf dem Betſtuhl vor dem Kruzifix niedergekniet ſein und noch etwa zehn Gebete geſprochen haben. Aber bei den Worten „Maria, voll der Gnade“ verzerrten ſich ihre Züge; plötzlich ſtand vor ihr, was ſich geſtern abend zugetragen hatte.

„Maria! Maria!“

Sie erſchrak ſo heftig, daß ihr ſchwindelte und ſie ſich am Toilettentiſch feſthalten mußte.

„Maria! Maria!“

Bis zum geſtrigen Abend war ſie ſo geweſen,

daß ſie ſich vor der heiligen Mutter Gottes, vor der heiligen Jungfrau der Jungfrauen, vor der allerreinſten Mutter, der allerkeuſcheſten Mutter, der unverſehrten Mutter, der ungeſchwächten Mutter nicht zu ſchämen brauchte. Jetzt war der große Schatz, den ſie beſeſſen hatte, entſchwunden. Jetzt war ſie nicht mehr die, die ſie geweſen; ſie war eine andere geworden. Sie war nicht mehr die Reine; ſie war die Unreine.

Und das heute! Heute: am heiligen Abend. Der vorbereitende Tag zu dem hohen Feſt der Geburt Chriſti, der ihr ſeit ihrer Kinderzeit als der größte Feſttag des Jahres gegolten.

Sie begann nicht, ſich zu waſchen; gebrochen ſaß ſie auf dem Stuhl vor ihrem Bett. Sie hatte zum Hochamt gehen wollen, denn es war Sonntag. Jetzt wird ſie faſten, o ja, faſten wird ſie. Sie wird den ganzen Tag nichts eſſen, nichts trinken, ſie wird ihren unreinen Körper mit Hunger und Durſt kaſteien.

Und zum Hochamt? Natürlich muß ſie hin, obwohl ſie ſich ſchämt, ſo vor Gott zu erſcheinen. Und noch heute will ſie beichten. Heute nachmittag wird von drei bis neun Uhr die Beichte gehört. Sie wird bei Kaplan Eckmiller beichten.

Sie ſaß auf dem Stuhl vor dem Bett. Und ohne es zu wollen, fiel ihr Blick auf das Kiſſen, auf dem geſtern abend ihr Kopf neben dem ſeinen geruht. Und plötzlich ſprang ſie auf, drückte den Kopf in das Kiſſen und küßte es, küßte es!

Eine Weile ſpäter ſtand ſie auf; ihr Antlitz verfinſterte ſich von neuem, und ſie rief:

„Jeſus, Maria, Joſef! Bin ich denn verloren?“

Sie ging im Zimmer auf und ab, ſprach zum zweitenmal: „Jeſus, Maria, Joſef! Bin ich denn verloren?“ ſtampfte mit dem Fuß auf, wühlte mit den Händen in den gelöſten Haaren, trat wieder vor das Bett, warf ſich der Länge nach darauf, den Kopf in das Kiſſen vergrabend, das ſie liebkoſend mit den Armen umfing.

Obwohl halb angekleidet, fiel ſie infolge der Wärme wieder in Halbſchlaf und ſchlummerte, das Kiſſen noch immer mit den Armen umfangend, weiter, bis Corry wieder an die Tür klopfte und rief, Herr Ezermans ließe fragen, ob die gnädige Frau zum Hochamt fertig ſei.

Entſetzt fuhr ſie empor, warf einen Blick auf die Uhr dort neben ihr auf dem Nachttiſch: ſo raſch konnte ſie ſich unmöglich ankleiden.

„Sagen Sie dem Herrn, Corry, ich hätte Kopfſchmerzen und könne nicht mitgehen.“

Dort ſaß ſie nun aufgerichtet im Bett mit einer neuen Todſünde, denn natürlich müßte ſie am Sonntag dem Hochamt beiwohnen.

Aber das war ihr ja wohl öfters paſſiert; dann hatte ſie es gebeichtet und die Losſprechung erhalten.

Nun, ſo war es im Grunde genommen mit dem andern doch eigentlich auch: wenn ſie das heute nachmittag beichtete, bekam ſie Abſolution, und dann war ſie wiederum eine reine Braut Chriſti.

Zwar würde ſie das, was ſie beſeſſen, nie-

mals zurückerlangen; der erhabene Stand unberührter Jungfräulichkeit war für sie verloren. Aber das war ja bei verheirateten Frauen stets der Fall.

Wie mißlich, daß sie nun plötzlich einen solchen Hunger bekam, und solchen Durst! Sie hatte doch den ganzen Tag nichts essen oder trinken wollen!

Sie preßte die Hände auf den Magen, der so verlangend bat, und nicht lange nachher klingelte sie. Denn.... jetzt „gar nichts" essen und trinken...

Es wurde wieder geklopft. Sie zog die Decke über die Beine und sagte, während sie noch immer aufgerichtet im Bett saß, zu der eintretenden Corry, die fragte, wie es ihr ginge, sie fühle sich ein wenig besser und wünsche das Frühstück.

Bald hatte sie es auf dem Nachttisch und dem Stuhl stehen. Sie aß eine dünne Brotschnitte, die sogar an einem gebotenen Fasttage als Stärkung gestattet ist, und trank den Tee dazu, dem sie des Hungers wegen ziemlich viel Milch beifügte.

Während sie nun kurz darauf aufstand und sich ankleidete, begannen in ihr der Schrecken und die Unruhe wegen der Beichte zu wühlen. So etwas, was sie diesmal getan hatte, so etwas Schlimmes hatte sie dem Priester noch niemals sagen müssen!

O, sie wußte es, vor der Beichte ist man immer ängstlich, aber es läuft stets gut ab, dafür sorgt der Priester, und dann geht man ganz erleichtert und frohgemut heim.

Aber je näher der Nachmittag heranrückte, um ſo mehr fürchtete ſie, daß ſie nicht den Mut haben würde, es zu ſagen und daß ſie ſomit die große Sünde des Gottesraubes begehen würde.

Den Plan, heute nichts mehr zu eſſen oder zu trinken, gab ſie auf; denn dann hätte Ezermans ja vielleicht etwas merken können. Daher erſchien ſie auch beim Lunch, konnte aber doch vor Nervoſität kaum etwas eſſen. Ezermans genoß ebenfalls nur ſehr wenig; er tötete ſich immer freiwillig ab.

Hannchen hatte die Abſicht, gleich um drei Uhr in der Kirche zu ſein, damit der Prieſter ſie ſo bald wie möglich von ihrer Laſt befreie; aber als ſie auf dem großen Markt vor den Stufen des Einganges ſtand, ließ die Angſt ſie zurückweichen. Sie bog in die St. Annaſtraße ein, ging am Fluſſe entlang, kam haſtig zurück, zornig auf ſich ſelbſt wegen dieſes zweckloſen Umherſchlenderns, mied aber aufs neue die Kirche.

Aber was wollte ſie denn doch? Es mußte ja geſchehen, es mußte! Doch erſt gegen vier Uhr ermannte ſie ſich und trat ein.

Es waren viele Menſchen in der St. Urſulakirche: Pönitenten, die ſich vorbereiteten, andere, die ihre Buße beteten. Zwei gingen den Kreuzweg, Ezermans und noch ein anderer Herr.

Ezermans rutſchte auf den Knien über die Steinflieſen der alten Kirche, von der einen Station — einem Gemälde, das eine Epiſode aus der Leidensgeſchichte des Herrn darſtellt und wo-

bei man teils vorgeſchriebene, teils freie Gebete und Betrachtungen verrichtet — zu der folgenden Station. Hannchen hatte ihn ſchon zu Hauſe gefragt, warum er in ſolch alten Hoſen ausging; die Antwort war, er tue das immer, wenn er den Kreuzweg bete. So rutſchte er jetzt dort auf den Knien durch das linke Seitenſchiff, an den ſieben Stationen vorbei, bei jeder Station ſeine Gebete murmelnd, und gleich darauf quer durch die Kirche zu dem rechten Seitenſchiff, wo die andern ſieben Stationen an den Wänden hingen.

Die Fülle all dieſer Menſchen, die dort in der alten, dunklen Kirche knieten und murmelten, machte Hannchen noch nervöſer; es ſchien ihr, als ſeien ſie gekommen, um zu ſehen, was nun aus ihr würde. Am Eingang hatte ſie ſich, das Kreuz ſchlagend, mit Weihwaſſer beſprengt. Darauf war ſie in der Kirche vorgegangen bis zu Eckmillers Beichtſtuhl, wo die Männer rechts, die Frauen links in zwei Reihen warteten. An die Frauen hatte ſie ſich angeſchloſſen, indem ſie gleich wie die andern auf dem Knieſchemel eines hölzernen Stuhles niederkniete, deſſen rohrgeflochtener Sitz, unter dem ſich der Knieſchemel befand, hochgeklappt war. Die Gewiſſenserforſchung war raſch erledigt, meinte ſie; was ſie zu beichten habe, ſei klar. Und alsbald lag auch ſie da und betete wie die andern. Eine Gedankenloſigkeit kam über ſie, nur unterbrochen, wenn die vorderſte der Frauen — es beichteten abwechſelnd ein Mann und eine Frau — den Beichtſtuhl betrat; denn dann ſchoben ſich die übrigen, und

auch Hannchen, auf den Betstühlen um eins weiter nach vorn. Und während sie murmelte und murmelte, wurde sie etwas ruhiger; aber als der Augenblick für sie immer näher rückte, kam die Erregung wieder.

Das Gemüt voller Unruhe ging sie in den Beichtstuhl, sagte zitternd: „Ehrwürdiger Vater, geben Sie mir Ihren Segen!“ kniete nieder und sprach, den Blick auf das Kreuzbild gerichtet, die kleine Beichte.

Leider, Eckmiller war einer jener strengen Beichtväter, die in erster Linie auf Gottes Gerechtigkeit — welche das Gute lohnt und das Böse straft — hinweisen, wo ein sanftmütiger Priester in erster Reihe an die verzeihende Liebe Gottes denken würde. Außerdem war er durchaus nicht dumm und holte durch Fragen und stets erneutes Fragen aus dem armen Hannchen, das es wohl sagen wollte, aber nicht den Mut hatte, alles heraus, was er wissen zu müssen glaubte. Auch, daß sie heute morgen das Kissen umarmt und geküßt hatte, auf dem ihr Kopf neben dem des Genossen ihrer Sünde geruht. Auch daß sie wohl sagen wollte: ich werde es nicht wieder tun; aber daß sie keinen festen Willen hatte. Und das mußte sein. Sie mußte Reue empfinden über ihre Tat und einsehen, daß sie es nicht wieder tun dürfe. Eckmiller kam zu dem Schluß, daß sie nur eine „unechte Reue“ empfände, eine Reue, die nur durch die Furcht vor den Strafen der Hölle geweckt ward, ohne den Willen, sich zu bessern; sie erhielt einen Verweis

wegen ihres Sündenfalles; von Absolution war nicht die Rede, sie solle nur wiederkommen, wenn sie zum mindesten eine „unvollkommene Reue“ empfände, und, geärgert, schlug er nach diesen letzten Worten den Schieber zu.

Sie wurde verwirrt, als sie da neben sich den Schieber schließen hörte; sie begriff nicht, daß ihre Beichte schon aus war; sie wankte aus dem Dunkel des kleinen Raumes wieder in das Halbdunkel der Kirche zurück. Wie nach jeder Beichte ging sie zur Kapelle Unserer Lieben Frau, an ihren Lieblingsplatz, wo sie ihre Buße zu beten pflegte.

Aber sie hatte ja keine Buße erhalten, und sie kehrte auf halbem Wege zurück. Es wühlte in ihrem Kopf, was sie erst kürzlich gelesen: ein guter Mensch bekäme niemals den Schieber, denn der hat natürlich Reue über seine Sünden. Sie war kein guter Mensch; sie war eine Sünderin; sie war . . . o, der Beichtvater hatte das Wort nicht ausgesprochen, aber sie hatte sehr wohl begriffen, was sie seiner Meinung nach war, sie war eine . . . eine . . . Dirne.

Rasch, fast im Trab, eilte sie aus der Kirche hinaus und heimwärts. Sie wollte Reue empfinden. Corry sagte sie, daß sie krank sei und zu Bett gehen wolle. Man solle sie nur ruhig liegen lassen. Sie wollte weder etwas zu essen, noch etwas zu trinken; aber heute nacht um drei Uhr müsse sie geweckt werden, sie wolle um vier Uhr im Hochamt sein.

In ihrem Zimmer plagte und quälte sie sich;

ſie wollte Reue haben; ſie wollte einen Abſcheu bekommen vor dem, was ſie getan. Aber ſie fühlte, daß es nicht ging. Sie kniete vor ihr Bett, drückte den Kopf in das Kiſſen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Ein Schaudern ging über ihren Rücken; im Zimmer war es kalt; aber den Gasofen wollte ſie nicht anzünden; es ſei beſſer, ſich auszukleiden und ins Bett zu gehen.

Schreckensbilder fuhren ihr durch die Seele, während ſie dort lag. Das ſonſt ſo herrliche Chriſtfeſt morgen, es würde für ſie ein Trauertag ſein, für ſie, die, mit Todſünde beladen, keinen Ausweg ſah, ſich davon zu befreien. Früher hatte ſie ſtets mit Vater und Mutter nach der feierlichen Chriſtmeſſe das Abendmahl empfangen und dann den beiden ſtillen Meſſen beigewohnt, die darauf folgten. Zwei Stunden lang hatte man in der ſchön erleuchteten Kirche geweilt und war dann, durch das göttliche Myſterium gelabt, in erhabener Stimmung durch die Sternennacht ins elterliche Haus zurückgekehrt; dort hatte das Kaminfeuer luſtig gekniſtert und ein köſtliches Frühſtück hatte auf dem mit Blumen geſchmückten Tiſch bereit geſtanden. Jetzt durfte ſie natürlich, da ſie im Zuſtand der Todſünde war, den wahrhaften Leib Jeſu nicht empfangen. Und ſie würde nicht zurückkehren in das elterliche Haus, wie in ihren Kinderjahren, ſondern in das Haus Ezermans', das ſie zu Fall gebracht.

Endlich fiel ſie in einen unruhigen Schlaf; plötzlich erwachte ſie voller Schrecken, richtete ſich

auf, zündete die Kerze an und warf einen Blick auf ihre Uhr. Es war acht. Sie hatte Hunger, aber sie wollte sich kasteien. Sie wollte Reue haben und nicht eine solche Frau sein, wofür der Priester sie hielt.

Andree! Andree! O, komm mir zu Hilfe! O, der Andree, der war stark! Der sagte nur einfach: Es ist lauter Unsinn! Aber sie konnte das nicht: sie fürchtete sich! In die Hölle kämen solche Menschen, hatte der Priester gesagt. Dort brennen sie, ewiglich. Hier schreien die Menschen schon, hatte er gesagt, wenn sie sich leicht den Finger verbrennen. Aber daß sie dort ewig brennen werden, daran denken sie nicht einmal. Brennen müssen wir alle nach dem Tode, hatte er gesagt; sogar die, die im Zustand der Gnade sterben, müssen geläutert werden durch die Flamme des Fegfeuers. Nur die heilige Jungfrau Maria war davon frei; natürlich, die war ja unbefleckt empfangen, die war frei von der Erbsünde. Und der heilige Aloysius, der so keusch war, daß er selbst seine Mutter nicht anzusehen wagte, ist nur ganz flüchtig im Fegfeuer gewesen, ist sozusagen an einem Strick hindurchgezogen. Aber das ist die einzige Ausnahme. Und daher fürchtet sich ein jeder vor dem Tode. Aber das Fegfeuer hat ein Ende. Die Hölle niemals.

Und Andree hatte früher das alles doch auch geglaubt. Warum sollte er denn jetzt recht haben? Er konnte ja ebensogut früher recht gehabt haben. O, wenn es wahr wäre, was er jetzt sagte! Dann hatte sie keine Sünde begangen, denn ihr Ge-

wiſſen warf ihr nichts vor. Und dann gab es auch keine Hölle.

Aber wenn es keine Hölle und keinen Himmel gibt, wo bleibt man dann nach dem Tode? Sie hatte ihn einmal danach gefragt, und er hatte geantwortet: „Ich weiß es nicht.“ Und ſehen Sie, das muß man doch wiſſen. Man kann doch nicht nur ſo drauf los leben. Gegrüßet ſeiſt du, Maria, voll der Gnade, der Herr iſt mit dir, du biſt gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit iſt die Frucht deines Leibes, Jeſus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unſeres Todes, Amen. Gegrüßet ſeiſt du, Maria, voll der Gnade, der Herr iſt mit dir, du biſt gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit iſt die Frucht deines Leibes, Jeſus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unſeres Todes. Amen. Gegrüßet ſeiſt du, Maria, voll der Gnade, der Herr iſt mit dir, du biſt gebenedeit unter den Weibern ....

Nach etwa zehn Ave Maria ſchlummerte ſie wiederum ein. Und mit wieder erwachen und wieder einſchlummern und Hunger haben gingen die Stunden vorüber, bis an die Tür geklopft wurde:

„Gnädige Frau, drei Uhr!“

„Ja, ja.“

Sie ſtand auf und kleidete ſich unter dem Murmeln ihrer Gebete an.

Wenn Ezermans es nachher bloß nicht merkte, daß ſie nicht zur Kommunion ging; das müßte

Argwohn in ihm wecken. Nun ja, dann mußte sie eben zu der üblichen Notlüge greifen.

Es war eine klare Sternennacht, als sie um dreiviertel vier auf die Straße traten, Ezermans und Hannchen. Die Schritte klangen hohl auf dem hartgefrorenen Wege. In dem neueren Teil der Ringstraße wurde hier und dort eine Tür geöffnet; Menschen traten heraus, um, gleich ihnen, zur Kirche zu gehen; in dem älteren Stadtteil eilten sie in Scharen schweigend durch die winterliche Kälte.

Die alte Ursulakirche füllte sich. Während der letzten Tage hatte sich unter den Gläubigen das Gerücht verbreitet, daß die Krippe in diesem Jahr durch besondere Gaben außergewöhnlich schön sein würde.

Die Menschen drängten sich in dem linken Seitenschiff, wo ein Seitenaltar durch kulissenartige Gegenstände — Lattenwerk, bemaltes Leinen und Papier — zu einem Stall umgeschaffen war: Maria saß dort an der Krippe, in der der kleine Jesus lag; Josef stehend, die Lilie der Keuschheit in der Hand, schaute sie an, und die heiligen Magier, die drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, 60, 40 und 20 Jahre alt — Balthasar schwarz, denn er war ein „Mohr oder Neger" — lagen vor ihm in Anbetung. Unzählige Kerzen, einen leuchtenden Kranz von Kerzen hatten die Gläubigen anzünden lassen, von den billigen zu 25 Cents bis zu den großen teuren zu einem Gulden.

Die ununterbrochen durch den Eingang Her-

einſtrömenden kamen dort vorüber, bevor ſie ihre Plätze einnahmen. Sie bewunderten Marias azurblauen Mantel, das viele Gold daran, die mit Spitzenwerk und Blumen und Grün geſchmückte Krippe; auch Balthaſars ſchwarzes Geſicht paßte ihnen, und ſie meinten, daß ſie es ſo ſchön noch niemals geſehen.

Um vier Uhr trat Eckmiller — der Dekan liebte es nicht, mitten in der Nacht aufzuſtehen und hatte ſein Hochamt auf eine ſpätere Stunde angeſetzt — mit ſechs Miniſtranten aus der Sakriſtei und die Meſſe begann. Hannchen zitterte auf ihrem Stuhl, als ihr Beichtvater erſchien; er kannte ſie als Beichtkind, und ſie meinte, daß er ihr gerade in die Augen ſchaue, als wolle er ſehen, ob die Reue nun gekommen ſei.

Während der Meſſe betete ſie, andächtig, um die Gnade dieſer Reue. Und als am Ende des Hochamtes die Austeilung der Kommunion begann, floſſen ihr die Tränen.

Zwiſchen dem Presbyterium und dem übrigen Raum der Kirche ſteht ein langes Geländer, die Kommunionbank, worauf ein Leinenſtreifen, das Kommuniontuch, liegt. Die Gläubigen knien davor auf beiden Knien, jedesmal ſo viele, als Platz finden; mit den gefalteten Händen führen ſie das Kommuniontuch bis ans Kinn, das um Handbreite über das Geländer herausragt; die Augen ſchließend und den Mund öffnend, legen ſie die Zunge auf die untere Lippe, und der Prieſter, heute Kaplan Heerkens, in Chorrock und Stola, legt ihnen aus dem Ziborium mit heiligen

Hoſtien — die früher oder ſoeben mit der heiligen Hoſtie, die der Prieſter genoſſen, konſekriert wurden — eine auf die Zunge.

Die ſchlucken die Gläubigen herunter, erheben ſich dann ehrfurchtsvoll und treten andächtig an ihren Platz, wo ſie eine Viertelſtunde beten ſollen. Zum Schluß beten ſie ein beſtimmtes Gebet, ſprechen darauf fünfmal das Vaterunſer, fünfmal das Ave Maria und fünfmal Ehre ſei dem Vater nach der Meinung des hl. Vaters, des Papſtes. Dies bedeutet: Der Heilige Vater kann zu Gott ſagen, dieſe Gebete, die im Lauf eines gewiſſen Monats oder eines gewiſſen Halbjahres oder irgendwelchen Zeitraumes im Weltenraum verrichtet werden, ſollen ſein für die heilige Kirche, oder auch die Hälfte für die heilige Kirche, ein Viertel für die Reichstagswahlen in Deutſchland, und ein Viertel für Frankreich, oder wie der heilige Vater es eben verteilen mag.

Die Gläubigen gewinnen mit dieſem Gebet nach der Kommunion jedesmal einen vollkommenen Ablaß für ſich ſelbſt, oder — die Wahl ſteht ihnen frei — für Seelen im Fegefeuer.

Hannchen traten die Tränen in die Augen; denn für den gläubigen Katholiken bildet das Bewußtſein, daß er Jeſus in ſeinem Herzen empfängt, und noch dazu an dem hohen Feſttag von Weihnachten, eines der erbaulichſten Myſterien der Kirche. Vertrauensvoll betete ſie zu der heiligen Mutter Gottes um Reue, obwohl es für dieſe Kommunion doch keinen Zweck mehr hatte, da keine Zeit mehr zum Beichten war. Auch

während der zwei von Eckmiller geleſenen ſtillen Meſſen nach dem Hochamt betete ſie andächtig, und verſuchte, zu wünſchen, daß Andree nie mehr zu ihr kommen möge; ſie verſuchte, aus Liebe zu Gott einen Abſcheu zu empfinden vor dem, was ſie mit ihm getan. Kummervoll, weil ſie fühlte, daß es nicht gehen wollte, wandte ſie ſich an den heiligen Joſef, betete zu Jeſus, aber alles blieb vergeblich.

Als ſie um ſechs Uhr mit Ezermans die Kirche verließ, lag noch die klare Sternennacht über Lieſtermonde; aber Hannchen in ihrem Seelenſchmerz ſah es nicht.

Ezermans, der geſehen zu haben glaubte, daß ſie an ihrem Platz geblieben war, fragte, ob ſie denn nicht das Abendmahl genommen.

Und ſie gab die unter Katholiken übliche Antwort, wenn ihre Umgebung weiß, daß ſie gebeichtet haben, ſie aber dennoch das Abendmahl nicht nehmen dürfen, entweder weil ſie danach wieder eine Todſünde begangen oder weil ſie keine Abſolution erhalten haben; ſie ſagte: daß ſie nicht mehr nüchtern ſei.

Und natürlich, das kann wahr ſein: beim Mundſpülen kann man leicht einen Tropfen Waſſer ſchlucken.

Nichtsdeſtoweniger glaubte ſie, Ezermans fände ihre Antwort befremdend, und da ſie ſich ſchämte, legte ſie ſich zu Hauſe ſogleich wieder ins Bett. Eſſen oder trinken wollte ſie doch den ganzen Tag nicht, ſie wollte ihren Körper ſtreng kaſteien.

Und unruhige Visionen quälten sie wiederum während ihres leichten Schlummers; sie sah sich auf der Straße gehen, zur Kirche; der klare Winterhimmel voller Sterne, der Schnee auf den Bäumen und den Häusern, das alles war so rein; nur sie war unrein. Und Jesus und Maria sah sie zwischen den Sternen, und dann erwachte sie flüchtig und dachte an das Wort „Maria" in ihren Augen und fiel wiederum in einen Halbschlaf.

Starrköpfig stand sie am Vormittag auf; sie wollte ihre Reue haben. So konnte es nicht weitergehen; das mußte eine Wendung nehmen; sie konnte nicht eine Sünderin bleiben und, wenn sie starb, in die Hölle kommen. Warum sollten andere Frauen Verzeihung und den Himmel erlangen und sie nicht? Sie wollte fasten: den ganzen Tag nichts essen; sie wollte beten: heute nachmittag würde sie in die Vesper gehen, und dann weiterhin in der Kirche bleiben, um Gebete zu verrichten. Dann wollte sie doch einmal sehen, ob sie ohne Absolution bleibe.

Mit schlaffem Körper, bleichen Wangen und flehentlichen Augen wankte sie an jenem Nachmittag durch die stillen Straßen des Christtages zur Kirche.

Um drei Uhr in die St. Ursulakirche gelangt, sah sie im Presbyterium den Dekan in plano an der Epistelseite des Altars sitzen, mit der Chorkappe bekleidet, und neben ihm als Diakon und Subdiakon Heerkens und Heynsberg in der Dalmatik.

Während die fünf Pſalmen geſungen wurden, ſaßen die Gläubigen; bei dem darauf folgenden Hymnus knieten ſie nieder; bei dem Lobgeſang Magnifikat, währenddeſſen Vrancken den Altar beräucherte, und Heerkens und Heynsberg zu beiden Seiten ſeine Chorkappe rafften, da dieſe ihm ſonſt läſtig geweſen wäre, ſtanden ſie. Auch Hannchen ſaß, kniete oder ſtand, während der Chor dort ſang; aber keine Reue fühlte ſie in ihrer Seele; im Gegenteil, ſie ſchaute wiederholt auf Heynsberg, und als ſie bemerkte, daß die Veſper fruchtlos für ſie verlief, trat ſie nach Beendigung in die Kapelle Unſerer Lieben Frau, um es dort nochmals mit Gebeten zu verſuchen.

Heynsberg ſah ſie vom Presbyterium aus um halb vier nach jener Seite gehen. Auch ihn quälte ein ſeeliſcher Aufruhr; er wußte ja, daß ſie noch gläubig war; er wußte, welchen Kummer der Gläubige über eine vermeintliche Sünde empfinden kann, und deshalb war er über ſich ſelbſt aufgebracht.

Im Pfarrhaus litt es ihn nicht; um vier Uhr kam er in die Kirche nachſehen; hier und dort kniete in der Dunkelheit noch ein Betender; zwei rutſchten wieder den Kreuzweg entlang, und in der Marienkapelle gewahrte er Hannchen. Tief gebeugt lag ſie auf den Knien. Es war ihm ſchrecklich, ſie ſo zu ſehen; er wollte ſie aber nicht ſtören und vorläufig lieber ins Pfarrhaus zurückkehren.

Gegen fünf Uhr kam auch Frau Stevens in die Kirche. Sie begann vor dem Altar der vierzehn heiligen Nothelfer, zu denen ja auch St.

Blaſius gehört, drei Vaterunſer für Kaplan Heynsberg zu beten. Denn ſeitdem ihr Kind, ihrer Meinung zufolge, durch ſeinen Blaſiusſegen geneſen war, betete ſie jeden Tag drei Vaterunſer für ihren geliebten Prieſter, und zwar, wenn irgend möglich, in der Kirche; das machte mehr Eindruck auf ſie und daher dachte ſie, daß ſie auch bei Gott mehr damit erreichen würde.

Als ſie ihre Gebete beendet hatte und wieder aufſtand, ſah ſie dort in geringer Entfernung in der Marienkapelle eine junge Frau, die, das Taſchentuch gegen das Antlitz preſſend, laut ſchluchzte, dann ſtets kniend die Hände faltete, ſie emporſtreckte, ſich hoch aufrichtete vor dem Bild Mariens, und dann .... plötzlich vornüber fiel.

Raſch eilte Frau Stevens auf ſie zu und hob ſie mit ihren Armen etwas auf. Aber auch Heynsberg, der indes wieder in die Kirche gekommen war, und von ferne ſah, was ſich dort zutrug, lief raſch herbei. Er erſuchte Frau Stevens, Frau Ezermans in das Haus ihres Vaters zu bringen, da dies näher läge als ihre eigene Wohnung.

Aber bei dem Klang ſeiner Stimme öffnete Hannchen die Augen und lächelte ihm zu.

„Nun," fragte Heynsberg, „wie geht es?"

Er reichte ihr die Hand; ſie drückte ſie mit beiden Händen und ſagte:

„O, jetzt geht es ganz gut."

Kaplan Heynsberg und Frau Stevens führten das vor Ueberſpannung und Hunger entkräftete

Hannchen zur Kirche hinaus. Draußen angelangt behauptete sie, daß sie sich schon viel besser fühle und daher lieber in ihr Haus gehen wolle.

„Gut, aber ich bringe Sie hin", sagte Frau Stevens.

Hannchen ließ sich das gefallen; doch nachdem Heynsberg die beiden Frauen auf dem großen Markt allein hatte weitergehen lassen, erwiderte sie:

„Es ist wirklich nicht nötig; ich fühle mich jetzt kräftig genug."

„Wenn Kaplan Heynsberg mich um etwas bittet, tue ich es", antwortete Frau Stevens.

Zu Hause bat Hannchen um ein Glas Milch und ein paar Zwiebäcke und legte sich darauf in dem Schlafzimmer auf das Sofa, denn ihre Beine waren doch noch schwach. Aber dieser Händedruck, den sie jetzt mit beiden Händen von neuem fühlte, brachte das Leben, und die Freude, das Leben zu besitzen, zurück. Sie begann gegen Gott zu murren. Warum gab der ihr keine Reue, da es für ihn doch so leicht wäre? Doch nun kam es ihr plötzlich in den Sinn, daß sie und so viele sich vielleicht in Gottes Geboten irrten. Gab er ihr vielleicht keine Reue, weil sie keiner Reue bedurfte? Weil sie nichts Böses getan? Dann hätte Andree, von dem auch Frau Stevens so viel Gutes gesagt, doch recht. Sie sann und sann, und Starkmut senkte sich in ihre Seele. Warum sollte sie nicht zu ihm halten, zu Andree?

Die Liebe beſiegte die Erbſünde der Dummheit.

Als einige Zeit darnach Corry kam und meldete, Kaplan Heynsberg ſei unten und laſſe fragen, wie es der gnädigen Frau gehe, antwortete ſie:

„Sagen Sie Herrn Heynsberg, Corry, daß ich mich viel beſſer fühle; daß ich mich ſehr gut fühle, können Sie beſtellen; oder nein, geben Sie mir mal einen Blockzettel und ein Kuvert; dort auf dem Tiſchchen liegt beides; ſtellen Sie mir nur den ganzen Tiſch her, dann kann ich ſchreiben.“

Und ſie ſchrieb auf einen Blockzettel:

„Eckmiller iſt ſo grauſam gegen mich geweſen, daß er, wenn er ſich jemals wieder hierherbemüht, nicht nur den Schieber bekommt, nein, ſogar die Tür wird ihm nicht mehr geöffnet. Mir geht es jetzt gut und ich hoffe, dich bald mal zu ſehen. Du haſt mich heute nachmittag gerettet.“

„Geben Sie das Herrn Heynsberg und bringen Sie mir dann ſchnell was zu eſſen, ich bin hungrig.“

* *
*

Der katholiſche Verein zur Förderung des Studiums von Kunſt und Wiſſenſchaft, zu deſſen Mitgliedern auch Heynsberg zählte, hielt an einem der erſten Januartage in einem Saal „Der fünf Kirchen Roms“, einem am Markt gelegenen Hotel,

eine Verſammlung ab. Sie wurde eröffnet mit einer Begrüßung des Vorſitzenden an die etwa zwanzig Mitglieder, die gekommen waren, und er flocht ein, wie es ihn freue, auch dieſe Verſammlung wieder in Gegenwart des ſo hoch verehrten Herrn Dekans eröffnen zu können. Und während er dort hinter dem mit grünem Tuch bekleideten Tiſch auf dem Podium ſtand — links und rechts von ihm befanden ſich einige andere Vorſtandsmitglieder — erinnerte er daran, daß der Redner des heutigen Abends einen Vortrag über den heiligen Jerun und deſſen Reliquien zu Noordwyk halten würde und gab einem Großhändler in Lederwaren das Wort.

Heynsberg, der etwas abſeits im Saal ſaß, zuckte nervös auf, als er das Thema nennen hörte. Er hatte die Einladung nicht einmal geleſen und war nur gekommen, um in ſeinem leeren Leben einen Abend auszufüllen.

Er war in der letzten Zeit ohnedies ſchon überreizt und nervös. Immer klarer ward es ihm, daß er dem Prieſterrock Lebewohl ſagen müſſe.

Aber es iſt ſchwer, dem Vater und der Mutter, auch wenn ſie einem durch ihre Unbildung und noch Schlimmeres das Leben unmöglich machen, zu ſchreiben, daß man das Vaterhaus verläßt, um niemals dahin zurückzukehren. Und was der Prieſter tut, der geht, iſt ſchlimmer. Er ſchändet das heilige Sakrament der Prieſterweihe; er ſchändet ſein Gelübde, er wird meineidig. Er war nicht nur ſozuſagen, ſondern in der Tat der Mittler zwiſchen Gott

und den Menſchen; durch ſeine Weihe hatte er den Adel empfangen, der ihn zu dieſer Höhe emporhob. Er hatte die Sorge für das Allerheiligſte und die Gegenſtände, die dazu erforderlich ſind, und die kein Laie berühren darf. Die Gläubigen blickten zu ihm auf, wie zu einem heiligen Manne; ſie küßten ſein Gewand, ſeine Hände.

Und nun plötzlich hören ſie, daß dieſer heilige Mann das alles von ſich geworfen hat wie einen Plunder; er verachtet das, was ihnen anbetungswürdig erſcheint, und ſie verachten ihn. Sie ſchelten ihn einen Renegaten, einen Apoſtaten, einen Abtrünnigen, ihn, der ja auch allein ſchon durch dieſe Tat vom Bann getroffen wird, und den ſie meiden müſſen.

Der Prieſter, der die Kirche verläßt, bricht nicht nur mit ſeinem Glauben, ſondern zugleich mit dem ganzen Kreis von Bekannten, Freunden, mit alledem, was ihm vertraut geworden und was ſeinem täglichen Leben Duft und Farbe verlieh. Von dem Augenblick ſeines Weggehens an ſteht er vorläufig ganz allein in der ihm völlig fremden Umgebung, in die er mit einem gewiſſen Unbehagen tritt, dem Unbehagen des Katholiken vor den Liberalen und Freimaurern, auf die er zu ſeinem Unterhalt nun wohl angewieſen iſt.

Heynsberg hatte zwar ſchon wiederholt an dieſen Bruch gedacht. Aber immer wieder dachte er auch daran, was die Modernisten in Frankreich und Italien hoffen, eine Reform der Kirche. Sie würden doch, meinte er in ſolchen Augenblicken,

ſo viel Schönes tun können, die Prieſter mit ihrer ungeheuer großen Macht, wenn ſie das Gute wollten. Und ſollten ſie denn wirklich dazu nicht zu bewegen ſein?

Doch ſpäter erkannte er dann wiederum klar, daß der Glaube jener Kirche ein ſo quaſi logiſch aufgebautes Syſtem iſt, daß man kein Jota daraus entfernen kann, daß nichts, und möge es noch ſo wunderlich erſcheinen, wegfallen kann, ohne daß der ganze Bau zur Ruine wird.

Das unaufhörliche Starren auf dieſelben Fragen hatte ihn überreizt. Und die Dummheiten dieſes Redners, der dort über Jerun ſprach, und die er ſonſt vielleicht mit einem Lächeln abgetan hätte, ärgerten ihn daher mehr als ſie wert waren; ſeine Seele verlor das Gleichgewicht und er ſchickte ſich an, auf etwas zu antworten, das keiner Antwort wert war.

Als er um das Wort bat, wurde ihm das nicht nur mit der größten Achtung erteilt, ſondern die Herren am Vorſtandstiſch waren ſichtlich erfreut, und auch im Saal ſchien es das größte Intereſſe zu erwecken, daß ein Geiſtlicher ſich herabließ, hier eine Rede zu halten.

Heynsberg führte aus, daß der Redner ſich mit Recht ſo lobend über den hochwürdigſten Herrn Kaſpar Bottemanne, den früheren Biſchof von Haarlem, ausgeſprochen wegen des Ueberbringens der wiedergefundenen Reliquien des hl. Jerun von Haarlem nach Noordwyk. Ferner bemerkte er, daß dieſes Wiederfinden keine alleinſtehende

Tatſache ſei, da Bottemanne ja aus dem Wiederfinden von Reliquien ſozuſagen eine Branche gemacht habe. Denn nicht nur habe er den heiligen Jerun nach Noordwyk überführt, ſondern auch den wiedergefundenen heiligen Adalbertus von Haarlem nach Egmond gebracht.

Ueberdies habe er die ſeit Hunderten von Jahren verlorenen Gebeine des heiligen Alberich und des heiligen Gregor — die letzteren ſogar trotz des ſchwierigen Umſtandes, daß man nicht weiß, wo er begraben iſt — 1884 in Suſteren, einem Städtchen in Limburg, wiedergefunden, wo viele Reliquien ſind und wo alſo viel wiedergefunden werden kann, und ſolcherweiſe habe er „einen Teil des Schädels des heiligen Gregor“ und „einen koſtbaren Teil der Gebeine des hl. Alberich“ nach der Pfarrkirche zu Ymuiden gebracht.

Er, Redner, dächte nun gar nicht daran, die Verdienſte des heiligen Jerun als Patron der verlorenen Dinge herabzuſetzen. Der habe hundertundfünfzig Jahre nach ſeinem Tode einem Bauern ſeinen eigenen Körper angewieſen. Leicht ſei das ganz gewiß nicht. Aber Redner könne doch nicht umhin, dem Auditorium in aller Beſcheidenheit die Frage vorzulegen, ob das, was Bottemanne getan habe, nicht noch ſtärker ſei. Bei Jerun gelte es nur ſeinen eigenen Körper. Aber an ſeinem eignen Körper hat man Erkennungszeichen. Man weiß, daß die Naſe ſchief nach links gewachſen war oder etwas Aehnliches. Bei Bottemanne indeſſen galt es den

Körper anderer, und zwar nicht nur einen, sondern vier.

Wenn man nun bedenkt, fuhr Heynsberg fort, daß von Antonius von Padua, der neben Jerun der zweite Patron verlorener Dinge ist, dessen Hilfe in Holland angerufen wird, durchaus nicht bekannt ist, was er zurückgefunden hätte, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der heilige Jerun und der heilige Antonius, welcher Art im übrigen auch ihre unverkennbar großen Verdienste um die Gläubigen sein mögen, nicht als Bottemannes bezeichnet werden können, was das Auffinden verlorener Dinge betrifft. Allerdings steht dieser hochverehrte Bischof in dieser Hinsicht nicht allein da, weil das Finden verlorener Gegenstände sozusagen eine Spezialität so vieler heiliger Männer war; aber nichtsdestoweniger, man kann mit ihm Staat machen. Und er meine denn auch in aller Bescheidenheit, der Versammlung den Vorschlag machen zu dürfen, in Rom die Heiligsprechung Bottemannes zu erbitten — was könne es kosten? der übliche Preis für eine Heiligsprechung betrage zweihunderttausend holländische Gulden — denn dann würde Holland neben dem mehr schattenhaften Jerun und Antonius, aus der doch immerhin etwas dunklen Vergangenheit, einen wirklichen Patron der verlorenen Dinge aus unseren eignen Tagen besitzen.

Als Heynsberg geendet hatte, ließ Dekan Brancken sein Glas Kognak stehen und verließ

den hell erleuchteten Saal „Der fünf Kirchen Roms“.

Die Zuhörer hatten während der Rede anfänglich nicht gewußt, woran sie waren; die meisten begriffen auch jetzt nur halb, daß irgend etwas im Gange war, und der Vorsitzende hob, um Erklärungen zu vermeiden, rasch die Versammlung auf, nachdem er mit den übrigen Vorstandsmitgliedern flüsternd einige Worte gewechselt.

Als Heynsberg am nächsten Morgen auf Ersuchen des Dekans zu ihm in sein Sprechzimmer kam, ging der alte Mann, die Hände auf dem Rücken seiner Soutane gefaltet, unruhig hin und her.

Den Gruß seines Kaplans erwiderte er nicht; aber nachdem er noch eine Weile schweigend auf und ab gegangen, blieb er vor ihm stehen und sagte:

„Was sich hier vor kurzem innerhalb dieser vier Wände zugetragen hat, das habe ich aus Gründen, die wohl in erster Reihe darauf zurückzuführen sind, daß ich jedes Aufsehen gern vermeide, dem Bischof nicht mitgeteilt. Aber diesmal . . . hier auf meinem Tisch liegt der Liestermonder Anzeiger mit einem Referat über das gestern abend Gesprochene. Es ist Gott sei Dank nicht lang und Ihre Worte sind sehr gemildert. Aber ich wette hundert gegen eins, daß es Seiner Gnaden doch zu Ohren kommt, und er mich um Bericht ersuchen läßt. Sie schreiben mir daher für die Abendausgabe ein „Eingesandt“, in dem Sie erklären, daß der Referent, im besten

Glauben natürlich, ſich betreffs Ihrer Abſichten geirrt hat, oder wie Sie das ſagen wollen. Sie ſchreiben das ſofort. Wenn ich es auf die Redaktion bringe, wird es mir zuliebe ſchon aufgenommen werden. Das iſt das einzige Mittel, mit dem ſich dem biſchöflichen Zorn vorbeugen läßt. Sie ſehen, ich bin auch jetzt noch beſtrebt, jedes Aufſehen zu vermeiden. Aber eines müſſen Sie außerdem noch tun; Sie müſſen Seine Gnaden aus Geſundheitsrückſichten oder aus irgendwelchem andern Grunde um Verſetzung erſuchen; einen ſo unbequemen Kaplan, wie Sie einer ſind, will ich nicht länger behalten; ich bin ein alter Mann; ich will meine Ruhe haben."

Und als Heynsberg einen Moment nachdachte, wie er das, was er zu ſagen hatte, am beſten einkleide:

„Nun, wie lautet Ihre Antwort?"

„Meine Antwort, Herr Dekan, iſt, daß ich meine Worte nicht verleugne und alſo den Artikel für den Lieſtermonder nicht ſchreibe; daß es mir im übrigen ganz gleichgültig iſt, was Monſeigneur über meine Rede ſagt, da ich ihn doch demnächſt beſuchen wollte, um ihm mitzuteilen, daß ich die Kirche verlaſſe."

„Die Kirche verlaſſen? Sind Sie verrückt geworden?"

„Ich will das tun, was mit meinen Anſichten übereinſtimmt."

„Anſichten! Anſichten! Wir brauchen keine Anſichten zu haben. Nur die Kirche hat eine Anſicht."

„Das eben ist der hauptsächliche Grund, warum ich sie verlasse, Herr Dekan.“

„Es ist die reine Hoffart, junger Mann, eine eigne Meinung haben zu wollen.“

„Ich kenne natürlich dieses stets gebräuchliche Argument, fühle mich aber nicht dadurch getroffen.“

„Und was wollen Sie denn in der Welt anfangen, um sich Ihren Lebensunterhalt zu verdienen?“

„Das muß ich sehen.“

„Bei den Freimaurern werden Sie landen, bei den leibhaftigen Freunden des Teufels!“

Diesen Nachmittag mußte Heynsberg taufen; jeder Kaplan — die Pfarrer taufen am liebsten nur die Reichen, des Geschenkes wegen, denn es ist eine sehr langweilige und lange Zeremonie — hatte dafür und für andere ähnliche Angelegenheiten seine Woche. Auch war im kirchlichen Sinne nichts dagegen einzuwenden, da das Sakrament des nichtgläubigen Priesters ebenso gültig ist, wie das des gläubigen, vorausgesetzt, daß er nach der Absicht der Kirche handelt.

Und Dekan Brancken ließ ihn ruhig gewähren; denn er vermochte sich durchaus nicht mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Heynsberg wirklich die Kirche verlassen wolle, und war im übrigen viel zu ängstlich, um sich in solche Fragen einzumischen. Er dachte: bringen Sie das nur mit Ihrem Bischof ins Reine.

An jenem kalten Januartag war das Kindchen aus dem Hause, in dem es soeben geboren, durch

die rauhe Luft in die Sakristei der St. Ursulakirche gebracht worden. Denn das Kind soll nach Vorschrift der Kirche möglichst bald getauft werden, was in Holland genau befolgt wird.

Da stand nun die Wartefrau und trug auf ihren Armen Sempronianus. Denn der Kleine war ein Bauernsohn, und die katholischen Landleute in Holland geben ihren Kindern meist pomphafte Namen. Neben ihr standen der Vater, der Pate und die Patin und ihr gegenüber Heynsberg im Chorrock weiß bis zu den Knien, während die schwarze Soutane bis auf den Boden reichte, und darüber die Taufstola, die auf der einen Seite violett, auf der andern weiß war.

Heynsberg fragte den eben geborenen Knirps:

„Was verlangst du von der Kirche Gottes?“

Worauf der Küster, der sich zu dem Zweck in der Nähe der Wartefrau aufgestellt hatte, ihr zurief:

„Den Glauben.“

An Stelle des Paten und der Patin antwortete die Wartefrau für den Kleinen:

„Den Glauben.“

Und wieder Heynsberg:

„Was gibt dir der Glaube?“

Die Frage war so einfach nicht, und so blickte die Wartefrau denn auch verstohlen nach dem Küster, um zu erforschen, wie er darüber dächte.

Und wiederum der Küster:

„Das ewige Leben.“

Worauf wiederum die Wartefrau:

„Das ewige Leben.“

Nachdem er einen kurzen Satz gemurmelt, begann Heynsberg den Teufel aus dem Kleinen auszutreiben, indem er ihm dreimal leicht in das Gesichtchen blies und auf lateinisch aus dem Rituale Romanum rasch murmelnd las:

„Hebe dich weg von ihm“ (denn es war ein Knabe, sonst hätte er, einer Bemerkung in dem Rituale Romanum zufolge, „ihr“ sagen müssen). „Hebe dich weg von ihm, unreiner Geist, und mache Platz für den heiligen Geist, den Tröster.“

Darauf machte er mit seinem Daumen das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust des Kindes, während er schnell murmelnd las:

„Empfange das Zeichen des Kreuzes sowohl auf deiner Stirn † wie auf deinem Herzen †, nimm hin den Glauben der himmlischen Gebote, und deine Sitten seien derart, daß du schon jetzt ein Tempel Gottes zu sein vermögest. Lasset uns beten“, und so weiter bis zu der Konklusion: „Durch Christus, unsern Herrn.“

Worauf der Küster: „Amen.“

Dann legte Heynsberg die Hand auf den Kopf des Kindes und sagte:

„Lasset uns beten“, und so weiter bis: „Durch denselben Christus, unsern Herrn.“

Worauf der Küster: „Amen.“

Jetzt nahm der Priester exorzisiertes Salz, aus dem also der Teufel verjagt war, wie das bei der Bereitung des Weihwassers geschieht, und legte dem Kind ein wenig in den Mund, indem er sprach:

„Sempronianus, empfange das Salz der Weisheit; es gereiche dir zum ewigen Leben.“

Während nun der Küster „Amen“ sagte, begann der Bengel laut zu schreien.

Aber der Priester sprach zu ihm: „Friede sei mit dir.“

Nach einem weiteren Gebet begann er von neuem gegen den Teufel zu Felde zu ziehen:

„Ich beschwöre dich, unreiner Geist, im Namen des Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geistes †, auf daß du ausziehen mögest und zurückweichen von diesem Diener Gottes Sempronianus; denn er befiehlt es dir, verfluchter Verdammter (maledicte damnate), der mit seinen Füßen über das Meer gewandelt ist und Petrus, der beinah ertrank, die Rechte hingestreckt hat. Daher, verfluchter Teufel (maledicte diabole), wisse dein Urteil, und ehre den lebendigen und wahren Gott, ehre Jesus Christus, seinen Sohn, und den heiligen Geist, und lasse ab von diesem Diener Gottes Sempronianus; denn ihn hat Gott und unser Herr Jesus Christus zu seiner heiligen Gnade und zu seinen Segnungen und zur Taufe rufen wollen. Und dieses Zeichen des heiligen Kreuzes †, das wir ihm auf die Stirn setzen, wage niemals zu schänden, verfluchter Teufel. Durch denselben Christus, unsern Herrn.“

Wieder ein Gebet; dann legte Heynsberg ein Ende seiner Stola, das die Wartefrau in die Hand nahm, auf das Kind, und so ging der Zug — ein „Schleppchen“ war es also wieder, wie bei wiederhergestellten Wöchnerinnen — aus der

Sakristei in die Kirche, während Heynsberg beim Eintreten murmelte:

„Sempronianus, betritt diesen Tempel Gottes, auf daß du teilhabest, mit Christus am ewigen Leben.“

Der Küster: „Amen.“

Vor dem Altar wurde Halt gemacht; denn der Priester muß dort lateinisch das „Credo“ (den Glauben an Gott den Vater usw.) und das „Pater Noster“ (das Vaterunser) murmeln, und darauf das nämliche mit den Leuten auf holländisch beten.

Aber danach setzte sich der Zug wiederum in Bewegung, jetzt in die Richtung der Taufkapelle, in der St. Ursulakirche ein kleiner Raum neben dem Turm; vor dem Eingang machten sie nochmals Halt, und Heynsberg begann von neuem den Teufel zu beschwören:

„Ich beschwöre dich, jeglicher unreiner Geist“, bis zu der Konklusion: „Durch denselben Christus, unsern Herrn, der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten und die Welt durch Feuer.“

Der Küster: „Amen.“

Hier muß der Priester mit seinem Finger Speichel aus seinem Munde nehmen und die Ohren und die Nasenflügel des Kindes damit berühren. Während er das rechte Ohr berührt, und darauf das linke, sagt er: „Ephpheta“, welches syro-chaldäische Wort bedeutet: „Oeffne dich“, und gleich darauf die Nasenflügel berührend, spricht er: „Nach dem Duft der Süßigkeit. Du

aber, Teufel, fliehe hinweg; denn Gottes Urteil ist nahe."

Heynsberg vollführte auch diese Beschwörung, indessen mit der Ausnahme, daß er das Kind nicht mit seinem Speichel bestreichen wollte und daher zu Anfang mit seinem Finger nur seine Lippen berührte.

Darauf fragte er den Täufling auf holländisch:

„Widersagst du dem Satan?"
Der Küster flüsterte:
„Ich widersage."
Die Wartefrau antwortete:
„Ich widersage."
Und wiederum der Priester:
„Und allen seinen Werken?"
Worauf der Küster:
„Ich widersage."
Und nochmals die Wartefrau:
„Ich widersage."
Und darauf der Priester:
„Und aller seiner Hoffart?"
Und wiederum der Küster:
„Ich widersage."
Worauf die Wartefrau:
„Ich widersage."

Nun steckte Heynsberg seinen Daumen in eine kleine Büchse, in der ein Wattebausch mit heiligem Oel für Täuflinge lag (oleum catechumenorum) und mit diesem Daumen salbte er das Kind in der Form eines Kreuzes auf der Brust und zwischen den Schulterblättern, unter den Worten:

„Ich ſalbe dich † mit dem Oel des Heils im Namen Jeſu Chriſti unſeres Herrn, auf daß du das ewige Leben erlangen mögeſt.“

Der Küſter: „Amen.“

Die Beſchwörungen waren nun beendet, und Heynsberg wandte ſeine Stola um, ſo daß die violette Außenſeite nach innen gelangte und die weiße Innenſeite nach außen.

Dann wiſchte er ſeinen Daumen und die Stellen, die er geſalbt hatte, mit einem trocknen Wattebauſch ab, der danach erſt in einer Schachtel verwahrt und ſpäter verbrannt wird (geweihte Gegenſtände müſſen verbrannt werden, wenn ſie nicht mehr zum Gebrauch dienen), worauf die Aſche und was weiterhin übrig bleibt, in den zu dieſem Zweck in der Sakriſtei befindlichen heiligen Brunnen geworfen wird; denn alles, was nur irgendwie mit heiligen Gegenſtänden in Berührung geweſen iſt, muß in einen heiligen Brunnen geworfen werden. Ausgenommen die Prieſter ſelbſt.

Nachdem Heynsberg nun wiederum in holländiſcher Sprache an den Täufling einige Fragen gerichtet, worauf die Wartefrau geantwortet hatte, was der Küſter ihr vorſagte, wurde das Kind von dem Paten rücklings über das Taufbecken gehalten; mit einer ſilbernen Muſchel ſchöpfte der Prieſter Waſſer aus dem Taufbecken und ſprach auf lateiniſch, indem er dreimal in Form eines Kreuzes Waſſer aus der Muſchel auf die Stirne des Kindes goß, ſo daß es heruntertropfte: „Ich

taufe dich im Namen des Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geiſtes †."

Das Kind begann wieder zu ſchreien; man beeilte ſich ſein Köpfchen abzutrocknen, und Heynsberg ſteckte ſeinen Daumen in das heilige Chrisma, eine andere Art von heiligem Oel, und ſalbte das Kind auf dem Oberkopf in Kreuzesform, ſo daß ſich ein großes Kreuz bildete über den ganzen Kopf, von neuem etwas Lateiniſches murmelnd.

Nun nahm Heynsberg ein weißes Tuch, das Tauftuch genannt, breitete dies dem Rituale zufolge über den Kopf des Kindes, in Wirklichkeit über das ganze Kind, und murmelte wiederum etwas Lateiniſches.

Der Küſter: „Amen."

Danach gab der Prieſter der Wartefrau, die das Kind wieder übernommen hatte, eine brennende Kerze in die Hand, wobei er zunächſt über die brennende Fackel ſprach und mit dem Wunſch endete, Sempronianus möge leben von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Zum Schluß ſprach er: „Sempronianus, ziehe hin in Frieden, der Herr ſei mit dir."

Da Heynsberg bereits vor Beginn der Zeremonie die Namen des Kindes, des Vaters und der Mutter, die der Patin und des Paten und ſeinen eigenen Namen als taufender Prieſter in das Taufbuch eingetragen hatte, war die Feierlichkeit hiermit beendet. Eine Viertelſtunde hatte ſie gedauert, die übliche Zeit, vorausgeſetzt, daß der Prieſter raſch rezitiert. Die Leute gingen; der Küſter verwahrte die heiligen Oelbüchſen und

was sonst noch aufzuräumen war, und Heynsberg ging durch die Kirche nach der Sakristei zurück.

Langsam, und traurig um sich blickend, schritt er durch diese Kirche, in der er früher mit diesen Altären und Bildnissen und vertrauten Nischen und Kapellen so vertraulich gelebt hatte, die aber jetzt ein totes Haus war aus toten Steinen. Seine Seele war in Trauer: jahrelang hatte er diese Taufe mechanisch gemurmelt, heute aber hatte er bei den Worten gedacht und hatte sich dieser Dinge geschämt, dieses Glaubens aus längst vergangenen Zeiten, dieses Salbens mit Speichel und Oel.

Er hatte seine Schritte beschleunigt, warf in der Sakristei seine Stola nebst Chorrock auf die Kredenz, so daß der Küster aufblickte, legte rasch die Soutane ab und die Soutanelle an; er wollte fort aus diesem Haus, wo er sich plötzlich an der Dummerhaltung der Menschen mitschuldig fühlte.

Niemals hatte er das so empfunden: die Gewohnheit tut so viel. Aber heute schien ihm diese Kirche plötzlich wie ein Haus für geistig Verwachsene. Dieser Teufel, den sie dort mit Hilfe ihrer Kreuze mit und ohne Oel und mit und ohne Priesterspeichel und Salz und Wasser und Kerzen und Palmzweigen und mit gedankenlosem Gemurmel und mit einem ganzen Heer von Skapulieren und Medaillen und Reliquien fortwährend zu vertreiben behaupteten.... o, wenn es einen Teufel gab, so war dies sein Haus, so streute er hier als Großfürst der Hölle mit mächtiger Armbewegung das Schlafpulver

umher, das durch die Lüfte und über die weiten Ebenen dahinflog, und die Menschen in einen stumpfsinnigen Schlaf wiegte.

Heynsberg schritt über den Markt und ging in das Pfarrhaus, legte in seinem Zimmer seine Priestergewänder ab, warf Soutanelle und Kniehosen und Weste in einen Schrank und sagte: „Das ist das letztemal gewesen!“ Dann kleidete er sich „in Zivil“, wie die Geistlichen sagen, in Gehrock mit Zubehör.

Ein Gefühl der Freiheit kam über ihn; er wollte wieder fort, auch aus diesem Haus; er werde daher heute bei seiner Mutter zu Mittag essen und dann gegen Abend zu Hannchen gehen; die war seit Weihnachten wie umgewandelt, und er werde sie fragen, ob sie nicht als freie Menschen in die weite Welt hinausziehen wollten.

Fahlgrau hing der Himmel über dem Markt, als er aus dem Pfarrhaus hinaustrat.

Die plötzliche, zum mindesten in seinen Gedanken erfolgte, Ausführung der längst geplanten Tat hatte ihn nervös gemacht; sonst würde er seine Mutter mit Umsicht darauf vorbereitet haben.

Jetzt betrat er dort das Wohnzimmer, wo er als Kind ihren Erzählungen gelauscht hatte, und sagte:

„Mutter, ich habe die Soutane ausgezogen, ich gehe 'raus.“

„Wo gehst du denn hin, mein Junge?“ fragte sie, in der Meinung, daß er auf Reisen gehe, und deshalb in Zivil sei.

„So meine ich es nicht, Mutter. Ich gehe aus

der Kirche weg. Ich habe den Glauben verloren, und nun ſchreibe ich dem Biſchof, daß ich nicht mehr Prieſter ſein kann."

Sie ſaß in ihrem Lehnſtuhl vor einem der beiden Fenſter und ſtrickte an einem Strumpf; hinter ihr an der Wand hing die Lithographie der heiligen Apollonia, den Scheiterhaufen beſteigend, in der Hand die Kneifzange, mit der man ihr die Zähne ausgezogen. Sie ließ den Strumpf in ihren Schoß ſinken, blickte ihn an, dachte einen Augenblick, während ſie ihn da nervös im Zimmer auf und abgehen ſah, er ſei nicht recht bei Sinnen.

„Junge, ſag doch nicht ſo wunderliche Dinge! Wie kommſt du darauf? Wenn andere Menſchen dich mal hörten!"

„Nun, die werden es ja ſehr bald hören."

„Jeſus, Maria, Junge, du meinſt doch nicht etwa im Ernſt, was du da ſagſt!"

„Ja, gewiß meine ich das. Ich kann dieſen Unſinn nicht länger mitmachen."

Er hatte aufgehört hin und her zu gehen und ſich an das andere Fenſter geſetzt; er nahm eine Zigarre aus ſeiner Zigarrentaſche und zündete ſie an. Eine Art von Unempfindlichkeit war über ihn gekommen: er hatte ſo lange Kummer gehabt, daß er jetzt an den Seelenſchmerz anderer nicht dachte.

Auch die Mutter empfand nicht ſogleich Kummer; ein ungeheures Erſtaunen, das war das erſte, was über ſie kam. Sie ſaß regungslos da, blickte ihn ſtarr an, die Gedanken waren für eine

Weile aus ihrem Geiſt entſchwunden; ſie ſah nichts anderes als jenen Sohn da, der eine Zigarre rauchte. Ihre Lippen hatten ſich leicht geöffnet; der Kehlkopf bewegte ſich wie bei einem, der nach Atem ringt.

Endlich hob ſie die Hände empor, faltete ſie und ſagte, während ſie ihren Sohn noch immer ſtarr anblickte:

„Jeſus, Maria!“

In den Gärten dort draußen eine regungsloſe Winterdämmerung, in dem Zimmer ein graues Dunkel. Und nun ſie ſchwieg, war es ſtill wie draußen.

„Mutter, es iſt hier kalt; ſoll ich den Ofen ein wenig ſchüren?“

„Jeſus, Maria! Er ſpricht vom Ofen!“

„Ja, Mutter, ich kann doch nicht frieren, weil ich die Kirche verlaſſe.“

„Aber, Junge, begreifſt du denn nicht, daß du mich peinigſt mit deinen rohen Worten?“

Ja, das begann er nun zu begreifen.

„Sei mir nicht böſe, du haſt recht. Das heißt: mitteilen mußte ich es dir doch. Jetzt habe ich es mit einem Mal ganz geſagt. Das iſt vielleicht noch das beſte.“

„Haſt du es denn ſchon bekannt gemacht?“

„Nein, du biſt die erſte, die es hört.“

Die alte Frau gewann ein wenig Hoffnung.

„O Junge, ſo laß uns doch erſt noch einmal miteinander reden.“

Sie ſprach feurig auf ihn ein; ſie ſprach von dem Glauben, den der Menſch nicht entbehren

könne, um ſelig zu ſterben; von den vielen Heiligen, über die gleichfalls die Verſuchungen des Zweifels gekommen und die doch wieder fromm geworden; aber als ſie einſah, daß ihr Kind bei ihren Worten unbewegt blieb, wurde ſie tief unglücklich und begann leiſe zu ſchluchzen.

„Mutter, ich muß dich bitten, es mir nicht ſchwerer zu machen, als es ſchon iſt.“

„Ich hatte zwei Kinder,“ ſprach ſie, „ich habe ſie beide Gott geopfert, und nun iſt dies mein Lohn, daß einer von ihnen, und ſogar der Prieſter, ein Apoſtat wird.“

„Das iſt die übliche Redensart katholiſcher Mütter,“ antwortete Heynsberg, „aber du biſt ſehr im Irrtum. Ich ſage das nicht, um dir einen Vorwurf daraus zu machen, glaube nur bemerken zu müſſen, daß du nichts geopfert haſt; im Gegenteil; dir war es lieb, daß dein Sohn Prieſter wurde. Ich aber bin wohl geopfert worden. Laß mir jetzt zum mindeſten die Freiheit, der Sache ein Ende zu machen.“

Während des Mittageſſens weinte ſie und aß nichts. Und das Reden und Schluchzen irritierte den ohnedies ſchon überreizten jungen Mann ſo ſehr, daß er alsbald aufſtand und ſagte:

„Wahrſcheinlich werde ich morgen abend daheim ſchlafen. Allerdings bleibe ich nur kurze Zeit; denn ich gedenke Lieſtermonde bereits nächſter Tage zu verlaſſen.“

Als er wiederum auf den Markt hinaustrat, hing ein rötlicher Himmel über der von Laternen beleuchteten Stadt. Am Pfarrhaus vorüber-

kommend, warf er einen Blick auf die Fenster seines Zimmers; dort würde er also zum letztenmal diese Nacht schlafen, und dort würden sie heute abend wieder im Wohnzimmer sitzen und Karten spielen.

Vor dem Turm der St. Ursulakirche sah er beim Schein einer Laterne auf seine Uhr; er wollte eine gute halbe Stunde spazieren gehen und dann den Weg zur Ringstraße einschlagen.

Da zogen zwei Herren, Pfarrkinder, den Hut vor ihm. Aber warum blickten sie ihn so seltsam an? O ja, natürlich, er trug ja Zivilkleidung . . .

Eine halbe Stunde hatte er also vor sich, und beschloß daher, zum Bahnhof zu gehen. Das liebte er immer sehr, Züge in die Welt, in die große Welt hineinfahren zu sehen. Ueber Ebenen und Ströme und Berge hinweg, in die offene, weite Welt hinaus. Gefüllt mit Menschen kamen sie, noch voller gingen sie, und dann kamen und gingen wieder andre, und schon wieder andre. Wie hatte er sie oftmals beneidet, die, die darin saßen hinter den erleuchteten Fenstern im Abendschein, Fenster an Fenster, diese Menschen, die gingen, fort, irgendwohin. Fort aus all dem Dumpfen, Drückenden, die Kehle Zuschnürenden.

Es war mittlerweile halb acht geworden, als er vor der Ezermansschen Villa auf die elektrische Klingel drückte.

Er traf Hannchen, die sich in den letzten Tagen besonders nett kleidete und die heute ein elegantes graues Kostüm trug, im Wohnzimmer, wo der heilige Antonius von Padua noch an

der Wand hing, jetzt aber hinter zerbrochenem Glase.

Gleich beim Eintreten fiel es Heynsberg auf, und nachdem er sie begrüßt hatte, wies er schweigend mit der Hand auf das beschädigte Bild.

„Ja," sagte Hannchen, „ich bin furchtbar albern gewesen. Ezermans ist heute morgen für ein paar Tage auf Reisen gegangen, in Geschäftsangelegenheiten, glaube ich, und da habe ich während des Frühstücks den heiligen Antonius mit Papierkugeln beworfen. Erst waren sie ganz leicht, aber ich machte sie immer schwerer, bis endlich das Glas entzwei ging. Ich habe schon zum Glaser geschickt; morgen früh wird es repariert."

Als Heynsberg ihr darauf erzählte, was er zu tun gedenke, starrte auch sie ihn angesichts der Ungeheuerlichkeit dieser Handlung eine Weile schweigend an.

„Also daher in Zivil!"

„Ich habe die Soutane in den Schrank geworfen. Und jetzt bin ich hierher gekommen, mein liebes Kind, um dich zu fragen, ob du bereit bist, mit mir ins Unbekannte hineinzugehen. Als meine Frau natürlich. Das heißt, ohne verheiratet zu sein, selbstverständlich; denn Ezermans als gläubiger Katholik wird niemals in eine Scheidung einwilligen, selbstverständlich."

Sie sprang erfreut auf und kam zu ihm.

„Ja, was sollte ich denn sonst wohl tun, als mit dir gehen? Je eher, desto lieber will ich fort!"

Sie hatte ſich auf ſein Knie geſetzt und ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken.

„Wann gehen wir, beſter Mann?“

„Uebermorgen, denke ich.“

„Alſo nur noch einen Tag brauche ich hier zu ſein. Aber an ein ſolches Glück“, fügte ſie nachdenklich hinzu, „kann man kaum glauben. Daran iſt nicht zu glauben.“

„Warum nicht?“

Sie erhob ſich, ging einmal auf und ab, blickte düſter vor ſich hin.

„Fehlt dir was?“ fragte Heynsberg. „Du ſchauſt ſo ernſt.“

„Beſter Andree, ich dachte eben nach. Ich fürchte, es wird nicht gehen.“

„Wieſo?“

„Wenn ich mit dir ginge, würde die Welt ſagen, du hätteſt die Kirche um eines Weibes willen verlaſſen. Dies würde dir zur Schmach die Runde machen. Auch die, die wüßten, daß der eigentliche Grund ein ganz anderer war, würden es dennoch behaupten und zum Vorteil der Kirche ausbeuten. Ich will alles für dich tun, nicht aber, daß ich ſelbſt dich ins Gerede bringe und den Adel deines Handelns verdüſtere. Was ich in einem Jahr tun werde, weiß ich nicht, aber jetzt darf es nicht ſein.“

Heynsberg widerſprach ihr, obgleich er ſehr wohl einſah, daß es ganz richtig war, was ſein Hannchen da behauptete.

„Und dann,“ ſagte ſie etwas ſpäter: „eine Frage. Wenn ich mit dir ginge, würden wir die

Kosten eines Haushalts haben. Wir könnten ja sehr einfach leben; aber Geld kostet es doch immer. Ich selbst würde natürlich nichts besitzen; aber hast du nun wohl mit diesen Kosten gerechnet?"

„Ich habe noch fünfhundert Gulden übrig."

„Wo ist denn all dein Geld geblieben?"

„Ja, wo! Freunde und Arme sind teure Kunden! Und mein Studium! Und ich habe Reisen gemacht."

„Armer Junge! Ihr Priester wißt doch vom Leben rein nichts. Wie lange glaubst du denn, daß wir mit diesen fünfhundert Gulden reichen würden?"

„O, mit fünfhundert Gulden lebt man eine ganze Zeit. Und ich suche natürlich eine Tätigkeit. Ich will zur Journalistik gehen."

„Ich bezweifle, ob dir das so bald glücken wird. Aber ich will dir die Hoffnung nicht rauben. Davon verstehe ich ja übrigens auch nichts, gar nichts! In keinem Fall darfst du, Andree, auch aus diesem Grunde, eine Fessel am Bein haben. Ich darf dich nicht daran hindern, daß du dein Ziel erreichst. Und angesichts der kleinen Geldsumme würde das zweifellos der Fall sein."

Der freudige Mut, mit dem er gekommen, schwand vor dem harten Leben.

Lange sprachen sie hin und her, und überlegten; denn er hatte stets wieder neue Argumente. Aber das Recht war so augenfällig auf ihrer Seite, daß er doch schließlich mit seinen Beweisführungen aufhörte.

Dann sprach er traurig:

„Die Hoffnung, daß du mit mir gehen würdest, hatte mir Lebensmut gegeben für meine düstere Zukunft.“

„Ich habe nicht gesagt,“ antwortete Hannchen, „daß ich in einem Jahr nicht gern kommen würde.“

Nein, das hatte sie nicht gesagt. Er wußte ja, daß sie wollte, wenn sie nur könnte. Aber während des Gesprächs war die Furcht über ihn gekommen, daß es niemals möglich würde. Ein Haushalt! Er hatte nicht daran gedacht, was das finanziell bedeutete, auch wenn man seine Ansprüche auf das Einfachste beschränkt.

Das Leben hatte ihn betrogen, begann er voller Bitterkeit zu behaupten. Die Jahre, die andre junge Leute einem Studium widmeten, für das sie im späteren Leben einen entsprechenden Lohn fordern konnten, waren für ihn verloren. Dafür sorgten die Herren Bischöfe, daß brauchbare Wissenschaft auf ihren Seminarien nicht gelehrt wurde, denn dann würden später, Gott weiß wie viele, der Sache Valet sagen. Hannchen habe vollkommen recht, sagte er; es sei Torheit, zu erwarten, daß die Gesellschaft einem für nichts etwas geben würde. Wenn er demnächst die Kirche verließ, würde er nur eine negative Tat getan haben.

„Dann hast du gehandelt wie ein ehrlicher Mann.“

Aber dafür gäbe niemand etwas, und er erzählte, welch eine traurige Existenz abtrünnige Priester auch in Frankreich und Deutschland

führten. Wie hatte er so toll sein können, es ihr im Ernst zuzumuten, das Elend eines Apostaten mit ihm zu teilen?

Sie versuchte ihn zu beruhigen; aber er wurde stets heftiger, und während er von neuem über den völligen Zusammenbruch seines Lebens sprach, behauptete er, daß es am besten wäre, allem ein Ende zu machen.

„Aber, lieber Andree!"

„Warum denn nicht? Dann würde die Komödie des in Wahnbilder verstrickten jungen Mannes, der katholischer Priester ward, aus sein. Dann würde der grüne Rasen allen Kampf und alle zukünftige Raserei mit seiner großen Ruhe bedecken. O, es ist nicht erhaben, daß man es nicht tut. In der Ewigkeit sind wir weniger denn ein Sandkorn. Und aus dem einen Elend in das andere zu gelangen, das ist für die meisten die einzige Lebensfreude."

Es war inzwischen schon spät geworden; er erhob sich, um zu gehen, und während er sich mit den Händen durch die Haare fuhr, erschreckte sie der Ausdruck seiner Augen.

Sie ging mit ihm in den Korridor, um ihn bis zur Haustür zu begleiten, und als diese hinter ihm ins Schloß fiel, zog sie eilends ihren Pelzmantel an, setzte eine Pelzmütze auf und war im nächsten Augenblick auf der Straße. Sie sah ihn: etwa hundert Schritt vor ihr war er gerade in die Kastanienallee eingebogen.

Was wollte er dort? Warum bog er in die Kastanienallee ein, während sein Weg zum

Pfarrhaus gerade in entgegengeſetzter Richtung lag?

Raſch ausſchreitend folgte ſie ihm, um ihn einzuholen und zu ſorgen, daß er heimginge.

Die Dunkelheit war ein wenig durchſichtig; denn die Ränder der treibenden Wolken wurden ſilbern beſchienen von dem verborgenen Mond. Und ſo ſah ſie, wie er eilig und nervös dort vor ihr herging, ſo daß ſie ſchon daran verzweifelte, ihn einholen zu können, und zu rennen begann.

Am Ende der Allee, vor dem St. Blaſius-ſtift, blickte er hinauf zu Etiennes Fenſtern, wo zwiſchen den Latten der Jalouſie ein Lichtſchein glänzte.

Einen Augenblick hoffte ſie, er würde dort eintreten; aber dafür war es übrigens ſchon zu ſpät, und ſie ſah ihn den Weg rechts abbiegen.

Was er dort nur wollte? Da war nichts anderes als die Lieſter und der Sandweg, wie ſie nebeneinander von der Heide kamen.

Sie ſah ihn weitergehen, wie gehetzt; ſie war beinahe außer Atem; denn ſie hatte ihn mit ihrem Rennen faſt eingeholt. In der Dunkelheit ſah ſie immer wieder, wie er ſich mit der Hand an die Stirn griff; jetzt blieb er ſtehen; einen Augenblick brach der Mond wie eine ſilberne Scheibe zwiſchen den Wolken hervor und warf ſein Licht auf ihn, während er auf die Lieſter ſchaute, die dort zwiſchen dem Schilf von der Heide her dem Fluß zuſtrömte . . . .

Aber im nächſten Augenblick war ſie an ſeiner Seite und ſah, wie er erſchrak vor einem menſch-

lichen Weſen auf dieſem einſamen Wege in der Nacht.

„Ich bins, Andree! Hannchen! Und jetzt kommſt du mit mir, nicht wahr?“

Wie ein Kind ließ er ſich führen, indes keiner von beiden über das ſprach, was er hätte tun oder nicht tun wollen.

Als ſie wiederum in die Straßen der Stadt gelangten, wo die Vorübergehenden ſie im Schein der Laternen ſehen konnten, ſagte er, daß er nun lieber allein weitergehen wolle.

„Kann ich darauf rechnen, daß du dich ſchlafen legſt?“

Er drückte ihr die Hand zur Beſtätigung.

* *
*

An demſelben Abend um acht Uhr klopfte Nelly van Heel bei Kaplan Borret an. Sie öffnete die Tür zu dem dunklen Zimmer, in dem noch kein Licht brannte, und gewahrte in dem matten Schein, den eine Straßenlaterne durch das Fenſter warf, den Prieſter, der unweit des Fenſters auf einem Stuhl ſaß.

„Haben Sie noch kein Licht angezündet? Soll ich es tun?“

„Ja, beſtes Kind! Das heißt, es iſt ſonſt nicht meine Gewohnheit, junge Damen für mich arbeiten zu laſſen. Aber ich fühle mich nicht ganz wohl.“

Nelly hatte das Gas angezündet und blickte

beſorgt auf ihn, während ſie die Fenſtervorhänge zuzog.

„Wollen wir die Stunde dann nur lieber verſchieben?“

„Nein, o nein! Ich bin nicht krank. Ich fühle mich elend, ſehen Sie, und dann iſt Geſellſchaft, das heißt angenehme Geſellſchaft, gerade ſehr gut für mich. Immer ſo allein! Es drückt gar zu ſehr! Früher glaubte ich, daß es viel behaglicher ſei als zuſammen mit ſolchen Menſchen . . . Nun ja, halten Sie ſich nur manchmal die Ohren zu, wenn Sie bei mir ſind . . .“

Es machte großen Eindruck auf ſie, was er da ſagte. Das war genau das gleiche, was ſie ſelber empfand. Auch ſie war ſo völlig allein. Ihre Eltern waren tot, einen Onkel hatte ſie wie Ezermans, und Tante Hannchen war zwar ſehr gut, ſchien aber allzeit betrübt zu ſein. Und in der Schule war ſie älter als alle andern Mädchen. Niemanden hatte ſie, mit dem ſie ſich mal ſo recht hätte ausſprechen können. Denn die Nönnchen, das war ſchon gar nichts, vor denen fürchtete ſie ſich.

„Alſo wollen wir nur anfangen“, ſagte Borret. „Geben Sie mir mal den Katechismus her, mein Kind!“

„Wir ſind hier ſtehen geblieben.“

„Richtig, richtig! Nun ſagen Sie mir einmal: „Welches ſind die hauptſächlichſten guten Werke?“

„Die hauptſächlichſten guten Werke ſind: Beten, Faſten und Almoſen geben.“

„Ja," ſagte Borret, während er aufſtand und anfing, hin und her zu gehen, „Almoſen geben kann ich nicht mehr; man hat mir mein halbes Einkommen wegſtibitzt. Aber faſten kann ich alſo um ſo beſſer. Das gleicht ſich aus. Und beten kann ich den ganzen Tag, denn arbeiten darf ich nicht mehr. Was für ein Gottesdienſt! Was für eine Auffaſſung von Religion, die die Arbeit nicht zu den guten Werken rechnet, die einen mit ihren guten Werken zum Faulenzer macht und dumm und untauglich zu jeglicher Arbeit."

Er hatte ſich wieder hingeſetzt; er war bleich; ſeine Lippen zitterten nervös.

Und ſie ging zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte:

„Ich wünſchte, daß Sie mein Bruder wären; dann dürfte ich Sie fragen, was Sie quält."

Die vertrauliche Hand auf ſeiner Schulter war eine Wohltat für die ermattete Seele. Seine Augen feuchteten ſich, während er ſprach:

„Das iſt ſehr lieb von Ihnen."

Sie ließ es zu, daß er den Arm um ſie ſchlang, ſie an ſich zog und ihr einen Kuß auf die Stirne gab.

Und er ſprach ihr von ſeinem Kummer, ſeinem bittern Kummer. Von dem Unterdrücken ſeines Buches ſprach er, und daß er nicht mehr ſchreiben dürfe, daß ſein Leben fortan tot ſei. Das ganze traurige Unheil ſeines einſamen Daſeins, das er mit Arbeit auszufüllen gehofft hatte, brach in ſtets ſchärferen Worten hervor.

Und ſie fand es ganz natürlich, daß ſie, nach-

dem er sich ein wenig beruhigt, wie ein kleines Kind auf seinem Schoß saß.

Er war sehr lieb und sehr sanft zu ihr, und als sie sich jenen Abend in dem großen Pensionats-Schlafsaal zu Bett legte, und die Decke über sich zog, lag in der Dunkelheit ein Lächeln auf ihrem Antlitz: — sie war nicht mehr allein in der Welt!

* *
*

Am nächsten Morgen ging Heynsberg, nachdem er seine Messe gelesen — er wollte bis zuletzt seine Pflicht tun — im Gehrock zu Dekan Brancken und meldete ihm, daß er vom Generalvikar einen Brief empfangen habe mit der Order, Seine Gnaden noch heute zu besuchen.

„Und in diesem Anzug gehen Sie?" fragte Brancken entrüstet.

„Wie Sie sehen, Herr Dekan."

Eine Stunde später in der Bischofsstadt angelangt, ging er, denn es war gerade Zeit zum Frühstück, in ein einfaches Hotel. In dem Restaurant saßen mehrere Gäste, zumeist an dem gemeinschaftlichen Tisch; er selbst wählte, da er keine Neigung zur Geselligkeit hatte, einen kleinen Tisch in einer Ecke.

Eine Weile schon hatte er dagesessen und gerade die Rechnung bezahlt, als der Portier den Saal betrat und ein paar Worte an eine junge Frau richtete, die an der Table d'hote saß.

Heynsberg, der gerade in die Richtung blickte,

ſah ihre feinen Züge und ihr rotes Haar; war das nicht Liſe Roujou?

Die Dame mit den roten Haaren antwortete:

„Ich möchte gern nochmals Feder und Tinte, Portier.“

Die Frauenhand flog raſch über das Papier, und es dauerte nur kurze Zeit, da ſtand ſie auf und las den verwunderten Gäſten mit lauter Stimme vor:

An Seine Biſchöfliche Gnaden
Herrn van Dorſem.

Hochwürdigſter Herr,

Ich habe Sie ſoeben in einem höflichen Schreiben erſucht, mir fünfundzwanzig Gulden zu leihen, da ich meine Hotelrechnung nicht bezahlen kann. Sie laſſen mir mündlich ſagen, daß Sie darauf keine Antwort erteilen. Ich bin daher ſo frei, Sie daran zu erinnern, daß Sie als Pfarrer zu Hildesborg ſämtliche Mädchen, derer Sie habhaft werden konnten, verdorben haben. Mir ſcheint, daß eine Buße von fünfundzwanzig Gulden dafür ein geringer Betrag iſt, und keiner der Gäſte des Hotels „Zum Goldenen Schwein“, wo ich dieſes Schreiben im Reſtaurant vorlas, hat behauptet, daß ich mich in einem Irrtum befinde.

Ihre untertänige Dienerin

Liſe Roujou.

„Bitte, Portier! Oder nein, einen Augenblick! Ich will noch auf das Kuvert ſchreiben, daß man auf Antwort warten ſoll.“

Heynsberg erhob sich und eilte durch den Saal, dem Ausgang zu.

„O, Herr Kaplan Heynsberg," rief Lise Roujou, „Sie brauchen meinetwegen den Saal nicht zu verlassen. Wäre ich seinerzeit Ihrem Rat gefolgt, so würde ich jetzt nicht hier sitzen; Ihnen wird niemand etwas Böses nachsagen."

Daran hatte er indessen nicht im Entferntesten gedacht; er ging nur, weil ihn ein Abscheu packte vor dem ganzen Milieu, in dem er bisher gelebt, die Empörung gegen diesen Bischof, der als Pfarrer ihm Vorwürfe gemacht hatte, als er dem nämlichen jungen Mädchen den guten Weg gewiesen.

Er wollte nicht mehr zu jenen Menschen hin; er würde ihm von Liestermonde aus schreiben. Er legte sich einen ausführlichen Brief zurecht; aber als er gegen Abend in seinem Zimmer damit beschäftigt war, sah er die vollkommene Nutzlosigkeit ein, und schrieb er einfach, daß er die Kirche verlasse. Dem Dekan sandte er eine Abschrift des Briefes, dankte ihm zugleich für das ihm allzeit erwiesene Wohlwollen und verließ das Pfarrhaus.

Er ging wieder zu seiner Mutter. Als er dort ins Wohnzimmer trat, fragte sie ihn, ob er es getan habe, und als er bejahend antwortete, schaute sie ihn an wie ein fremdes Wesen. Sie hatte, so viel sie wußte, noch niemals einen Menschen gesehen, der im Bann war. Sie hatte sich einen solchen gedacht wie ein wildes Geschöpf.

Und jetzt saß hier vor ihr jemand, der allein

ſchon durch die Handlung, die er begangen hatte, ſich in dieſem fluchwürdigen Zuſtand befand. Es war ihr Sohn, den nun künftig alle Gläubigen würden meiden müſſen, weil er ihrer Seele und der ganzen Kirche gefährlich war. Sie wunderte ſich, daß er noch ſo ausſah wie früher. Sie weinte nicht mehr; aber ihr war ein wenig bange; ſie hegte eine ſtille Furcht, daß Zeichen oder Wunder geſchehen würden, nun ein ſolches Kind des Teufels in ihrem Hauſe war.

Als Heynsberg an dieſem Abend zu Hannchen kam, um ihr von ſeinen Erlebniſſen zu berichten, traf er dort auch Borret. Der war ein ganz anderer Menſch geworden, und ſehr ernſt. Er ſprach nicht mehr ſeine roh ſcherzende Sprache, ſondern ſagte in einfachen Worten, was ſich zwiſchen ihm und Nelly ereignet, und daß auch er im Begriff ſei, die Kirche zu verlaſſen.

Seitdem er voll empfand, was die Liebe iſt, war der letzte Zauber des katholiſchen Glaubens mit ſeinem Zölibat, dieſer Mißachtung des Allerſchönſten, für ihn geſchwunden, war die letzte Furcht vor Hölle und Teufel von ihm gewichen; denn daß es einen Gott geben könnte, der den armſeligen Menſchen dies Gefühl von Seligkeit und wahrer Reinheit verübeln würde, lag hinter ihm wie die Hirngeſpinſte minderwertiger Menſchen, die, während ſie über ihre Natur hinauswollen, in Lächerlichkeit verfallen.

* *
*

Der Winter ging, der Sommer kam. An einem warmen Juninachmittag hielt vor dem Lieſtermonder Bahnhof ein offener Landauer. Auf dem Bock ſaß der Kutſcher, am Wagen ſtand ein Diener, bereit den Schlag zu öffnen. Ein Zug fuhr ein, und gleich darauf traten Borret und ſeine Frau mit ihrem Freunde Heynsberg aus der Bahnhofshalle und nahmen in dem Wagen Platz. Dieſer ſollte ſie nach dem Dorf Houtwyk fahren, wo die Borrets ein Landgut bewohnten; aber der Kutſcher fuhr zunächſt in die Stadt hinein.

„Denn“, ſagte Borret zu Heynsberg, „der Bäcker will uns dort auf Anſtiften des Pfarrers hin nichts mehr liefern. Zum Glück bin ich mein eigener Gemüſezüchter, und unſer Gärtner iſt ein wenig taub, ſo daß er behauptet — auch eine Reſtriktion — daß er den Pfarrer nicht verſtehen könne. Und der Houtwyker Schlächter iſt ein Jude, der ſich alſo ebenfalls nicht ganz dazu eignet, zu tun, was ein katholiſcher Seelſorger verlangt. Drum wollen wir uns unterwegs in Lieſterwalde ein paar Korinthenbrötchen kaufen.“

Nelly van Heel und Etienne Borret waren, nachdem er noch im Januar die Soutane abgelegt, im März getraut worden. Zuvor hatte Ezermans, als einſtiger Vormund, über Nelly's ziemlich beträchtliches Vermögen Rechnung abgelegt, und ſie hatte ihm für ſeine lobenswerte Verwaltung herzlich gedankt.

Nach ihrer Hochzeit waren ſie an die Riviera gereiſt; der kommende Sommer hatte ſie nach Baden-Baden geführt, und jetzt, vor einigen

Wochen, hatten sie ihr Landgut in Houtwyk bezogen.

Als sie zum erstenmal zusammen in das Dorf einfuhren, hatte Borret gesagt:

„Nun, Nelly, möchtest du dich jetzt vielleicht lieber wieder scheiden lassen? Dann könnte ich, wie du es im vorigen Sommer wünschtest, hier dein Pfarrer werden."

Aber Nelly hatte geantwortet, daß es ihr so, wie es nun einmal sei, sehr wohl gefalle, und daß er doch auch auf diese Art, trotzdem er die Stola nicht mehr anlege, für sie der beste Beichtvater sei, der niemals mit ihr zanke und ihr stets für alles Absolution gebe.

Der Landauer mit den drei Insassen fuhr, nachdem man in Liestermonde dies und jenes eingekauft, durch den Wald, dann an der Ruine und dem Teufelsberg vorüber, und nach etwa dreiviertel Stunden gelangte der Wagen in die alte schattige Allee des Dorfes, wo zu beiden Seiten die Bauernhäuser mit ihren Schilfdächern und dazwischen vereinzelte moderne Häuschen standen. Ein Seitenweg wurde eingeschlagen, und alsbald bog man in die Auffahrtallee zu einem vornehmen Landhause im Stil des achzehnten Jahrhunderts ein, das von Rasenflächen, Ziergärten und Wald umringt war.

Kurz darauf kam auch Hannchen Ezermans an einem schwülen Sommertage dort zu Besuch. Der Abend brachte eine leichte Kühle, und man erging sich auf den Waldwegen. Hannchen war den ganzen Nachmittag über ein wenig nervös

gewesen, und Heynsberg meinte immer wieder, daß sie ihn anschaue mit einem Blick, als habe sie ihm etwas zu sagen. Jetzt, auf dem Spaziergang, während sie zu zweit ein wenig zurückblieben, kam es dort in der Abendstille und der Dunkelheit plötzlich heraus:

„Andree, dies ist kein Leben mehr für mich. Seitdem du fort bist, macht Ezermans wiederholt Anspielungen darauf, daß du nicht mehr in Liestermonde bist. Und die Geistlichen kommen immerfort, weil ich meine kirchlichen Pflichten nicht mehr erfülle. Ich halte das nicht länger aus. Wenn du willst, gehe ich mit dir."

„Liebes Hannchen," antwortete Heynsberg, „ich habe mir das Leben eines früheren Geistlichen zu leicht gedacht. Ich habe nichts zu essen und nichts zu trinken für dich; du darfst nicht mit mir gehen. Wie du siehst, bin ich anständig gekleidet, aber dafür sorge ich auch ängstlich; ich will nicht wie ein Bettler aussehen; ich bin zu stolz, um meine Armut zu zeigen. Aber ich habe kaum etwas zu essen. Ich habe mir alle nur denkbare Mühe gegeben, um etwas zu finden. Ein paar lateinische Stunden habe ich. Aber was ich wollte, für Zeitungen schreiben, das gelingt mir nicht. Vielleicht, weil ein einstiger Priester so seltsam in der Gesellschaft dasteht, von der er nichts weiß, und also auch nicht über Stoffe schreiben kann, die die Menschen interessieren. Jahrelang war er tot. Dann tritt er ins Leben und braucht lange Zeit, um sich damit vertraut zu machen. Etienne will mir jetzt finanziell helfen; sonst würde

ich übel daran ſein. Er hat mir angeboten, ich ſolle auf ſeine Koſten noch Jura ſtudieren. Das iſt keine Kleinigkeit. Denn ich muß erſt noch für das Abiturium arbeiten. Aber ich tue es; ich weiß keinen anderen Ausweg. Alſo du ſiehſt, mein liebſtes Hannchen, wie traurig es um unſer liebes Verhältnis beſtellt iſt. Nur auf die ferne Zukunft können wir hoffen."

Hannchen empfand einen leichten Schwindel und ſtützte ſich einen Augenblick an einen Baum, der am Wege ſtand. Von dieſem Tage hatte ſie gar ſo viel erhofft. Diesmal hatte ſie nicht nachgedacht und in eitler Hoffnung gelebt. Und als ſie wiederum neben Heynsberg einherging, am ſpäten Sommerabend, trocknete ſie ſich die Augen.

Heynsberg blieb nur kurze Zeit in Houtwyk. Denn er wollte ſein neues Studium, für das er nach Amſterdam zu gehen gedachte, möglichſt bald beginnen.

Die letzte Nacht vor ſeiner Abreiſe ſchlief er im elterlichen Haus, wo er noch einige Bücher und Kleinigkeiten hatte, die er mitnehmen wollte. Als er am nächſten Morgen um acht Uhr angekleidet in ſeinem Schlafzimmer ſtand, das vorn an der Straße hinter der Urſulakirche lag, hörte er ein ſtets lauter werdendes Summen und Singen.

Hinausſchauend, an den gewaltigen Mauern entlang, die da vor ihm emporragten, hörte er zu Anfang nur immer das Summen und Singen eines Prozeſſionslieds. Doch bald ſah er links eine Schaar Menſchen erſcheinen, Männer und

Frauen, in Sonntagskleidung, Ezermans mit einem Banner voran. Immerfort ſingend, ſchritt er langſam vorwärts und wurde ſtets größer, der Zug; der letzte Teil, der offenbar vorn aus der Kirche kam, wo als Einleitung der Wallfahrt zu St. Jerun die heilige Meſſe zelebriert worden war, nahm kein Ende; ſtets größer wurde die Zahl der weit geöffneten Münder, aus denen es ſchallend erklang:

Laßt uns gehn,
Laßt uns gehn,
Daß Jerun wir mögen ſehn!
Meine Seel' iſt voll Verlangen,
St. Jerun mög' mich umfangen.
St. Jerun! St. Jerun!
Hilf uns! Hilf uns!
Hilf uns nun!

Wie wird's ſein,
Wie wird's ſein,
Wenn zu Noordwyk wir ziehn ein?
In die Stätt' voll Huld und Gnade
St. Jerun weiſt uns die Pfade.
St. Jerun! St. Jerun!
Hilf uns! Hilf uns!
Hilf uns nun!

Ezermans war jetzt mit den Vorderſten unter das Fenſter gelangt, vor dem Heynsberg ſtand; hoch trug er ſein buntes Banner, ſo daß die goldnen Franſen in der Morgenſonne glitzerten, und weiter

bewegte ſich der Zug, langſam an der rechten Seite der Kirche entlang, Schritt für Schritt; denn dort drüben mußte die Menſchenmenge erſt noch von Heerkens und Eckmiller geordnet werden. Mehr als tauſend waren es: Schuſter, Keſſelflicker, Waſchfrauen, Näherinnen, Damen, nochmals Damen und auch Herren. Es währte und währte lange, bis Dekan Vrancken mit ſeinen Kaplänen den Zug beſchloß, und Heynsberg die Vorderſten, Ezermans mit ſeinem Banner an der Spitze, wieder links vom Turm erſcheinen ſah, wo ſie in die St. Annaſtraße einbogen, ſicherlich zu den auf dem Fluß liegenden Dampfern, die man gemietet hatte, um die Reiſe nach Noordwyk zu beginnen.

Tief betrübt ſchaute Heynsberg ſich dieſen Aufmarſch an. Dagegen hatte er gekämpft, und gewonnen .... nicht eine Menſchenſeele. Dagegen hatte er gekämpft, aber die Dummheit hatte triumphiert, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Anſtatt in dieſes Meer von Dummheit konnte man ebenſogut ins wirkliche Meer ſchlagen und mußte ſich noch freuen, daß ſie, beim wunderlichen Fortſchritt des Durchſchnittsmenſchen, nicht mehr das Recht hatten, einen zu verbrennen.

Einige Stunden ſpäter war Heynsberg am Bahnhof, wo Hannchen ihn, mit einem traurigen Lächeln auf dem Antlitz, im Wartezimmer begrüßte.

Sie wolle ihm noch gute Reiſe wünſchen, ſagte ſie.

Und nachdem er ihr zum Abſchied herzlich

die Hand gedrückt hatte und der Zug abgefahren war, schaute sie ihm nach, bis der letzte Wagen an einer Biegung des hohlen Weges verschwand.

Langsam wandelte sie wieder in die Stadt hinein. Aber als sie in der Ringstraße, dicht vor ihrer Villa angelangt, dort in der Ferne die Trauerweiden der Liester mit ihren traurig hängenden Zweigen gewahrte, wie ein Symbol eines Totenhofes, diese Trauerweiden, auf die sie während so vieler toter Stunden gestarrt hatte, fiel ihr plötzlich ein, daß von den drei alten Jugendfreunden, Andree, Etienne und ihr selber, zwei „heraus" waren, und da ging sie zurück nach dem Haus hinter der Ursulakirche, zu ihrem Vater, dem sie von ihrem unnennbaren Elend zum erstenmal sprach, und der sie mit einem Fluch gegen alles, was Priester war — sehr leise: kein Mensch konnte es hören — wieder zu sich nahm.

Tags darauf schon kam der Dekan Brancken und sagte, daß Ezermans bei ihm gewesen sei und ihm den Brief gezeigt habe, in dem Hannchen schrieb, fortan bei ihrem Vater bleiben zu wollen. Er sprach ernsthaft und doch freundlich, und hatte sogar etwas Joviales im Ton, als er daran erinnerte, daß jeder der Gatten doch das „Debitum" „reddere" müsse, das Schuldige (das „Debitum") der Gegenpartei geben („reddere"), seine eheliche Pflicht der Gegenpartei gegenüber erfüllen müsse.

Aber Hannchen war infolge des lang andauernden Elends halsstarrig geworden und antwortete ein wenig frech, daß Ezermans, wie der

Dekan ja sehr wohl wisse, nicht imstande sei, das „Debitum“ in Empfang zu nehmen.

Dagegen ließ sich allerdings nichts einwenden; Vrancken wählte daher einen Seitenweg und behauptete, daß es doch noch eine ganze Reihe anderer Dinge gäbe, die die Frau für den Mann zu tun habe.

„Ach,“ meinte Hannchen, „für sein Essen und Trinken kann ebensogut eine andere sorgen. Inzwischen nehme ich mir die Freiheit, Ihnen in Erwägung zu geben, Herr Dekan, nicht wieder Menschen zusammenzuführen, die nicht zueinander passen.“

Der Dekan ging.

Und Hannchen war ihrem Empfinden nach jetzt ebenfalls „heraus“. Sie fühlte sich frei, wenngleich es eine begrenzte und traurige Freiheit war.

* *
*

Ein halbes Jahr später erhielt sie von Ezermans einen Brief, in dem er sie ersuchte, wieder zu ihm zu kommen; daß er nämlich, offenbar durch die mächtige Fürsprache des heiligen Jerun, das Debitum nun reddere könne.

Aber Hannchen dachte nicht daran, ihre Liebe zu Heynsberg preiszugeben, ihre Hoffnung auf ein wahres Glück, und wäre es erst in späteren Jahren.

Anmerkungen.

[1]) Reliquien: Leiber oder Körperteile von Heiligen; oder Dinge, die mit Christus oder den Heiligen in Berührung kamen.

[2]) Zweite Nokturn: ein Teil des Breviers. Das Brevier ist das liturgische Buch, welches das kirchliche Stundengebet enthält. Jeder Priester muß täglich einen bestimmten Teil davon beten; früher sogar zu bestimmten Stunden; daher Stundengebet. Der erste Teil Matutinum, oder Mette (Nachtwache), wurde ursprünglich um Mitternacht gebetet. Gewöhnlich besteht die Mette aus drei Nokturnen. Die einzelnen Nokturnen aus Psalmen und Lesungen. Die Lesungen der zweiten Nokturn sind meist genommen aus Legenden der Heiligen, deren geschichtliche Unrichtigkeit nicht selten auf der Hand liegt. Daher: „er lügt wie eine zweite Nokturn".

[3]) Index: das Verzeichnis der von der katholischen Kirche verbotenen Bücher, wozu nicht wenige bedeutende Werke deutscher Gelehrter gehören, z. B. Kants Kritik der reinen Vernunft.

[4]) Vergleiche Max Henning: Römische Afterreligion oder „Frankfurter Lümmeleien"? Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M. 1909.

[5]) Ohrenbeichte: Nachweisbar hat der hl. Augustinus von der Ohrenbeichte nichts gewußt. Im Jahre 1215 wurde nichtsdestoweniger vorgeschrieben, jedes Jahr wenigstens einmal um die österliche Zeit zu beichten.

Digitized by Google

[6]) Kleine Beichte: wird in verschiedenen Gegenden Deutschlands das Einleitungsgebet zum Sündenbekenntnis genannt.

[7]) Litanei: Gebet, bestehend aus einer Anzahl kurzer Bitten, die zur Hälfte vom Vorbeter gesprochen und zur Hälfte von der betenden Gemeinde beantwortet werden.

[8]) Nach der Beichte eine freiwillige Gabe anzunehmen, ist heute noch in Holland und Polen gebräuchlich und nicht ganz in Wegfall gekommen, wie Herders Konversationslexikon behauptet.

[9]) Rosenkranz: Gebet, in welchem fünfmal (beim ganzen Rosenkranz fünfzehnmal) je ein Vaterunser mit zehn Ave Maria und einem „Ehre sei dem Vater" wiederholt wird. Die Vaterunser und Ave Maria werden an einer Perlenschnur gezählt, die auch Rosenkranz genannt wird.

[10]) Monstranz: ein meist tragbares Gefäß, zum Ausstellen von Reliquien oder der konsekrierten Hostie.

[11]) Stola: ein streifenförmiges Ornatstück, das der Priester um den Hals und vorn herabhängend trägt.

[12]) Rituale: ein Buch, in dem die Formulare und Gebräuche (Zeremonien) für Spendung der Sakramente, Weihungen usw. enthalten sind.

[13]) gratia status: die Gnade des Berufes, die, nach katholischer Lehre, jedem Menschen von Gott gegeben wird. Weil der katholische Priester den Zölibat beobachten muß, würde, nach katholischer Auffassung, dem dazu Berufenen die Gnade gegeben, denselben zu halten.

[14]) Aertnys: ein in katholischen Kreisen sehr angesehener Moraltheologe und Kanonist der Gegenwart; Mitglied des Redemptoristenordens. Er gilt als einer der besten Interpreten des hl. Alphons von Liguori. Seine hier öfters erwähnte Moraltheologie hat schon zehn Auflagen erlebt und ist beim Seelsorgeklerus und bei den Studenten der kath. Theologie sehr verbreitet. „Perquam lascivi" bei Aertnys Lib. VI, Appendix Nr. 349.

[15]) Kaiserschnitt. Aertnys stellt in Lib. VI Nr. 43 die Frage, ob der Geistliche verpflichtet ist, den Kaiserschnitt bei der soeben verstorbenen schwangeren Frau vorzunehmen, wenn sonst niemand da ist, der es tun könnte oder wollte.

Er antwortet: die einen halten ihn nicht für verpflichtet. Er, Aertnys, sei mit anderen der Ansicht, daß der Priester dazu verpflichtet sei, falls die Verwandten mit einverstanden sind und für die katholische Religion kein Nachteil zu befürchten ist.

[16]) Hl. Länge Christi: ist das von einem wundertätigen Kreuz zu Maastricht genommene Maß; auch Maß des hl. Kreuzes genannt (nicht zu verwechseln mit der „hl. Länge Christi", einem abergläubischen Mittel, das man in katholischen Gegenden vielfach findet).

[17]) Benediktus-Medaille: zu Ehren des hl. Benediktus geweiht.

[18]) Skapulier (Schulterkleid): zwei an einem Band befestigte Stückchen Stoff, deren eines auf der Brust, das andere auf dem Rücken herabhängt.

[19]) Subdiakon; der Priesterweihe gehen verschiedene andere Weihen voraus: die vier niederen Weihen, die Weihe zum Subdiakon (verbunden mit der Verpflichtung zum Zölibat) und die Weihe zum Diakon.

[20]) Diese Ansicht dürfte mit der historischen Wahrheit nicht ganz übereinstimmen und dürfte zum Teil auf einer Verwechslung mit Papst Alexander VI. beruhen.

[21]) L. VI, Nr. 344.

[22]) Meßrubriken: die rituellen Anweisungen in den liturgischen Büchern (hier im Meßbuch), die meist mit Rotdruck (rubrika-Rötel) geschrieben sind.

[23]) Vergleiche Aertnys, Theologia moralis, L. II., Nr. 80 ff.

[24]) Ursula: nach der Legende eine britische Königstochter, die mit vielen (11 000) Dienerinnen und Gefährtinnen nach einer Wallfahrt nach Rom in Cöln den Martertod erlitten haben soll. Die Zahl 11 000 wird von manchen erklärt, aus der Inschrift XI M V (XI milia virginum), die aber gerade so gut gelesen werden kann: XI Martyres Virgines (11 Märtyrinnen und Jungfrauen).

[25]) Ablaß: die von den kirchlichen Obern aus dem geistigen Kirchenschatz gewährte Nachlassung der zeitlichen Sündenstrafen, die nach Tilgung der Sündenschuld und der ewigen Strafe im Bußsakrament entweder hier auf Erden durch genugtuende Werke oder im Jenseits durch die Leiden des Fegfeuers noch zu büßen bleiben.

Digitized by Google

Vollkommener Ablaß-Nachlaß aller Sündenstrafen; unvollkommener-teilweiser Nachlaß.

Quadragenen: Nachlaß so vieler Strafen, als in früherer Zeit durch 40 Tage (quadraginta) verschärfter Buße abgetragen worden wären.

[26]) L. III, Nr. 527 II.

[27]) Frei nach George Egerton.

[28]) Diese Sitte stammt aus den ersten Zeiten des Christentums und besteht heute noch in Holland. In Deutschland ist sie längst abgekommen.

[29]) Messe, vom lat. missa, die Feier des Opfers in der katholischen Kirche; wenn feierlich und mit Gesang, Hochamt genannt. Mittelpunkt des Meßopfers ist die sog. Konsekration (Wandlung), bei welcher, nach katholischer Lehre, das Brot (Hostie) in den Leib und der Wein in das Blut Christi verwandelt wird.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerstraße 8

Willibald Alexis, Erinnerungen. Geh. M. 3.—, geb. in Kaliko M. 4.—.

Baldwin-Wilke, Das Teufelchen von nebenan. Eine humoristische Erzählung in 18 Kapiteln. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Leo Berg, Heine-Nietzsche-Ibsen. Essays. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.30.

Maximilian Bern, Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Emma Böhmer, Wenn die Sonne untergeht. Roman. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Michel Corday, Das Gedächtnis des Herzens. Roman. Deutsch von H. Michalski. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

El-Correï, Siehe, es beginnt zu tagen. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Selig aus Gnade. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Marie von Ebner-Eschenbach, Die Prinzessin von Banalien. Mit Illustrat. von H. Anker. Kart. M. 2.50.

Frederik van Eeden, Die Nachtbraut. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ernst Eilers, Haus Ellerbrook. Roman. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Georg Engel, Der verbotene Rausch. Novellen. 3. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Der Reiter auf dem Regenbogen. Roman. 8. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Hann Klüth. Roman. 23. Auflage. Wohlf. Ausgabe. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Die Last. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Zauberin Circe. Berliner Liebesroman. 5. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Die Furcht vor dem Weibe. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Das Hungerdorf. 4. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerstraße 8

Das Erbe, Sammlung ausgewählter deutscher Schriften. Herausgegeben von Ernst Lissauer.

Bisher erschienen:

Bd. 1. Mörikes Gedichte. Einleitung von Ernst Lissauer.

Bd. 2. Eichendorff, Die Glücksritter. Mit einer Einleitung von Dr. Hermann Todsen.

Bd. 3. Annette von Droste-Hülshoff, Gedichte. Mit einer Einleitung von Professor Ferdinand Gregori.

Bd. 4. August Kopisch, Heitere Gedichte. Mit einer Einleitung von Ernst Lissauer

Jeder Band geh. M. 0.50, geb. M. 1.—.

Otto Ernst, Einsam unter Menschen. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

L. Frei, Kettenträger. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Der neue Gott. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

— Todgeweihte Seelen. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Sturm und Sonne. Gedichte. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Albert Geiger, Martin Staub. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Adele Gerhard, Die Familie Vanderhouten. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Goethe, Der Mann und das Werk. Eine Biographie mit vielen Abbildungen, Handschriften usw. von Professor Eduard Engel. Geh. M. 8.50, in Leinen geb. M. 10.—, in Halbfranz geb. M. 12.—.

Otto von Gottberg, Theodore Roosevelt. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Grün-Frankl, Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und L. A. Frankl (1845—1876). Herausgegeb. von Dr. Bruno v. Frankl. Gr. 8°. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Adalbert von Hanstein, Achmed der Heiland. Eine epische Dichtung. Nin-Form. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

— Der Vikar. Novelle in Versen. 3. Auflage. Geb. M. 1.20.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerstraße 8

Anselm Heine, Aus Suomi-Land. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hoffmann von Fallersleben, An meine Freunde. Briefe. Herausgeg. von Dr. H. Gerstenberg. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.20.

Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland. Von Dr. H. Gerstenberg. Geh. M. 1.—.

— Gesammelte Werke. 8 Bände. Preis für jeden Band geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Bd. 1. Lyrische Gedichte.
„ 2. Lyrische Gedichte. Kinderleben. Vier Jahreszeiten.
„ 3. Lyrische Gedichte. Volksleben. Reg. zu Band 1—3.
„ 4. Zeitgedichte. Unpolitische Lieder.
„ 5. Zeitgedichte. Nachgelassenes.
„ 6. Gelegenheitsgedichte und Trinksprüche.
„ 7. Aus dem Leben. Band 1—4. Anhang.
„ 8. Aus dem Leben. Band 5—6. Anhang. Register.

— Kinderlieder. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Lieder aus Weimar. Kart. M. 1.—.

Robert Hunter, Das Elend der neuen Welt. Deutsch von Dr. A. Südekum. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Marie Janitschek, Auf weiten Flügeln. Novellen. 3. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Aus Aphroditens Garten:

Bd. 1. Maiblumen. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.
Bd. 2. Feuerlilie. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Die neue Eva. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Mimikry. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Heinrich Ilgenstein, Die beiden Hartungs. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Concordia Deutſche Verlags-Anſtalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerſtraße 8

E. de Joug van Beek en Donk, Frauen, die den Ruf vernommen. Roman. Deutſch von E. Otten. 6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Es kommt der Tag. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hans von Kahlenberg, Häusliches Glück. Variationen von einem Glücklichen. 3. Auflage. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,60.

— Die ſtarke Frau von Gernheim. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Bernhard Kellermann, Yeſter und Li. Roman. 6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hermann Kienzl, Die Bühne ein Echo der Zeit. Geh. M. 6,50, geb. M. 7,80.

Paul A. Kirſtein, Die da leiden. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Die kleinen Götzen. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Philipp Knieſt, Von der Waſſerkante. 6. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Wind und Wellen. 3. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Kaufleute und Schiffer. 2. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— An Bord und Strand. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

— Aus Sturm und Not. 2. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Aus der guten alten Zeit. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Ebbe und Flut. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Mite Kremnitz, Iſt das — das Leben? Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Eine Hilfloſe. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Was die Welt ſchuldig nennt? Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Die Getäuſchten. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Digitized by Google

Concordia Deutſche Verlags-Anſtalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerſtraße 8

Rudolf Lothar, Das Leben ſagt nein. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Kurfürſtendamm. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Karin Michaëlis, Betty Roſa. Roman. Deutſch von Mathilde Mann. Geh. M. 2.50, geb. M. 3,50.

— Däumelinchen. Erzählung. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Alex. Moszkowski, Riviera-Expreß. Humoresken. 3. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Top Naeff, Der ſtumme Zeuge. Tagebuchblätter. Deutſch von Elſen Otten. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Edith Nebelong, Unfruchtbar. Roman. Deutſch von Helene Klepetar. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hans Olden, Narren der Natur. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

L. Felix Pinus, Die Entfeſſelten. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Rudolf Presber, Das Mädchen vom Nil. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Die ſieben törichten Jungfrauen. 5. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Von Kindern und jungen Hunden. 9. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

— Die Diva und andere. 6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Von Leutchen, die ich lieb gewann. 25. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

— Theater. Ein Bündel Satiren. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Der Vetter aus Köln. Kleine Schwänke. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

— Alſo ſprach Shakeſpeare. 2. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Der Knick im Ohr. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Herm. Siegfr. Rehm, Lachende Masken. Geh. M. 2,50, geb. M. 3.50.

Karl Retſiem, Mit Schiller durch das Jahr. Buchſchmuck von Oskar Theuer. Geh. M. 0.75.

Digitized by Google

Concordia Deutſche Verlags-Anſtalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerſtraße 8

Max Ring, Erinnerungen. Gr. 8°. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Karl Rosner, Georg Bangs Liebe. Roman. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Rinnender Sand. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Sehnſucht. Roman. 8. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Der Ruf des Lebens. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Die Mumienhand. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,80.

Robert Saudek, Eine Gymnaſiaſtentragödie. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Dämon Berlin. Roman. 10. Auflage. Volksausgabe. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Der Mikado. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Alice Schalek, Schmerzen der Jugend. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Auguſte Schidlof, Knoſpen, Gedichte eines Kindes. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.80.

Freiherr von Schlicht, Leutnantsliebe. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Manuel Schnitzer, Das Buch von Peter und Fann. Nach den Erzählungen einer jungen Mutter. 3. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Werner von der Schulenburg, Die Chronik der Stadt Söderburg. Roman. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Eine Winterfahrt durch die Provence. Dichtung. Buchſchmuck von Lelée-Arles. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Walther Schulte vom Brühl, Helinor. Eine Dichtung. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Aus dem Geheimbuch eines Regierenden. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Silberne Schalen. Roman. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

— Der Meiſter. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Die Revolutzer. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerstraße 8

Walther Schulte vom Brühl, Sachsenschädel. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Der Prinz von Pergola. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Die Sünderin. Novelle. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.50.

Ewald Gerhard Seeliger, Mandus Frixens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Der Schrecken der Völker. Ein Weltroman. 5. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.20.

Bernhard Shaw, Sozialismus für Millionäre. M. 1.—.

Richard Skowronnek, Das Verlobungsschiff. Humoristischer Roman. 10. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Die Stimme der Großen. Herausgeg. von Dr. Otto Krack.

Bd. 1. Friedrich der Große. Kart. M. 1.60.

Bd. 2. Königin Luise. Kart. M. 1.60.

Bd. 3. Napoleon. Kart. M. 1.60.

Bd. 4. Voltaire. Kart. M. 1.60.

Rudolf Stratz, Die zwölfte Stunde und andere Novellen. 5. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Alfred Streit, Von der Wiege bis zum Frack Eine immerhin ernste Geschichte. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Henning von Sydow, Die Sünde aber der Eltern. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Traugott Tamm, Gül Hanum. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Im Lande der Jugend. Roman. 7. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Im Lande der Leidenschaft. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

— Auf Wache und Posten. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Im Föhn. Erzählung. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
in Berlin W. 30, Münchenerstraße 8

Henry F. Urban, Lederstrumpfs Erben. 2. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Aus dem Dollarlande. 2. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Der Eisberg. Humoresken. 2. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Die Maus Lula. Humoresken. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Die drei Dollarmacher aus Berlin. Eine humoristische Original-Erzählung aus dem deutschen Leben New-Yorks. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Paul Verlaine, Gedichte. Uebersetzt von Otto Hauser. Geh. M. 1,50, geb. M. 2.50.

M. de Waleffe, Maria von Magdala. Roman. Deutsch von H. Michalski. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Otto Weininger, Gedanken über Geschlechtsprobleme. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.80, in Saffianleder geb. M. 3.50.

Luise Westkirch, Der Marquis von Weyermoor. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Kains Entsühnung. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— König Haß. Roman. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Gustav Wied, Wie die Menschen einmal sind. Erzählungen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

A. de Wit, Eine Mutter. Erzählung. Deutsch von Else Otten. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Olga Wohlbrück, Das goldene Bett. Roman. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

University Library
32101 068985496

Digitized by Google